GABOR v. VASZARY

Sie

rororo

Zu diesem Buch

Der am 5. Juli 1905 in Budapest geborene Gábor von Vaszary ist einer der erfolgreichsten und amüsantesten ungarischen Erzähler. Seit langem schon hat er sich auch in Deutschland mit seinen Romanen „Zwei gegen Paris" und „Wenn man Freunde hat" sowie vor allem mit dem bereits früher als rororo Taschenbuch erschienenen „Monpti" einen großen Leserkreis geschaffen. 1929 hält er sich als Karikaturist, Illustrator, Plakat- und Portraitmaler längere Zeit in Paris auf, und von da an gehört seine Liebe der Seine-Stadt, deren Atmosphäre seine Bücher mit all ihrem Charme und ihrer Beschwingtheit einfangen. Die ihm eigene Mischung von chaplineskem Humor, lächelnder Melancholie und liebenswerter Herzenswärme machen ihn zu einem der wenigen wirklich originalen Autoren. Der vorliegende Roman erzählt von den drei Lieben des Journalisten Ypsilon, von Louise, die ihn verläßt, Céline, die ihm durch Krankheit entrissen wird, und Din, die ihn tröstet. Wir erleben alles, was die Liebe ausmacht: überschwengliches Glück und bitteres Leid, Umarmung und Trennung, Zärtlichkeiten und Streit. Die Welt des Montparnasse und der jungen Bohème mit so prächtigen Typen wie Bummel-Toni und Semmel-Hans, Ypsilons Freunden, ist herrlich ironisch, und doch voll echten Gefühls geschildert. Aber auch die sturmumwehte Küste der Bretagne, der blaue Zauber des Genfer Sees und der weiße Traum der Grenobler Berge. In diesen Stadt- und Naturlandschaften wird auf die rührendste und tappigste Art aneinander vorbeigeredet, -gelebt und -geliebt, bis es zu spät ist. Vaszary gelingt so ein unbeschwert heiterer, zugleich aber auch ein ergreifend gefühlsstarker Roman.

GÁBOR VON VASZARY

SIE

ROWOHLT HAMBURG

Der ungarische Originaltitel lautet „Ö“ · Deutsch vom Verfasser
Umschlag Karl Gröning jr. / Gisela Pferdmenges

rororo TASCHENBUCH AUSGABE
veröffentlicht Mai 1952

Ungekürzte Ausgabe. Copyright 1941 by Rowohlt Verlag GmbH., Hamburg. Alle Rechte vom I. P. Toth Verlag, Hamburg, vorbehalten. Umschlagdruck Hermann F. R. Stumme, Hamburg 13. Satz, Rotationsdruck und Einband im Lumbeckverfahren Clausen & Bosse, Leck. Printed in Germany

GÁBOR VON VASZARY · SIE

Ungekürzte
burg. Alle
druck He
Einband

ERSTER TEIL

1. Kapitel

VOR einer Woche sagte sie mir noch:
„Mein kleiner Schatz, ich liebe dich. Ich liebe dich so sehr, daß ich nachts erschrocken im Bett hochfahre, die Hand ans Herz presse und deinen Namen ins Dunkel flüstere. Mein Körper erschauert, meine Lippen zittern . . . ich muß ins Kissen beißen und meine Augen füllen sich mit Tränen . . ."

Das sagte sie vor einer Woche.

Ich erinnere mich auch noch, daß ich mir über die Haare fuhr und mich ganz grundlos räusperte:

„Oh, du verliebtes Dummchen, du weißt ja genau, daß du auf mich immer rechnen kannst."

Jawohl, das sagte ich. So geistreich bin ich gewesen. Ich machte dabei eine vornehm-lässige Geste — fast unbeschreiblich.

Eine Woche später hat sie mich betrogen. Und das ist jetzt. Jetzt kann ich gestikulieren, wie ich will.

Ich müßte sofort zu ihr zurück.

„Nein, meine Liebe, von Versöhnung ist keine Rede, ich bin nur zurückgekommen, weil ich vorhin ganz vergessen habe, eine Erklärung darüber zu verlangen, wieso du vor einer Woche noch sagen konntest, daß du nachts erschrocken im Bett auffährst und meinen Namen . . . du . . . ich erwürge dich mit einer Hand . . . Wo ist hier der Zusammenhang, Bestie? . . . Wo ist der Zusammenhang?"

Aber das ist ja gar nicht wichtig. Man muß einfach wahnsinnig werden.

Was soll jetzt mit mir werden? Meine Süße, Einzige, warum hast du mir das angetan?

Ich sitze auf der Terrasse des „Dôme" vor einer Tasse Mokka. Ein widerliches, schwarzes Geschlader, am liebsten würde ich das Zeug auf den Boulevard Montparnasse gießen . . .

Vor zwei Wochen sagte sie, (ich erinnere mich an alles):

„Ich liebe dich, wie noch kein Mensch einen andern auf dieser Welt geliebt hat."

Wenn sie nur das nicht gesagt hätte! Was fange ich jetzt mit diesem Satz an?

Wenn sie mich betrogen hat, warum war sie dann immer so zärtlich zu mir?

„Mon petit trésor", sagte sie. Mein kleiner Schatz.

Das war mein Verhängnis.

Ja, sie gab mir eine Menge Kosenamen. Was ist jetzt zu tun?

Also das ist es eben! Damals war ich ihr Trésor. Aber wenn man so plötzlich, von heute auf morgen, entwertet wird?

Und das passiert mir gerade jetzt, wo ich glücklich sein müßte. Wenigstens theoretisch . . . Gestern hatte ich noch keine Ahnung von all dem. Gestern verdiente ich fünftausend Franken und dachte mir, wir würden irgendwohin ans Meer fahren. Ich stellte mir vor, wie wild

sie im Zimmer herumhüpfen wird. Dann müssen wir gleich packen. morgen in aller Frühe geht die Reise los.

Schön, ich fahre eben allein an die See. Hol's der Teufel, ich werde sogar glücklich sein. Ein Glück, daß ich die Geschichte jetzt erfahren habe und nicht später. Wenn sich das erst am Meeresufer herausgestellt hätte — ich weiß gar nicht, was ich getan hätte. Je früher man über so etwas hinwegkommt, um so besser. Worum handelt es sich eigentlich? Na, das Meer wird mich schon trösten. Morgen muß ich unbedingt ans Meer fahren . . . Das Meer ist nicht Louise . . . Das Meer, das ist meine alte, große Liebe . . . Sowie ich das Meer erblicke . . . es wird ein großartiger Anblick sein und mich gefangennehmen . . . Letzten Endes bin ich doch nur ein Cocu, ein Hahnrei . . . Das wäscht nicht einmal das Meer von mir ab . . . Aber es wird mich trösten . . . Man muß sich trösten, das ist das Wichtigste . . . Ich habe das Meer noch nie gesehen, der Teufel soll dieses elende Weib holen . . . Wie hab' ich sie geliebt . . . Darauf kommt's jetzt nicht an . . . Ich will über das Meer sprechen . . . Das Meer habe ich immer geliebt: tief und unbesehen. Bisher nur nach den Bildern. Das ist eine unmenschlich große Liebe . . . Bestimmt hat sie mich nicht zum erstenmal betrogen und nicht nur mit einem . . . Verdammt, kann ich denn nicht zusammenhängend denken? . . . Seit Jahren habe ich eine Grammophonplatte, „Meeresrauschen" . . . Jeden Abend hab' ich sie mir vorgespielt. Es war bloß ärgerlich, daß man immer wieder aufstehen und den Apparat aufziehen mußte, wenn das Meer abgelaufen war. Das ist natürlich langweilig, und ich weiß auch gar nicht, mit wem mich die Bestie betrogen hat.

Am peinlichsten an der ganzen Geschichte ist, daß Louise sich einmal auf die Platte mit dem Meeresrauschen gesetzt hat. Ich hole nur meinen Koffer, Hemden und Anzüge und fahre sofort ans Meer, um Vergessenheit zu finden.

Dagegen ist mir eins absolut unklar. Warum hat sie gestanden, daß sie mich betrogen hat? Warum? Wozu mußte sie mir dieses Geständnis machen? Wozu war dieser Aufrichtigkeitskoller gut? Schon deshalb wär's der Mühe wert, zurückzugehen und sie zu fragen, warum sie mir das gesagt hat. Warum? Ein höllisches Rätsel.

Ich sagte ihr ja gleich: „Es ist ja gar nicht wahr, Louise. Du hast mich nicht betrogen. Das kann doch nur ein Witz sein."

Und habe dabei fast geweint.

Aber sie bestand leidenschaftlich darauf, daß es so war. Na, da soll sich einer auskennen. Jede andere anständige Frau leugnet sogar das, was man mit eigenen Augen sieht.

Vielleicht hat sie ein Freund von mir dabei ertappt. Gewiß hat sie der Semmel-Hans gesehen. Der Idiot treibt sich auch überall herum, wo er nichts zu suchen hat. Natürlich ist er jetzt nicht im Kaffeehaus, wie sonst jeden Abend, und ich kann keine Gewißheit von ihm haben . . .

Na, dort ist das Haus, in welchem ich wohne, und oben sitzt Louise und wartet auf mich. Die Fenster meiner Wohnung sind hell, folglich ist sie noch da. Die Zeit wird ihr bis morgen schon zu lang werden, und dann geht sie.

Ich spaziere um den Häuserblock herum und sehe von Zeit zu Zeit nach, ob in meinen Fenstern noch Licht ist, obwohl ich ganz genau weiß, daß das Gegenteil gar nichts zu bedeuten hätte; sie ging höchstens zu Bett, aber fort ist sie deshalb noch lange nicht, das heißt, sie gibt sich trügerischen Hoffnungen hin. Ich kann mir's vorstellen, in welchen Posen.

Planlos streife ich durch allerlei Gassen und sehe mir auch andere erleuchtete Fenster an, hinter denen die Leute noch wach sind.

Es ist bald Mitternacht.

Ihr Haar ist stumpf rot, besser gesagt rotbraun. Ich bin erst in der dritten Woche daraufgekommen und auch da nur, weil sie mich aufmerksam gemacht hat. Sie hatte schöne, klare Augen und einen wohlproportionierten Busen . . . Vor einer Woche noch war sie ganz überflüssig in meinem Leben. Und plötzlich wurde alles anders.

Mir gegenüber, auf der andern Seite, ist ein Fenster im zweiten Stock auch noch hell. Na, da lebt auch irgendwer . . . Es fragt sich nur, ob man hinter dem beleuchteten Fenster glücklich ist — und überhaupt. Vielleicht ist es ein junges Ehepaar. Sie umarmt ihn und reicht ihm den Mund.

Der ewige Zirkus.

Vielleicht ist sie bloß seine Geliebte. Sie muß sich beeilen, zu Hause wartet schon der Ehemann. Vielleicht sind sie längst miteinander verheiratet. Der Mann liest die Zeitung im Bett. Die Frau gähnt, hält aber die nackten Händchen nicht vor den Mund. Aber mit wem hat mich Louise betrogen?

In solchen Fällen muß man die verdächtigen, auf die man sonst nie einen Verdacht hatte: die guten Freunde. Vom Bummel-Toni kann keine Rede sein. Bummel-Toni ist nicht so. Außerdem hat er mit Louise kaum ein paar Worte gesprochen. An Semmel-Hans ist schon gar nicht zu denken. Das wär' absurd. Den Semmel-Hans hat Louise nie leiden mögen. Semmel-Hans spuckt immer beim Sprechen, besonders wenn er aufgeregt ist.

Sonst habe ich keine Freunde, die in Frage kämen. Es gibt wohl ein paar, aber die hat Louise nie gesehen.

Also mein Gott . . . mein Gott, wie kommt man zu so etwas . . . Nur die Fenster meiner Wohnung leuchten einsam ins Dunkel, und dieses eine Fenster im zweiten Stock des Nebenhauses.

Vielleicht liegt ein Kranker hinter diesem Fenster. Er liegt im Bett und starrt die Tapetenmuster auf der Wand an.

„Willst du was?"

Er nickt bloß müde mit dem Kopf, schließt die brennenden Augen und denkt an wer weiß was, während die anderen mit leisen Schritten um ihn herumgehen.

Vielleicht weint eine Frau in diesem Zimmer wegen irgend etwas und ahnt nicht, daß ich sie hier draußen bedaure. Aus voller Seele bedaure.

Vielleicht . . . Aber was geht mich dieses Fenster an, ich habe doch meine Fenster dort? Louise ist gewiß schon unruhig. Das ist ein wohltuendes Gefühl, entschieden — genügt mir aber nicht.

Ich höre ein leises Geräusch über mir und schaue empor. Hinter

meinem Rücken, in einem offenen Fenster der ersten Etage, lehnt eine Frauengestalt. Sie wendet sich ab, als sie merkt, daß ich sie ansehe. Gewiß hat sie mich während der ganzen Zeit beobachtet.

Im Dunkeln kann ich erkennen, daß sie einen Schal umhat, aber die eine Schulter ist nackt. Sie raucht eine Zigarette. Die Glut der Zigarette sprüht auf, wenn sie die Hand an den Mund hebt.

„Ein schöner Abend!" sagt sie zu jemandem, der hinter ihr im finstern Zimmer steht, und schließt das Fenster.

Wo ist das junge Mädchen, das ich sehr lieben könnte? Wohin müßte ich rennen, um sie zu finden? Sie, die mich jetzt trösten würde . . .

Gott hat die Frau für den Mann erschaffen, weil er sich allein nicht wohl gefühlt hat auf Erden. Das darf man nicht vergessen. Man darf auch nicht vergessen, was sonst in der Bibel steht. Wie Gott das Licht erschaffen hat: „Und Gott sah, daß es gut war." Als er das Meer vom Festland trennte: „Und Gott sah, daß es gut war." Als die Obstbäume erschaffen waren: „Und Gott sah, daß es gut war." Als die Tage und Nächte erschaffen wurden, als die Vögel in der Luft und die Fische in den Gewässern, alle Tiere, die da kreuchen und fleuchen, erschaffen wurden — jedesmal, immer wieder bemerkt die Bibel: „Und Gott sah, daß es gut war." Aber bei der Erschaffung des Weibes heißt es in der Heiligen Schrift nicht mehr: „Und Gott sah, daß es gut war." So taktvoll ist die Bibel. Heda, Leute, niemand sah, daß das gut war!

Schließlich und endlich hat man auch für mich eine Frau erschaffen. Wie sie ausgefallen ist, bleibt sich gleich, aber ich muß diese einzige finden, um, so gut es gehen mag, glücklich zu werden. Und diese Frau ist eben nicht Louise. Ich kam gar nicht dazu, ihr das auseinanderzusetzen. Es wäre auch furchtbar peinlich gewesen.

Wo ist die Frau, die zu mir gehört? Wohin muß ich mich wenden, um sie zu finden? Wo soll ich sie suchen? Soll ich nach Spanien stürzen, um sie zu holen? Oder sitzt sie vielleicht irgendwo in Italien in ihrem Zimmer, läßt das Buch aus ihrer Hand müde in den Schoß gleiten, während sie träumerisch auf die Tapete starrt und ihre Seele mich sucht? Wo ist sie? Vielleicht ist alles vorbei, bis ich sie endlich finde. Vielleicht ist sie eine Eskimofrau am Nordpol, und ich komme zu spät; sie ist längst verheiratet, und ihr Gatte hat sie bereits sämtlichen Gästen vorgesetzt.

Vielleicht ist sie hier, in Paris? Vielleicht wohnt sie nebenan und ich gehe so stumpfsinnig durch die Gassen, daß ich sie immer wieder verfehle? Oder habe ich sie vielleicht zu Hause, in Budapest gelassen? Und sie sitzt und sitzt und wartet und sagt: „Aber warum denn? . . . Du lieber Gott, warum?" Sie hat beim Aufräumen Handschuhe an und beutelt das Staubtuch am Fenster aus. Ihre Gestalt ist zierlich, schlank. Sie wohnt in einem modernen Mietshaus, wo man die Fußmatten und die Ansprüche in Ketten legen muß. Die Dame heißt Zizi, eventuell Dodo, oder Manji, Pötji, Pipi, Dudi, Lutyko, Lepi, Finzi, Pipo . . .Was in Budapest für Zustände herrschen müssen, daß sich die Frauen mit solchen Namen ein bißchen Poesie in die rauhe Wirklichkeit lügen . . .

Indessen wurde auch das Fenster im zweiten Stock finster.

Bis zum Morgengrauen strolchte ich todmüde mit meinem Liebeskummer durch die Straßen, und erst da fiel's mir ein: Vielleicht geht Louise auch in der Früh nicht fort, sondern will meine Heimkehr um jeden Preis abwarten. Was dann? Zum Schluß gehe ich nach Hause und verzeihe ihr alles. Jedenfalls wär's das bequemste.

Der Morgen dämmert. Von Zeit zu Zeit kehre ich immer vor dieses Haus zurück, um meine hellen Fenster anzustarren. Ein Lastauto rattert durch die Straßen und scheucht die schmutzigen Häuserblocks aus ihren trägen Träumen. Die finsteren Toreingänge speien Menschen aus, die zur Arbeit hasten. Manchen ist sogar diese frühe Stunde schon zu spät, denn sie gehen mit eiligen Schritten zur nächsten Métrohaltestelle. In den Bistros trinken heisere Männer in Pullover und Arbeiter in blauen Blusen ihren Morgenwein.

Die Fenster meiner Wohnung sind noch immer hell, aber langsam verliert das Licht, das auf die Straße fällt, seine Kraft. Der Himmel hat eine geschmacklose Farbe. Noch nie habe ich einen so geschmacklosen Pariser Morgen gesehen. Louise ist beim Warten gewiß eingeschlafen und ließ das Licht brennen.

Der kribbelnde Schmerz, der gestern abend über mich hereinbrach, hat sich zu unüberwindlichem Ekel vertieft.

Ich ging ins Kaffeehaus zurück, um zu frühstücken, und dann in ein Bad. Gegen Mittag trommelte man mich aus der Wanne, ich war eingeschlafen. Das war meine dritte durchwachte Nacht. In der ersten habe ich gearbeitet, in der zweiten gebummelt, in der dritten kam dieser Kummer. Eine nette Einteilung. Wenn man sehr traurig ist, soll man nicht einschlafen, denn das Erwachen ist sehr unangenehm. Kaum öffnet man die Augen, nimmt man den Schmerz wieder auf sich, kleidet sich müde und zerschlagen an und tritt wieder ins Leben hinaus.

Ich aß in der Nähe der Gare de Lyon in einem überfüllten Restaurant und setzte mich sodann mit großem Entschluß in den nächsten Zug, der ans Meer fuhr. Mit dem Hut in der Hand, ohne Mantel, ohne Gepäck.

Die Karte löste ich bis Saint-Malo. Soviel ich wußte, umspült der Atlantische Ozean dort die Küste der Bretagne, die auch durch ihren Apfelwein rühmlichst bekannt ist. Aber eine Landkarte im Korridor des Zuges belehrte mich, daß Saint-Malo bloß am La Manche-Kanal liegt, einen Katzensprung weit von der Normandie — auf der Landkarte nämlich. Das verstimmte mich riesig. In meiner augenblicklichen Gemütsverfassung brauche ich den Ozean wie einen Bissen Brot. Mit dem La Manche-Kanal mache ich mich nur lächerlich.

2. Kapitel

EINE Zeitlang saß ich vornehm in meinem Abteil erster Klasse, aber dann wurde es mir zu langweilig. Allein sitzen und vornehm sein ist ermüdend. Ich ging auf den Korridor und zündete mir eine Zigarette an. Schon stand eine Dame mit einem rosafarbenen

Schal da und sah mich sofort an. Ich sie ebenfalls. Wer weiß, warum sie auf Reisen ging.

Ich griff mit einer lässigen Gebärde nach meiner Uhr, denn in solchen Fällen registriere ich immer die genaue Zeit, als mir einfiel, daß ich keine Uhr habe, das heißt, sie ist noch immer im Mont-de-Piété, kurz, im Leihhaus, das die Franzosen sehr fein den Berg der Pietät nennen. Kurzum, über Mangel an Pietät kann ich nicht klagen, bloß meine Uhr ist nicht da.

Daß ich die Uhr auf den Berg der Pietät tragen mußte, verdanke ich ebenfalls einer Frau. Auch das war eine himmelhohe Liebe. Sie hatte einen Pantherleib, kornblaue Augen, Haare wie Sonnenstrahlen und eine Seele schwarz wie die Nacht. Vorbei, vorbei. Vielleicht hat sie seither irgendeiner schon erwürgt. Die Atmosphäre des Zuchthauses sei ihm leicht.

Mit einem Wort, seit einem halben Jahr habe ich keine Uhr. Ich weiß gar nicht, wieso ich zu dieser verspäteten Geste kam. Während dieser Zeit habe ich oft eine Menge Geld gehabt, aber irgendwie vergaß ich immer wieder meine Uhr, das heißt, sie fiel mir stets nur dann ein, wenn ich nichts machen konnte. Zum Beispiel mitten in der Nacht, oder auf der Spitze des Eiffelturms, und bis ich herunterkam, war es Mittag und das Leihhaus zu.

Einmal ist sie mir auch zu einer bürgerlichen Zeit eingefallen — sofort sprang ich vom Tisch auf, denn ich aß gerade, und stürzte auf den Berg der Pietät. Ich mußte mich an das Ende einer langen Reihe stellen, aber damals war ich zu allem entschlossen. Eine Stunde später kam ich zu einem Käfig, in welchem ein Herr mit einem Kneifer auf der Nase saß. Ich drehte meine sämtlichen Taschen um und legte auf das schmale Brett vor dem Schalter alte Métrobillette, Schnürsenkel, Briefe, Papiere, das Strumpfband einer Frau, (kaum konnte ich es im letzten Moment wieder in meiner Tasche verschwinden lassen) — kurz, ich legte eine Kollektion der unmöglichsten Dinge auf das Brett, bloß den Versatzzettel konnte ich nicht dazulegen, so sehr ich mich auch bemühte.

Ich sah die Innenseite sämtlicher Briefumschläge an, die ich bei mir trug; ein dicker Herr am Ende der Reihe brummte darüber. (Merkwürdig, wer zuletzt kommt, ist immer am ungeduldigsten.)

Meine Agonie dauerte noch eine Weile; als ich aber merkte, daß das Publikum die letzten Reste jeder Sympathie für mich verlor, trat ich resigniert aus der Reihe.

Später fand ich den Zettel — zu Hause — in meiner Tasche. Aber da hatte ich nicht mehr die seelische Spannkraft, wieder zurückzugehen.

Jetzt fiel mir die Uhr wieder ein, aber was hab' ich davon?

Nach all dem wurde mir die Dame mit dem rosafarbenen Schal ein Greuel.

Wir fuhren durch schöne, üppige Gegenden. Zwischen blumigen Wiesen standen kleine Häuser. Eine Kuh ging gelassen über die Landstraße, hinter ihr ein bloßfüßiger Junge mit einem grünen Ast in der Hand. Er schlug damit von Zeit zu Zeit auf die Kuh ein.

Durch die Kuh fiel mir wieder Louise ein. Nicht einmal die Natur darf ich straflos bewundern . . .

Ich guckte in sämtliche Abteile hinein. Auf dieser Strecke fuhren erstaunlich wenig Leute erster Klasse. Die Passagiere, die ich bis jetzt sah, interessierten mich nicht. (Auch Louise interessierte mich nicht mehr.)

In einem Abteil entdeckte ich ein alleinreisendes junges Mädchen. Sie lag auf einer Plüschbank und schlief. Dieses Mädchen scheint keine Romane zu lesen, da sie sich so ruhig zu schlafen traut. Im zwanzigsten Jahrhundert macht sie so etwas! Mit der wird's bestimmt schiefgehen, vielleicht ist es sogar schon schiefgegangen. Gewiß hat sie schon geschlafen, als ich vornehm in meinem Abteil saß und auf sie wartete. Ich wartete auf die nette Reisegefährtin, auf die schöne, schlanke junge Dame, die plötzlich vor der Kupeetür erscheint, um sie mit ihrer behandschuhten Rechten aufzumachen und zu fragen: „Ist hier ein Platz frei, mein Herr?"

Das sagt sie und zieht in mein Leben ein.

Ihre Gefühle und sonstigen Talente legt sie in große Koffer gepackt ins Gepäcknetz meines Herzens und setzt sich anmutig darunter, mit gekreuzten Beinen. In der Hand hat sie einen modischen Roman, im Schoß eine schmale silberne Zigarettendose. Anfangs wird sie so sittsam dasitzen und mich nur verstohlen ansehen, wenn sie eine Seite umwendet. Manchmal blickt sie auch auf die Telegraphenstangen vor dem Fenster, die einen an leere Notenlinien erinnern. (Besonders, wenn man kein Gehör hat und absolut nichts von Musik versteht.)

Zuerst fragt sie sehr höflich:

„Darf ich das Fenster schließen, mein Herr?"

Später wird sie, ganz ohne zu fragen, ja gegen meinen Willen alles aufmachen und zumachen und durcheinanderbringen. Denn das ist die Liebe.

Einen richtigen Reisenden habe ich auch gesehen. Er hatte einen schönen gelben Schweinslederkoffer, mit Riemen, Leinenüberzug und Visitenkarte, die in Leder eingerahmt an dem Koffer baumelte.

Der Reisende selbst war auch sehr standesgemäß ausgerüstet. Vor allem hatte er eine nagelneue, graue Sportmütze und eine große Hornbrille. Er saß da in seinem Homespunanzug, mit cremefarbenem Seidenhemd und lässig gebundener, blaugetupfter Krawatte, butterfarbenen Handschuhen und gelben, dicksohligen Halbschuhen. Das Gesicht frisch rasiert, im Mund eine leere, silberne Zigarettenspitze. Ihm gegenüber auf dem Sitz lag ein hellbrauner Überzieher, mit stumpfgrauer Seide gefüttert.

Na ja, so muß man reisen, wenn man schon eine Reise macht.

Diesen Mann beneide ich sogar um seine Kurzsichtigkeit.

Ich selbst habe Paris bar jedes Gepäcks verlassen.

Wenn man mir auch Hörner aufgesetzt hat, so ist das noch keine Entschuldigung dafür, ohne Reiseausrüstung einen Zug zu besteigen.

Unglücklich ging ich in mein Abteil zurück. Auf der nächsten Station will ich aussteigen, um wenigstens die allernötigsten Reiseutensilien zu besorgen. Ich will zumindest einen gelben Koffer mit extra

Riemen und Leinenüberzug kaufen, einen Visitkartenbehälter aus Leder und buttergelbe Handschuhe.

Die nächste Station war Lisieux. Sie sah wenig vertrauenerwekkend aus — sehr unwahrscheinlich, daß hier buttergelbe Handschuhe zu kriegen sind.

Damals wußte ich noch nichts von Lisieux, ich wußte nicht, daß es eine Heilige von Lisieux gibt, von der ich später ein Altarbild malen werde. Die gertenschlanke Karmeliterin war eine der schönsten Heiligen; um ihre Lippen spielte ein viel rätselhafteres Lächeln als auf dem Gesicht der Gioconda.

Die nächste Station war Caen. Ich kannte den Namen von der Speisekarte her: Tripes à la mode de Caen. Kuttelfleck auf Caener Art.

Na, hier will ich aussteigen. Ich hab's ja durchaus nicht eilig. Von Zeit zu Zeit tat mir auch das Herz noch weh. Hier steige ich aus, um mich ein bißchen auszuruhen.

Der Taschner wollte gerade schlafen gehen, als ich klingelte. (Ohne Koffer kann ich nirgends absteigen.)

Ich kaufte einen schönen, großen, geschmacklosen Koffer.

Morgen wird die Stadt voll mit Taschnern und billigen Koffern sein, einer schöner als der andere.

Der Hotelportier wollte mir den leeren Koffer um jeden Preis aus der Hand winden und ließ es kaum zu, daß ich ihn selbst auf mein Zimmer trage. Ich gab ihn aber nicht her, denn ich war durchaus nicht neugierig darauf, wie bestürzt ein Portier aussieht, wenn er ihn aufhebt und seine Gewichtslosigkeit merkt.

Im kalten Bett fiel mir Louise ein, und mein Herz tat wieder weh. Ich habe diese Frau geliebt . . . oh, wie ich sie geliebt hab' . . .

Mitten in der Nacht setzte ich mich in meinem Bett hoch, denn es kam mir vor, als hätte ich das Murmeln des Meeres gehört. Aber dann sah ich ein, daß dieses Gefühl ganz absurd war. Genau so absurd, wie Kuttelfleck eine Speise zu nennen — sogar in Caen.

Morgens grinste mich das Stubenmädchen zweimal an, ich war überrascht und ging nachher sofort, mir Wäsche zu kaufen, außerdem ein Trikot und einen Bademantel. Ich werde zwar wahrscheinlich nicht baden, aber haben muß ich die Sachen doch, wenn ich schon einmal ans Meer fahre. Kaufe ich sie nicht, ist es ebenso wahrscheinlich, daß ich vor lauter Verlangen, ins Wasser zu gehen, irrsinnig werde. So ist meine Natur.

Ich stieg in den nächsten Zug ein. Der Kummer kam immer, überallhin mit, hätte mich um keinen Preis verlassen und benahm sich absolut charakterlos. Einmal flüsterte er mir ins Ohr: mach dir nichts draus, jeder wird betrogen. Das Ganze ist so unwichtig. Im nächsten Augenblick sagte er: Na, du Idiot, du Gehörnter, dich hat man ja gründlich erledigt . . .

Bayeux war die nächste Station. Es ist mir gar nicht eingefallen, auszusteigen, aber der Schaffner wandte sich plötzlich an mich und sagte:

„Gehört dieser Koffer Ihnen?"

„Ja."

„Steigen Sie nicht aus?"

„Doch", sagte ich eilig. Ich bedankte mich für seine Aufmerksamkeit und stieg sofort aus. Wir grüßten einander höflich, und erst als der Zug verschwunden war, kam ich drauf, daß mich dieser Mann hintergangen hatte. Denn wozu bin ich hier ausgestiegen? Ich habe ja nichts auf der Welt in Bayeux verloren.

Meinen Koffer gab ich ab und ging die Stadt anzusehen.

Wenn ich in eine fremde Stadt komme, gehe ich immer zuerst in die Kirche und dann gleich auf den Friedhof. Der interessiert mich immer ganz besonders.

Als ich einen Rundgang durch Bayeux gemacht hatte, ging ich wieder auf die Bahn, holte meinen Koffer und begann zu warten.

Und da ereignete sich etwas Wunderbares. Der Zug kam, aber nicht von der Station her, wie man's mit Recht erwarten konnte (sogar in diesem Seelenzustand, nachdem Louise mich betrogen hat), nein, er tauchte bei einer Straßenbiegung hinter dem Stationsgebäude auf und war ein ganz kleiner Zug, ein Füllen von einem Zug. Er kam, blieb auf dem kleinen Platz hinter der Station stehen und blies zwei Dampfwolken aus. Alles war normal an ihm, wie bei einem richtigen Zug, bloß ganz klein. Vor Staunen blieb mir der Mund offen.

Die ungewöhnlich schmalen Schienen waren mir schon zuvor aufgefallen, aber ich dachte, sie führen zu irgendeiner Kohlengrube.

Indessen kam aus der Richtung Paris ein Personenzug normaler Größe an. Männer in Reisemützen, kreischende Frauen, die ihre Kinder an der Hand zerrten, stürzten aufgeregt aus der Station und stiegen in den kleinen Zug ein.

„Beeilen Sie sich, Monsieur", rief ein Herr aus einem Waggon, „sonst versäumen Sie den Zug." Ich war so froh, daß es einen Menschen gab, der um mich besorgt ist.

Ein Soldat sprang ab, nahm meinen Koffer und trug ihn hinauf.

„Los, einsteigen", sagte er und half mir hinauf, mit der herzlichen Bereitschaft, die bei den Kindern Frankreichs so häufig ist und immer nach einer Gelegenheit sucht, anderen zu helfen. Diese liebenswürdige, freundliche Hilfsbereitschaft wollte ich nicht damit lohnen, daß ich ihn vor den anderen lächerlich machte. Zweifellos wäre dieser Fall eingetreten, wenn ich erklärte, daß ich mit diesem lachhaften Babyzug gar nicht wegfahren wolle, sondern bloß aus Neugierde herkomme, weil ich so was noch nie gesehen habe. — Wozu auch? Es ist so schön, loszufahren — unbekannt, wohin.

Der kleine Zug legte eine phantastische Strecke zurück. Erst lief er durch die Gassen, — schmale, kleine Gäßchen, die bergauf und bergab holperten —, und manchmal so nahe an den Häusern vorbei, daß ich das Gefühl hatte, im nächsten Augenblick biegen wir in ein Haustor, fahren aufs Dach hinauf und der Micky-Mouse-Film beginnt.

Dann ließen wir die Straßen hinter uns (von Zeit zu Zeit natürlich stehenbleibend wie eine Tramway), und stürzten ins Freie. Der kleine Zug hetzte sich immer mehr in die Sache hinein und rannte wie verrückt; manchmal machte er sogar große Hopser.

Die anderen betrachteten gelangweilt die Landschaft oder einander und benahmen sich durchaus natürlich.

Nach einer Fahrt von etwa anderthalb Stunden kamen wir irgendwo an. Alles stieg aus; ich ebenfalls. Von weitem sah man so etwas wie das Weichbild einer Stadt, rechts standen schattige Bäume, links und in der Richtung, aus der wir kamen, gab es blumige Wiesen. (Und in meinem Herzen den Kummer).

Einen kleinen Jungen, der ein Stückchen zurückblieb, rief ich vorsichtig an:

„Hallo, Kleiner, komm doch her!"

„Na, was gibt's?" fragte er mit tiefer Baßstimme.

„Wohin führt dieser Weg?"

„Nach Port-en-Bessin."

Sofort stellte ich meinen Koffer nieder, nahm meinen Atlas hervor — den habe ich auch noch in Caen gekauft — und begann, aufgeregt darin zu blättern.

„Welche Stadt haben S' denn verloren, Herr?" sagte jemand hinter mir.

Es war ein Bauer, mit einer großen Einkaufstasche unterm Arm und riesigen Holzpantinen an den Füßen.

„Ich suche das Meer."

„Suchen S' es nicht hier, sondern ein bissel weiter!" sagte er, zeigte nach vorne und ging seines Wegs.

„Weiter?"

Ich fühlte einen Stich im Herzen.

Nach kaum hundert Schritten kam mir ein Matrose entgegen. Sofort zündete ich mir eine Zigarette an. Eine Frage von Sekunden, und ich werde das Meer sehen. Zum erstenmal im Leben . . . Nur Ruhe, mein Lieber, eine große Portion Glück steht dir bevor.

Da ging ich schon zwischen stockhohen Häusern, und plötzlich sah ich am Ende der Straße hohe, schwarze, riesige Zahnstocher zum Himmel starren; manche waren halb in graue Leintücher gewickelt. Und dann sah ich die Barken, die zu den Zahnstochern gehörten. Wir waren im Hafen. Ein sonderbarer Geruch hing in der Luft.

Und das Meer war auch da.

Es sah aus, wie ein unvorstellbar schönes, in schmutzige Lumpen gekleidetes Zigeunermädchen.

Mir stockte der Atem. Das Meer . . . so plötzlich war es da. Weiter draußen brachen sich die Wellen, schaukelten, klammerten sich aneinander, gingen unter, erhoben sich wieder. In mächtigen, breitrandigen Hüten, schenkelhohen Stulpenstiefeln, mit braunen, schrammigen Gesichtern und scharfblickenden grauen Augen saßen die Fischer auf der Steinmole und ließen die Beine übers Wasser hängen.

Weiter oben griffen zwei riesige Dämme wie die Fühler eines gigantischen Hirschkäfers in das Meer.

Ich ging mit meinem Koffer auf einen dieser Fühler zu, in der Richtung des offenen Meeres. Die Wellen schlugen an die Außenwand der hohen Steinmauer und spritzten ein-, zweimal über mein Gesicht.

Es schmeckte ausgesprochen nach Salz. Mein Ehrenwort. Die Be-

schreibungen lügen also nicht. Die Luft war scharf und roch eigentümlich nach Fisch. Die Sonne schaukelte sich am Himmel. Du lieber Gott. Das Meer, das Meer ...

Wenn den Damm nicht eine Steinmauer geschützt hätte, ich wäre bei Gott ins Wasser hineinspaziert, meinen Koffer in der einen, den Atlas in der anderen Hand.

Am liebsten hätte ich mich weinend vor den Wellen niedergeworfen. Ich kam mir wie ein verirrtes Kind vor, das ins Elternhaus zurückfindet. Die Mutter beugt sich liebevoll zu ihm herab: „Wo, zum Teufel, warst du denn so lange, du schlimmer Fratz?"

3. Kapitel

ES war angenehm warm.

Die Sonne hing schon am Himmel und das Meer rührte sich kaum, es schnaufte bloß wie ein Betrunkener, der längelang am Boden liegt.

Ich saß auf der Steinbalustrade des Damms und baumelte mit den Beinen, dann spuckte ich ins Meer. Das war menschlich. Ich kann doch nicht vor lauter Rührung wie ein Eierkuchen auseinandergehen. Dann mag ich das Meer auch gar nicht, wenn es sich im Sonnenschein herumwälzt. Ich bin dafür, daß es sich im Sturm aufbäumt und die Wellen wild aufschlagen. Auch Löwen mag ich nicht, wenn sie schlafen. Ein Löwe soll brüllen und sich sprungbereit ducken, dann aber natürlich nicht auf mich springen, denn ich lege viel mehr Wert auf Beobachtung als auf plötzliche Flucht.

Das Meer ist nur dann schön, wenn es heult, brüllt, tobt, braust und haushohe Wellen ans Ufer speit, aber so? Es ist zu sanft und gewiß lau, wie eine kleinbürgerliche Liebe. Baden könnte man auch, es gibt aber keinen Strand, und ohne Sand kann ich nicht baden. So würde es kommen, ich hab's ja gewußt. Wozu hab' ich jetzt mein Trikot und den neuen Bademantel? Sie liegen in meinem gelben Koffer. Ich lasse mich von der Tücke des Objekts aber doch nicht in das kalte Wasser hetzen.

Der Streit mit mir selbst war im schönsten Gang, da kam ein junger Fischer den Damm entlang auf mich zu. Er begegnet mir zum erstenmal im Leben. Ich will diesen Mann auszeichnen.

„Monsieur, wann ist hier die Badezeit?"

„Was für Zeit, Monsieur?" fragte er und nahm die Zigarette aus dem Mund, um ausspucken zu können.

„Ich meine: wann und wo man hier badet?"

„Wer denn?"

„Sehen Sie, auch das interessiert mich. Wer badet hier, wann und wo? Wann baden zum Beispiel Sie, Monsieur?"

„Ich? Wozu sollte ich baden, Monsieur?"

Wir plaudern noch einige Zeit. Es gelingt mir, folgendes zu erfahren:

1. Die Fischer baden niemals. Wenn einer doch badet, so bedeutet dies, daß seine letzte Stunde geschlagen hat. Die Gründe hierfür erkläre ich unter Punkt drei.

2. Die Fischer können nicht schwimmen. Sie tragen wasserdichte, schenkelhohe Stiefel mit schweren Bleieinlagen in den Sohlen. Die Bleieinlagen sind da, um ihr Gleichgewicht zu erhalten, wenn die Wellen die Fischerbarken über Gebühr schaukeln. Die Fischer sind also eine Art „Stehaufmännchen"...

3. Wenn ein Fischer badet, dann ist das so zu verstehen, daß er samt den Kleidern ins Wasser fällt, und da bedankt er sich nicht dafür, denn kaum fällt er hinein, geht's in rasendem Tempo auf den Grund, dort bleibt er stehen. Dies verdankt er eben seinen Stiefeln mit den Bleieinlagen. Wer weiß, wie viele Fischer schon auf dem Meeresgrund herumstehen und wie langweilig das ist.

Die alte Bauernfrau, bei der ich abstieg — es gibt nirgends ein Hotel — hat auch einen Toten: ihren Sohn. Auch er steht schon manches Jahr irgendwo auf dem Meeresgrund.

Die Wohnung der Mutter Brière roch ganz eigentümlich, und die Einrichtung erinnerte nur insofern ans Meer, als in der Mitte des Kamins, zwischen der Armee vergilbter Familienbilder, unter einer Glasglocke eine hübsche kleine Segelbarke stand. So geschickt ausgeführt, daß nicht einmal die winzigen Matrosen darauf fehlten.

In den ersten Tagen war ich's selber, der Mutter Brière bat, Fischergeschichten zu erzählen.

Sie kannte nur eine einzige: Die Triquette II. war ein dreimastiger Fischerkutter und stach am 14. März 1897 von Saint-Malo aus in See. Schon am 16. März landete sie im Jenseits mit zweiundvierzig Mann. Das war der Kern der Geschichte. Mutter Brière erzählte sie mir jeden Tag zweimal. Die Tatsache, daß zweiundvierzig Mann einfach im Meer umgekommen sind, interessierte mich, offengestanden, nicht besonders. Ich zuckte mit keiner Wimper. Fünf Leichen wären mir viel lieber gewesen, wenn Mutter Brière die Einzelheiten genauer erzählt hätte, wenn die Leute ein bißchen um ihr Leben gekämpft hätten, bevor sie starben. Oder wenn sich zum Beispiel alle hätten retten können bis auf den Kapitän, der mit verschränkten Armen auf Deck stehenblieb, während sein langer weißer Bart im Winde wehte.

Wenn ich erst abends nach Hause kam und Mutter Brière niemanden gehabt hatte, dem sie erzählen konnte, dankte sie eisig für meinen Gruß, machte stumm das Bett, goß frisches Wasser in die Waschschüssel und wünschte tonlos gute Nacht.

Mein Verhältnis mit dem Meer dauerte genau fünf Tage, bis sich die ersten Ereignisse abspielten. Die ersten fünf Tage verliefen ziemlich eintönig. Zuweilen kränkte ich mich schrecklich wegen Louise, aber körperlich lebte ich ausschließlich der Flut und Ebbe. Ich sammelte seltene Muscheln (wirkt ausgezeichnet bei Liebesschmerz), die einen mörderischen Gestank in meinem Zimmer verbreiteten. Trotzdem sammelte ich sie eifrig zwischen den beiden Dämmen, an einer Stelle, die bei Ebbe vollkommen trocken war.

Die Flut war einfach majestätisch: plötzlich kam eine riesige Welle, duckte sich und sprang erst hoch, wenn ich mich einen Augenblick abwandte. Da stürzte sie sich auf mich, so daß ich ausrutschte und samt meinen Muscheln ihre Beute wurde. Dieses eiskalte Bad nahm mir

den Atem. Ich lief pitschnaß nach Haus. Auf der Landstraße fiel ich zweimal hin und sah plötzlich aus, wie ein riesiges paniertes Wiener Schnitzel. Der Nordwind blies aus Kräften, und meine Kleider fühlten sich an wie ein eiskalter Prießnitzumschlag. Inzwischen brach auch das Gewitter los, das schon lange lauernd in der Luft hing.

„Mutter Brière, schälen Sie mich bitte rasch aus den Kleidern und machen Sie das Bett! ... Und einen heißen Tee! ... Rasch! ... Rasch! ...“

Meine Zähne schlugen gegeneinander, in meinem Kopf sauste es, meine Knie waren ganz blutig. Ich habe mich tüchtig angeschlagen, wie ich hingefallen bin. Und dann kam der Schüttelfrost. Meine Haare waren eine einzige Kotmasse, man müßte mir den Kopf waschen.

„Wärmen Sie ein bißchen Wasser, Mutter Brière, rasch, rasch! Gibt es hier einen Arzt?“

„Einen Arzt?“

„Also nicht. Dann müßte jemand nach Bayeux um eine Tetanus-Injektion. Haben Sie Eau oxygénée?“

„Wozu?“

„Sehen Sie denn nicht, daß meine Knie ganz blutig sind? Machen Sie mich nicht nervös! Führen Sie meine Anordnungen durch, solange ich noch bei Besinnung bin.“

Eau oxygénée gibt es keins, aber sie würde ein wenig Pferdemist auf die offene Wunde legen. Das sei das beste Mittel.

Vielleicht für das Pferd, aber nicht für mich!

Das Bettzeug war eiskalt. Ich werde der einzige junge Tote im Ortsfriedhof sein. Die Fischer werden alt, wenn sie das Meer nicht holt. Besonders die Frauen erreichen auf dem Lande ein unglaublich hohes Alter. Man wird meinen Namen auf dem Grabkreuz nicht einmal ordentlich lesen können ... Ich trank einen Liter heißen Grog.

„Mutter Brière“, sagte ich mit ersterbender Stimme, „gibt es im Dorf einen Pfarrer?“

„Wir brauchen keinen Pfarrer. Wozu?“

Sie machte sich ständig um mein Bett zu schaffen. Sie hatte mich schon seit drei Tagen nicht mehr bei Tag gesehen, und jetzt lag ich hilflos da. Ihre Augen funkelten tückisch, ich wußte schon, was kommen würde. Plötzlich saß sie auf dem Bettrand und räusperte sich:

„Die Triquette II. war ein dreimastiger Fischerkutter und verließ Saint-Malo am 14. März 1897 ...“ (Die Frau hat Herz).

Ursprünglich habe auch ich meine Fahrkarte bis Saint-Malo gelöst.

„... mit zweiundvierzig Mann an Bord ...“

Ich werde der dreiundvierzigste sein.

„Achtung, alle Mann an Bord! Sturm im Anzug!“

„Herr Kapitän, diese Binnenlandratte behauptet, Herrn Sturm persönlich zu kennen. Eine Frau sitzt ihm auf dem Schoß; sie heißt Louise oder so ähnlich.“

„Hißt das Besansegel!“

„Werft den Ballast ins Meer!“

„Achtung, Seebären, vorwärts!“

„Liebling, ich bin die Frau, von der du immer geträumt hast. Ich

heiße Lepetilutiko, aber du sollst mir nur Putko sagen. Soll ich dir meine Figur zeigen? Ich bin S i e. Du wirst keine Katze im Sack kaufen. Mein Mann ist im Ausland. Er besitzt eine Tankfabrik und ist ein großer Pazifist. Die Friedensverhandlungen sind gerade im Gange."

„Herr Graf, der Kapitän der Triquette II. ladet Sie für morgen zum Souper ein."

„Wie, Sie wußten gar nicht, daß es drei Triquette II. gibt? Einen Zweimaster, einen Dreimaster, und die dritte ist gar kein Schiff, sondern eine rundliche kleine Frau. Sie hat kleine Räder auf dem Rücken, um sich rascher bewegen zu können, und zweiundvierzig Liebhaber."

„Nein, nein! Fliegen kann sie nicht. Aber dafür ist sie unverwüstlich: einmalige Anschaffung, größte Haltbarkeit. Vormerkungen werden noch entgegengenommen."

Fieberträume warfen mich hin und her. In einem Augenblick lief die Triquette II. mit zweiundvierzig Mann auf mich auf — ich war nämlich ein Riff — im nächsten Augenblick war ich selbst die Triquette und wurde von zweiundvierzig Frauen verfolgt.

In Paris war ich auch. Louise und ich waren verheiratet. Sie ging immer zwei Schritte vor mir.

Plötzlich hatte ich auch ein Kind. Es brauchte keine neun Sekunden, und schon schob ich es in einem Kinderwagen vor mir. Alle Leute grüßte ich zuvorkommend. Der Polizist an der Ecke klopfte mir gemütlich auf den Rücken:

„Na, wem sieht das Kind ähnlich, alter Kujon? Na, wem?!"

Auf einmal befand ich mich in einem großen Ballsaal. Vor einundfünfzig Herren tanzte Louise, splitternackt.

Wer ihr applaudierte, den küßte sie sofort. Mir gab sie nicht einmal die Hand.

Ich war in einem einfachen grauen Anzug und mußte jeden der befrackten Herren beiseite ziehen und erklären, daß ich nur deshalb keinen Frack angezogen habe, weil ich auf dieses Fest nicht vorbereitet war. Ansonsten wäre ich der Hahnrei, zu dienen. Ich mußte sehr aufpassen, um keinem zweimal dasselbe zu erzählen, denn alle fanden die Sache furchtbar langweilig.

•

Als ich zum erstenmal wieder auf den Beinen stand, war ich schwach wie eine Blume und unternahm einen schönen, langsamen Spaziergang, jedes poetische Beiwerk meidend. Zu Hause hätte ich schon wegen der Triquette II. nicht bleiben können. Ich ging auf den kleinen Hügel, der sich hinter dem Strand erhob, und sah das Meer überhaupt nicht an. Das war ein bißchen schwierig, denn es lag vor mir in der Tiefe und dehnte sich bis zur Unendlichkeit.

Auf dem kleinen Bergrücken standen Apfelbäume und warteten auf den früchtereifenden Sommer, wie sie auf den Frühling gewartet haben. (Das ganze Weltall wartet auf die Vergänglichkeit).

Ich legte mich ins Gras, denn ich war müde, und sah in den Himmel.

Alles wäre leicht zu vermeiden gewesen. Ich meine jetzt nicht das Seebad, sondern Louise. Dieser Schmerz wäre zu vermeiden gewesen, denn jetzt tut mir wieder alles schrecklich weh, noch mehr als bisher. Wenn ich mit meinem Kummer nicht so allein wäre, könnte ich ihn rascher überwinden. Wenn ich jemanden hätte, ein gemütvolles junges Mädchen, der ich mein ganzes Leid, meinen ganzen Schmerz von der Seele klagen könnte. Aber wem kann ich es hier sagen? Wem? Wem immer, und wenn er mir auch nicht zuhört und keinen Rat geben kann. Ich werde mit mir selbst sprechen, um mich zu erleichtern.

Ich muß eine Schleuse aufreißen, denn der Kummer droht mich zu erwürgen. Du, kleiner Marienkäfer, du kletterst so schön auf meiner Hand, dir will ich alles sagen ... Nein, ihm nicht. Er wird gewiß davonfliegen, wenn ich mit meiner Geschichte erst halb fertig bin. Einem Apfelbaum hier will ich erzählen, der hört mich in Ruhe an und kriecht auch nicht immer hin und her.

Weißt du, mein lieber Alter, das war nämlich so ... Warte, erst will ich mir eine Zigarette anzünden. Bisher haben mir nicht einmal die Zigaretten geschmeckt, aber jetzt habe ich plötzlich große Lust zu rauchen, weil ich reden kann.

Oh, das wird eine große Erleichterung sein.

Endlich kann ich mit jemandem sprechen.

4. Kapitel

MEIN lieber guter Apfelbaum, ich bin Maler, besser gesagt, Zeichner. Ich arbeite für Pariser Wochenblätter, und meine Hauptbeschäftigung besteht darin, mir über Witze den Kopf zu zerbrechen. Wenn ich täglich zwei Witze gebäre, kann ich davon schon leben, bei vier Witzen am Tag geht's mir gut, und bei sieben bis acht habe ich keinen Grund zur Klage. Na, darüber will ich mich ja auch gar nicht beklagen ...

Louise liebte ich unter anderem auch wegen ihrer gelungenen Aussprüche.

„Louiserl, morgen fahren wir auf drei Tage nach Fontainebleau. Bring auch dein Abendkleid mit und erfinde eine schöne Ausrede für deine Mama."

„Ich nehme zwei Abendkleider mit. Und die Mama laß nur meine Sorge sein. Ich werde insgesamt acht Kleider haben."

„Weißt du, daß die Pension siebzig Franken pro Person kostet?"

Ich dachte, sie würde mir sofort um den Hals fallen, weil ich sie an einen so noblen Ort führe.

„Siebzig Franken?" fragte sie erstaunt. „Dann muß ich auch mein dunkelblaues Kostüm mitnehmen."

Das war schon ein Witz. (Für die Franzosen nämlich.) Ich mußte ihn bloß niederschreiben und verkaufen. Als ich Louise ihren eigenen Witz zeigte, erkannte sie ihn nicht und sagte:

„Wie kannst du nur immer solche Sachen erfinden?"

Wenn die Idee da war, mußte sie natürlich auch illustriert werden. Ich hatte schöne, schlanke Frauen zu zeichnen, modisch und ephebenzart. Louise merkte auch nicht, daß ich immer wieder sie zeichnete: beim Anziehen, beim Ausziehen, bei jeder Bewegung, in hundert Varianten.

Später erzählte mir Louise ihre Lebensgeschichte.

Sie sprach mit stiller, sanfter Stimme von den Männern, die sich einst häuslich in ihrem Leben eingerichtet haben, aber längst verschwunden sind und bloß ihre Namen hinterließen. Louise erzählte mit leidenschaftsloser Stimme von ihnen und mich kränkte die Sache nicht weiter. Gewiß würde sie eines Tages auch von mir so erzählen und sich dabei an einen andern schmiegen, so wie jetzt an mich. Louise sprach mit Wonne von ihrer Vergangenheit, man mußte sie gar nicht darum bitten. Ich freute mich weniger darüber, und wiewohl ich sie damals noch nicht liebte, konnte ich mir gar nicht vorstellen, daß alles wahr sei.

In Sommernächten schien der Mond zum Fenster herein, die Möbel schwammen in einem fahlen, sanften Licht, und Louise erzählte, während ich ihren halbnackten Körper bewunderte.

„Schau, mein kleiner Schatz, den Mond an, sein Gesicht ist blaß, wie ein müder Liebhaber."

In späten Nachtstunden hätte ich Louise am liebsten nur angesehen oder sanft gestreichelt und darüber nachgedacht, was eigentlich Liebe ist.

„Louise, du bist so schön, wenn du schläfst. Ich warte immer, bis du eingeschlafen bist, um dich ansehen zu können, manchmal stelle ich mich bloß deshalb schläfrig."

„Wirklich? Liebst du mich so sehr?"

Wir waren seit Monaten beisammen. Louise wohnte bei ihrer Mutter. Ihre beiden Großmütter waren auch noch am Leben. Sie besuchte und pflegte sie manchmal. Später starb ihre Mutter, da zog Louise zu einer ihrer Großmütter. Mir waren diese Großmütter nicht ganz geheuer.

„Bitte, komm doch einmal zu uns!" sagte sie.

Ich bin nicht sehr für Familienbesuche. Da habe ich gleich das Gefühl, daß man hinter meinem Rücken über mich spricht. Nach dem Nachtmahl zum Beispiel, wenn die Familie unter sich ist:

„Den Teppich bekommst du erst, wenn du geheiratet hast."

Manchmal stürzt einen ein schlichter Teppich ins Verderben.

„Wegen der Großmama mußt du dir keine Sorgen machen! Ich werde dich nicht einmal vorstellen! Ihre Augen sind so schlecht, daß sie nur zwei Meter weit sehen kann. Du hältst dich einfach an diese Entfernung und sie sieht dich überhaupt nicht. Außerdem ist sie taub, und stumm, und krank ist sie auch. Was willst du noch? Mein Gott, was ich mit dir ausstehe!"

„Warum schaffst du sie nicht in ein Spital?"

„Das geht nicht, sie hat eine Pension, die ich brauche."

Die Großmama saß in einem gelben Lehnstuhl und blinzelte.

„Bleib ihr zwei Meter vom Leibe, sonst bemerkt sie dich", sagte Louise, ging hin und küßte die Großmama.

Und ich sah die beiden nur an. Ist das eine scheußliche Großmama.

„Mein kleiner Schatz, sprich nur ganz ungeniert und kümmere dich nicht um sie."

„Wie oft soll ich dir sagen, nenne mich nicht ‚Kleiner Schatz'. Ich bin weder klein, noch ein Schatz. Schließlich hab' ich einen ordentlichen Namen."

„Du brauchst nicht zu lispeln, sprich nur laut!"

„Ich kann mich mit ihrer Taubheit noch nicht abfinden, weil sie die Augen offenhält."

„Aber ich sag dir doch, sie ist taub wie die Nacht und sieht nur zwei Meter weit."

Wir rauchen Zigaretten und ich sehe mir die Aschenschale an. Eine interessante Aschenschale, mit der Ansicht von Annecy im Hochrelief.

„Schön", sage ich und drehe sie um, denn es lag noch keine Asche darin. Auf der Rückseite steht: Hôtel du Lion d'Or.

„Woher hast du das?"

„Es ist ein Geschenk."

„Da steht darauf: Hôtel du Lion d'Or."

„Eigentlich ist es ein Andenken."

„Ein Andenken?"

„Sei nicht so blöd! Ich wohnte in diesem Hotel in Annecy zwei Jahre lang. Daher stammt es."

„Und wer hat es dir gegeben?"

„Niemand, ich hab's mir als Andenken mitgenommen."

„Mit einem Wort..."

„Mit einem Wort, damals lebte meine Mutter noch und wir waren böse miteinander. Ich mußte arbeiten, um mich zu erhalten, und verdiente nur sehr wenig, ich denke gar nicht gern an diese Zeit zurück."

Ich habe das Gefühl, sie hat diesen Aschenbecher gestohlen. Das war eine niederschmetternde Entdeckung. Und Louise rauchte unbekümmert und klopfte die Asche ihrer Zigarette anmutig in dieses .. in dieses Andenken.

„Dagegen hat man meine Bettdecke, die ich mir für hundertzwanzig Franken gekauft habe, im Hotel gestohlen. Na siehst du."

„Vielleicht hat sie jemand auch als Andenken mitgenommen."

Indessen wurde geklopft und Louise öffnete die Tür. Ein Boy aus der Bar im Hause war da, sie wurde zum Telephon gebeten. Die andere Großmutter hat angerufen, weil sie krank ist. Louise lief sofort zum Telephon; an dieser Großmama hängt sie sehr. Aha. Mir scheint, die andere Großmama ist nicht ganz geheuer. Wie konnte sie anrufen, wenn sie krank ist! Das muß noch geklärt werden. Und jetzt ist auch dieses Aschenbecher-Andenken da. Damit habe ich wirklich nicht gerechnet . . . Ist sie vielleicht eine Kleptomanin? Aber sie sagt, es ist ein Andenken. Was ist denn an so einem Aschenbecher dran? Die Amerikaner nehmen sich aus den vornehmsten Pariser Hotels jährlich Andenken im Werte von mehreren Millionen mit. Eine Millionärin hat einmal die Hälfte einer Spitzengardine mitgenommen. Wahrscheinlich wollte sie die andere Hälfte ihrer Erinnerungen ver-

gessen. Die vornehmen Hotels verlieren darüber kein Wort; das Wohlbefinden der Gäste ist die Hauptsache. Aber sie helfen sich damit, daß der Wert dieser Andenken schon im voraus zu den Preisen geschlagen wird.

Die Großmama sah konstant in die Richtung, in der ich mich befand. Sämtliche Möbel sahen der Großmama ähnlich; oder vielleicht sah die Großmama den Möbeln ähnlich. Das war nicht genau festzustellen. Ich hatte auch keine Zeit dazu, denn die Großmama war ein so fesselnder Anblick, daß ich kein Auge von ihr wenden konnte. Diesem Umstand verdankte ich offenbar, daß sie etwas zu merken schien. Dabei sah ich von Zeit zu Zeit auch anderswo hin, um mich ein bißchen auszuruhen.

Ich soll ihr also zwei Meter vom Leibe bleiben. Interessant. So eine Großmama ist wie ein Rebhuhn. Sie wird zwar gewiß nicht aufflattern, ist auch eher eine ausgesprochene habichtähnliche Erscheinung.

Wie gesagt, die Großmama schien meine Gegenwart irgendwie zu spüren, denn sie sah starr zu mir herüber. Ist es eine Einbildung, oder sieht sie wirklich nur zwei Meter weit? Man müßte sie auf die Probe stellen.

Ich ging ein bißchen nach rechts, sie schaute mir nicht nach. Jetzt trat ich näher. Nichts. Ich schätzte die ungefähre Entfernung von zwei Metern ab und stellte mich an die Grenze, auf den Horizont der Großmama. Keine Reaktion, wiewohl ich knapp vor ihr stand. Vielleicht sind ihre Augen mittlerweile noch schwächer geworden und Louise hat leichtsinnigerweise jede weitere Forschung unterlassen.

Ich streckte vom Zweimeterhorizont versuchsweise meine Hand zehn Zentimeter vor und begann die Luft zu fächeln.

Die Großmama machte ein bestürztes Gesicht und beugte sich vor. Sofort begann ich zu summen, damit sie glaubt, es handelt sich um eine größere Fliege. Aber ich hörte gleich auf, denn es fiel mir ein, daß die Ärmste auch taub ist.

Die Großmama ist offenbar eine ähnliche Natur wie ich. Sie geht den Dingen gern auf den Grund. Folglich stand sie aus dem gelben Lehnstuhl auf und kam auf mich zu.

Gänzlich unüberlegt floh ich gerade in jenen Teil des Zimmers, wo der Weg zu einer weiteren Flucht abgeschnitten war; es gab auch keine Möbel in der Nähe, unter die ich mich hätte verstecken können.

Die Großmama tappte rechts und links vor meiner Nase herum. Zeitweise schnupperte sie in die Luft. Ich hielt den Atem an und lehnte mich an die Wand.

Endlich drehte sie mit Mühe den Kopf um, sah aber im nächsten Augenblick wieder auf mich. Sie schien daran zu zweifeln, daß ich eine Statue sei, denn sie wiederholte diesen Trick einigemal. Schließlich kehrte sie mir den Rücken und blieb stehen, aber nur für Sekunden. Dann näherte sie sich mir rückwärtsgehend.

Ist diese Frau wahnsinnig?

Plötzlich kam ich drauf, weshalb sie sich so krebsartig fortbewegt. Als sie vorhin auf mich zukam, streifte sie den schweren Samtvorhang, dessen Ende auf einem Stuhl lag, mit ihrem Kleid, und der Vorhang

rutschte herunter. Dieses Phänomen sah sich die Großmama an, aus einer Entfernung von etwa ein Meter neunzig Zentimeter.

Wäre sie nicht taub, hätte ich ihr bestimmt zugeflüstert:

„Hab keine Angst, es ist nur der Vorhang!"

Vielleicht hätte ich auch noch hinzugefügt:

„Hier spricht ein unterbewußter Hintergedanke aus dem letzten Zipfel deines Großhirns." Sie war aber taub.

Plötzlich hörte der Vorhang auf zu rutschen, und die Großmama beruhigte sich auch wieder. Sie drehte sich um und starrte mir ins Gesicht. Keine fünfundzwanzig Zentimeter weit von mir. Ich schloß sofort die Augen, mein Herz gab verzweifelte Morsezeichen.

Nach einigen Sekunden öffnete ich vorsichtig ein Auge.

Die Großmama stand noch immer vor mir. Ihr zahnloser Mund klappte eifrig auf und zu, die wässerigen Augen riß sie weit auf. Man müßte ihr etwas sagen, sonst stirbt sie am Ende und fällt auf mich. Aber sie ist ja taub und obendrein stumm. Durch Zeichen kann ich mich nicht verständigen, sie ist zu nahe, und wenn ich die Hand hebe, glaubt sie vielleicht, daß ich sie erwürgen will.

Es geschah aber etwas ganz anderes, als ich befürchtete. Die Großmama hob langsam eine Hand und begann damit rasch vor meiner Nase herumzufuchteln, als wollte sie eine Erscheinung verscheuchen.

Als sie einsah, daß ich keine Fakirkunststücke machen kann, hob sie ihren schwarzen Stock mit dem Elfenbeingriff und schlug mir auf den Kopf. Peng. Ich rührte mich nicht.

Das war keine furchtsame Großmama, denn sie hob schon wieder den Stock und schlug mir nochmals auf den Kopf. Peng. Das war ein stärkerer Schlag.

So schlug sie eintönig zehn Minuten lang mit der Elfenbeinkrücke auf mich ein, als fünf Minuten vor meinem unmittelbaren Tode Louise erschien. Sie riß die Großmama von mir fort und versuchte, sie durch verschiedene Zeichen zu beschwichtigen. Da begann die Alte zu zittern und zu röcheln, und all das gänzlich unberechtigt, denn sie hat ja mich erschlagen wollen und nicht ich sie.

Zu Hause legte ich mich sofort ins Bett, so sehr brummte mir der Schädel. Louise begleitete mich nach Hause, verließ mich aber gleich, denn sie mußte zu ihrer zweiten Großmama, die krank war. Das bezweifelte ich allerdings, hatte aber nach meinen Erfahrungen keine Lust, auch die zweite Großmama kennenzulernen.

Was soll ich noch von Louise erzählen? Jetzt, wo ich weiß, daß alles aus ist, laufen die Erinnerungen an sie kunterbunt durch meinen Kopf. Wenn ich zurückdenken und feststellen will, ob sie mich liebte oder nicht, drängt sich immer nur die Erinnerung an unsere letzten Minuten vor, als sie mir sagte, daß sie mich betrogen hat. Warum hat sie es getan? Und wenn sie es schon getan hat, wozu sagte sie es mir? Als wir uns vor dem verhängnisvollen Tag trafen — damals war ich vielleicht noch kein Hahnrei, jedenfalls wußte ich noch nichts davon — ließ nichts darauf schließen, daß es der letzte ist.

Es war am Donnerstag, an einem lauen Pariser Abend. Ich lehnte aus meinem Fenster und betrachtete das Straßenbild. Die Lampen

waren schon angezündet. Ihr Licht warf kreisrunde Flecke auf den schmutzigen Asphalt. Verschiedene Menschen traten in die Lichtkreise und verschwanden wieder. Ich wartete auf Louise. Um fünfundzwanzig Minuten verspätet sie sich bestimmt.

Gegen neun Uhr erschien sie und war zauberhaft schön. Sie trug ein tief ausgeschnittenes Abendkleid und lange schwarze Handschuhe.

„Ich habe mich schrecklich beeilt", sagte sie atemlos in meinen Armen. „Sag, willst du keine Kuh kaufen?"

„Eine Kuh? Ja, woher kommst du denn eigentlich?"

„Mein kleiner Schatz, willst du eine Kuh kaufen, ja oder nein?"

„Wenn man sie für fünfunddreißig Franken und zwanzig Centimes hergibt, unbedingt. Das ist im Augenblick mein ganzes Vermögen."

„Sprich keinen Unsinn!" sagte sie und setzte sich vorsichtig auf meine Knie, mich in den Zauberkreis ihres gewohnten Parfüms ziehend. „Es handelt sich darum, daß eine entfernte Verwandte von mir, die in Meudon lebt, ihre Kuh dringend verkaufen muß, um eine Ehrenschuld zu bezahlen. Wieso und warum, das zu erzählen, würde jetzt zu lange dauern — jedenfalls will sie die Kuh um fünfhundert Franken verkaufen. Weißt du, sie hat keinen Posten. Eine nie wiederkehrende Gelegenheit. Sie gibt zehn Liter Milch im Tag. Und heißt Gaillard."

„Wie sieht sie aus?"

„Sie hat sehr kluge Augen."

„Sprichst du jetzt eigentlich von deiner Verwandten oder von der Kuh?"

„Von der Kuh! Fünfhundert Franken . . . Warum hast du jetzt kein Geld?"

„Morgen habe ich welches."

Um Mitternacht hatte ich die Kuh im Prinzip gekauft. Um zwei Uhr nachts schenkte ich sie Louise, worauf Louise einen Freudentanz durch die Wohnung aufführte, erst im Pyjama, dann ohne Pyjama — schon das war eine Kuh wert —, schließlich schlug sie sich eine Beule am Fuß und weinte bis halb drei. Zwischen drei und vier spielten wir Grammophon. Um vier Uhr klopften die Nachbarn herüber. Um fünf Uhr schliefen wir ein.

Am nächsten Morgen behob ich mein Geld und schickte den Kaufpreis der Kuh an die entfernte Verwandte Louises — einen Herrn Dubois, wie sich herausstellte. Zugleich schrieben wir, daß wir ihm die Kuh bis auf weiteres gegen die tägliche Milchration in Pension geben. Louise bat mich, ihren Verwandten nicht mitzuteilen, daß die Kuh ihr gehöre, sie solle nur als mein Eigentum figurieren; die Verwandten wären sonst imstande, ihr die Kuh abzubetteln.

„Louise, gib mir die Kuh für eine Woche zurück! Leih sie mir!"

„Wozu?"

„Weißt du, ich wollte eigentlich immer Gutsbesitzer werden und diese Kuh jetzt . . . Das ist wie ein Anfang . . . in einer Woche habe ich genug, aber bis dahin will ich darin schwelgen."

„Gib recht schön acht auf sie!" sagte Louise liebevoll, und keiner

von uns dachte, daß diese Bitte keinen Sinn hat. Auch daran dachte keiner von uns, daß dies der letzte schöne Tag in unserem gemeinsamen Leben war — es wird keinen mehr geben. Oder wußte es Louise vielleicht? Und wenn ja — wozu hat sie diese Tragödie ins Rollen gebracht? Oder wollte sie, daß alles so kommt?

5. Kapitel

AUF dem Bergrücken standen zwei junge Mädchen in leichten Sommerkleidern unter den Apfelbäumen.

„Babette, wir wollen Blumen pflücken", sagte die eine.

Babette schwenkte einen breitrandigen Sommerhut mit den bunten Bändern.

„Oh, wie schön! Großartig!"

Wo waren diese zwei jungen Mädchen bisher, daß ich sie nie gesehen habe?

„Pardon, meine Damen", sagte ich, hingerissen von einem plötzlichen Einfall. „Sie gehen jetzt Blumen pflücken . . . Dürfte ich nicht mithalten, meine Damen?"

„Oh, Babette! Hast du gehört?"

Die andere setzte ihren breitrandigen Strohhut mit den bunten Bändern schnell auf. „Ja?" staunte sie.

„Ich würde Ihnen helfen, einen schönen Strauß zu binden", setzte ich hinzu und wartete. Gewiß sind es grausame Mädchen und werden es nicht erlauben.

Babette lief, ohne zu antworten, einige Schritte voraus und rief zu einem Apfelbaum hinauf:

„Reine, da ist ein Monsieur, der mit uns Blumen pflücken kommen will."

Vielleicht ist ihre Mama auf dem Apfelbaum oben. Ein sonderbares Ereignis, die Äpfel reifen ja noch gar nicht. Die andere folgte Babette — sie hieß Lisette — und ich ging ihr nach. Offen gestanden, hatte ich gar keine Lust mehr, Blumen zu pflücken, ich nahm nur männlich die Konsequenzen auf mich. Jetzt klettert die Mama vom Apfelbaum . . . eine unsympathische Sache.

„Darf er mit uns Blumen pflücken kommen, Reine?"

„Sofort!" antwortete es zwischen den Zweigen. „Ist er blond oder braun? Sagt ihm kein Wort!"

„Du Dummchen, er steht ja hier unterm Baum!"

„Das ist ja entsetzlich!" stellte die Dame oben auf dem Baum fest, dann schrie sie plötzlich und ohne ersichtlichen Grund hellauf, etwas krachte. Gleich darauf kamen zwei schöngeformte Beine zwischen dem Laub zum Vorschein und strampelten verzweifelt in der Luft.

„Holt mich herunter, oder ich werde wahnsinnig!" rief sie.

Ich griff nach ihren Beinen.

„Lassen Sie sich los!"

Ein fester junger Mädchenkörper fiel in meine Arme, wie eine große überreife, warme Frucht.

„Danke", sagte Reine leise, als ich sie auf den Boden stellte, dieses

Fräulein mit dem schönen Namen, das die jüngste von den dreien war und trotzdem um Rat gefragt wurde. Aber was hatte sie auf dem Baum zu suchen?

Sie war bis über die Ohren rot und ihre Augen standen voller Tränen.

„Verzeihung, mein Herr, aber wir können jetzt nicht mehr mit Ihnen Blumen pflücken gehen. Nein, das ist vollkommen ausgeschlossen", und schon wandte sie sich Babette und Lisette zu. Sie standen neben ihr, wie zwei wohlerzogene Pagen, die erst nachträglich verstehen werden, was hier vorgefallen war, und deshalb noch keine Meinung haben können, sondern brav schweigen.

„Ich danke Ihnen nochmals, mein Herr."

Sie legte ihre kleine Hand in meine Rechte, ließ sie ein wenig liegen, zog sie dann rasch fort und lief den Berghang hinunter — gefolgt von Babette und Lisette. Später blieben sie stehen und sahen zurück. Ich blieb unter den Apfelbäumen stehen und sah, wie sie die Köpfe zusammensteckten und berieten.

Jetzt kam eine auf mich zu, die im hellgrünen Kleid, blieb aber nach ein paar Schritten stehen und drehte sich wieder um. Eine Weile später machte sich die im roten Kleid auf den Weg, ich denke, Lisette. Vielleicht haben sie hier im Gras etwas vergessen und zerbrechen sich nun den Kopf, wer es holen soll. Ich wandte mich sofort ab und ging weiter, um sie nicht zu stören.

„Hallo, Monsieur!"

„Bitte sehr, mein Fräulein?"

„Reine vergaß, Sie zu fragen, mein Herr . . . ist Ihnen nichts passiert, als Sie sie herunterholten? . . . . Als Reine Ihnen in die Arme fiel . . . wurden Sie nicht verletzt?"

„Oh, mein Fräulein, Sie sind sehr liebenswürdig. Nein . . . es ist nichts geschehen . . . mir wurde nur ein bißchen warm dabei."

„Wir vergaßen Ihnen auch zu sagen, wo die Wiese ist, auf der Sie Blumen pflücken können . . . Gehen Sie hier den Weg entlang . . . dann rechts durch den kleinen Wald . . . Dann links . . . Dort steht eine kleine, alte Kapelle . . . und von dort rechts ist der alte kleine Friedhof, und hinter dem Friedhof ist die Wiese . . ."

„Gibt es auch einen alten Friedhof?"

„Ja . . . und ich wollte noch sagen . . . wenn Sie vorhin eine Verletzung davongetragen hätten . . . so wären wir drei jetzt vollkommen untröstlich."

„Ja?"

„Ja. Sie können dessen versichert sein. Ich wünsche, daß Sie recht schöne Blumen zu einem Strauß binden."

Wir gaben uns die Hände.

„Ich heiße Babette! Leben Sie wohl, Monsieur!"

Das sagte sie noch und lief schnell zu den andern zurück, die wie ferne Statuen in der Sonne standen und ihr Gesicht mir zuwandten.

. . . Ich ging in den alten Friedhof . . .

•

Es gab nur ein halbwegs gutes Restaurant im Hafen, aber auch dort bekam man keine Fischgerichte. Die Fische wurden sofort nach Paris gebracht, kaum daß die Fischer sie in großen Körben ans Ufer schleppten, wo sie in mächtige Kisten sortiert wurden.

Es waren unglaubliche Fische von nie gesehenen Formen. (Was muß es erst in der Tiefe geben, wo sie kein Netz erreicht?) Es gab Pfannkuchenfische, bärtige Fische, Schlangenfische, Seekrebse, Spinnen, und Gott weiß, was noch alles. Ich betrachtete sie mit einem Lexikon in der Hand, kam aber nicht weit, denn ich geriet bei der Beschreibung der Fische immer wieder auf ein unbekanntes Wort, manchmal auch auf zwei oder drei, und bis ich im Wörterbuch nachsah, vergaß ich, wovon eigentlich die Rede war.

Die Fischer brüllten sich die Fischpreise in Écu und Louis zu, wie sie es von ihren Großvätern gelernt haben. Die Händler dagegen zahlten in Franken und ließen alles schnell auf Lastautos laden, die ebenso schnell nach Paris rollten.

Im Restaurant mußte man kniefällig um ein Fischgericht bitten, die Preise waren gepfeffert, und das Essen durchaus nicht hervorragend.

Vormittags und nachmittags sah ich vom Berg mit den Apfelbäumen auf das Meer hinunter, aber keines der Mädchen war zu sehen, weder da, noch auf dem Strand. Hier wartete ich tagelang auf Babette und sah auch den Apfelbaum an, von dem Reines schlanker, elastischer Körper in meine Arme gefallen war . . . Ich dachte an diesen jungen Körper, während ich auf Babette wartete — obzwar auch Lisette nicht zu verachten war —, und sogar Louise fiel mir wieder ein. Ich glaube, ich bin nicht normal.

Aber ich wartete, zwischen den Apfelbäumen umherstreifend, auf ein junges Mädchen, auf die Frau . . . auf die Einzige . . . auf S i e . . . tagelang . . . Wenn Babette jetzt käme, ich würde zu ihr sagen: „Oh, welch ein wundervoller Zufall, Mademoiselle Babette!"

Vielleicht sind sie im kleinen Wald, jenseits vom alten Friedhof, wo sie damals Blumen pflücken wollten? Ich strich durch die ganze Gegend, besuchte die alten, eingesunkenen Gräber . . . Zwischen den Bäumen rief ein Vogel nach seinem Weibchen, das von weitem antwortete. Manchmal pfiffen beide zugleich und hörten erschrocken auf . . . Wo sind jetzt die, die gestorben sind? Vielleicht in fernen Welten, wo sie selbst der Gedanke nur schwer erreicht . . . und führen dort ein sonderbares, neues Leben? . . .

In einer mondscheinhellen Nacht bemerkte ich am Ende des Dammes dunkle Gestalten; eine Gruppe junger Mädchen und Burschen, die Zigaretten rauchten und recht lustig waren. Einer rief laut ‚Hallo!' gegen die Bergwand und stellte traurig fest, daß es hier kein Echo gab.

Die Mädchen kicherten ununterbrochen, als ob man sie kitzelte.

„Wir waren vorige Woche schon hier", sagte eine ziemlich bekannt klingende Stimme. „Und in zwei Wochen kommen wir wahrscheinlich wieder."

Als sie an mir vorübergingen, erkannte ich Babette.

Natürlich wohnt sie gar nicht hier, sondern irgendwo anders, und

ging Arm in Arm mit einem hochgewachsenen Kerl. Alle Frauen sind Bestien.

Auch Babette.

Das war der Gnadenstoß. Nur Babettes wegen gab ich den Kampf gegen Louise auf. Babette sollte meine Rettung sein, ich habe auf sie gebaut. Reine hätte mir auch helfen können, oder Lisette.

6. Kapitel

ICH kam spätnachmittags nach Paris zurück.

Sonderbare, unbestimmte Gefühle setzten sich zu mir ins Taxi, sie waren sehr düster und hatten schwarze Mäntel um, wie Duell-Sekundanten auf alten Stichen. Jetzt gehen wir auf den Tatort zurück. Die um uns sausenden Autos, ratternden Autobusse, das ganze heftig pulsierende Pariser Leben, alles bedeutete wieder Louise für mich. Du lieber Gott, wenn ich sie jetzt nur irgendwo erblicken würde. In unserer Straße begegneten mir bekannte Gesichter. Das Haus, in welchem ich wohne, steht genau so wie früher da und ist doch ein bißchen fremd, ein bißchen unheimlich. Wenn Louise jetzt irgendwo zufällig auftauchte, könnte ich vor Schreck kein Wort sagen, ich würde sie nur herzklopfend und bestürzt ansehen, und wenn sie mir sagen würde: „Ich will dir alles verzeihen!", wäre ich sogar dankbar und käme erst nachträglich drauf, daß wir unsere Rollen vertauscht haben. In dieser Gemütsverfassung war ich, als sich der undefinierbare Geruch von Paris auf meine Lungen legte.

Der Hausmeister stand gerade im Tor und rückte erstaunt seine Mütze zurecht, als er mich erblickte.

„Ah! Sie leben also noch? Verreist gewesen? So? Also, wenn Sie nächstens wegfahren, müssen Sie es mir sagen! Wir dachten schon, es sei Ihnen was passiert! . . ."

Er ging brummend in die kühle, dumpf riechende Hausmeisterwohnung, um mir die Post zu geben.

„Ihre Freundin hat Sie jeden Tag gesucht."

„Sagen Sie mir augenblicklich, wann das war!"

„Das letztemal vor einer Woche."

Unter meiner Post befanden sich zwei Briefe von Louise. Ich las sie sofort, im zugigen Treppenhaus, auf meinem Koffer sitzend, den ich niederstellte.

Im ersten Brief schrieb sie:

„Ich kann meiner Bestürzung über Dein unmögliches Benehmen in Worten kaum Ausdruck verleihen . . . Ich muß denken, Du hast Deinen Verstand verloren . . . Du willst wohl Schluß mit mir machen . . . Na schön . . . Jedenfalls will ich Dich noch einmal, zum letztenmal, sprechen . . . Ich muß Dir etwas sagen . . . Dann überlasse ich alles andere Dir . . . Schreibe unbedingt! . . ."

Diesen Brief hat sie noch unterschrieben, den zweiten nicht mehr, — da hat sie schon einen ganz anderen Ton angeschlagen:

„So was muß man erleben, wenn man einem Fremden seine Seele öffnet . . . Demütigung . . . Rücksichtslosigkeit . . . Du hast meine

Seele zerrissen, damit Du's nur weißt! . . . Ich glaube, ich werde sterben . . . Aber Du interessierst mich nicht mehr . . . Versuche nicht, mir zu schreiben, es hätte keinen Sinn . . . Auch meine Großmutter ist tot, Du Elender . . . Sei glücklich, das wünsche ich Dir aufrichtig . . . Der Schatten eines gebrochenen Herzens soll nie durch Deine Lebenspfade geistern . . . Keine hat Dich so geliebt, wie ich . . . niemals!

Nachschrift: Nach allem, was zwischen uns vorgefallen ist, brauche ich die Kuh nicht mehr . . . Steck Dir Deine Kuh an den Hut, Du ekelhafter Kerl! . . ."

Das stand in den zwei Briefen. In beiden gab es eine Menge Punkte. Louise macht fast hinter jedem Wort drei Punkte.

Jetzt habe ich hinter ihr einen Punkt gemacht.

•

Ich wohnte am Boulevard Montparnasse, in einer Maison meublée und zahlte tausend Franken monatlich für eine hübsch möblierte Wohnung.

Sie war sehr praktisch, bestand aus zwei Zimmern, Vorzimmer und Küche. Ein Badezimmer gab's nicht. Als ich mich seinerzeit danach erkundigte, maß mich der Hausmeister kühl und fragte:

„Wozu denn?"

„Na ja", sagte ich, „um von Zeit zu Zeit zu baden."

„Bei uns haben immer reinliche Leute gewohnt, die es nicht nötig hatten, ständig ihren Körper zu waschen!" sagte er und runzelte streng die Brauen.

Damit er keine schlechte Meinung über mich hege, beeilte ich mich, ihn zu versichern, daß mir die Bäder ärztlich verordnet wurden. Ich sei ein bedauernswerter, kränklicher Mensch.

Er klärte mich sofort darüber auf, daß Baden sehr unvernünftig ist.

„Monsieur", sagte er, „man soll den Körper nicht von außen waschen, das bringt Ihren ganzen Organismus herunter und die erste Zugluft wirft Sie um. Schnupfen, Rheumatismus, Schwindsucht, das sind nur die Folgen leichtfertigen Badens. Man muß den Körper von innen baden und reinigen. Die beste Medizin ist ein halber Liter Rotwein. Das belebt die Blutzirkulation, da fühlt man sich wie neugeboren, kurz, man ist ein anderer Mensch."

Ich gab ihm sofort ein paar Franken für ein innerliches Bad. Wenn der Hausmeister baden will — mag er eine noch so persönliche Auffassung darüber haben —, muß man ihn dabei unterstützen.

Die möblierte Wohnung war sehr stimmungsvoll und mit allem ausgerüstet, als wäre jemand soeben ausgezogen und hätte nur so viel Zeit gehabt, um seine Kleider und Wäsche mitzunehmen.

In der Küche standen eine Menge Kochgeräte, Töpfe, Schüsseln, Pfannen, dann gab's auch Teller, Tassen, Eßbestecke und so weiter. Mit einem Wort, alles war da. Im Vorzimmer hingen Jagdgewehre und Hirschgeweihe an der Wand. Die Jägeratmosphäre des Vorzimmers gefiel mir sehr — ich könnte zwar kein Huhn töten —, und im Salon, vor dem Sofa, entzückte mich ein Tigerfell.

Auf dem Schreibtisch waren Tinte, Bleistifte, Federhalter und Papier. In der Vitrine viel Nippes, die ich aber nicht anrührte, weil ich nicht gleich den ersten Vormittag meines Einzugs mit Porzellanankleben zubringen wollte. In den Schubladen gab es sogar Dokumente und vergilbte Familienbilder. Dagegen hat mir mein Vorgänger kein einziges Schmuckstück hinterlassen.

In den Schränken lagen Handtücher, Servietten, Bettwäsche und Tischdecken. Man mußte bloß eintreten und das Leben dort fortsetzen, wo es der andere unterbrochen hat.

In einer Schublade fand ich ein paar Seidenstrümpfe und stellte fest, daß sie organisch mit der Postkarte zusammenhingen, die ich vorhin im Postkasten gefunden habe. Sie war an den ausgezogenen Mieter adressiert und lautete folgendermaßen:

> „Mein liebes Dickerchen! (Im Französischen ist das ein Kosename.) Ich kann mir nicht denken, daß Deine Auffassung und Deine Taten sich decken!!! Sei so gut, komm zu mir, wir wollen besprechen, wie es eigentlich werden soll?? Dein Eichkätzchen."

Überall in Gottes weiter Welt sind die Frauen gleich: „Wir wollen besprechen, wie es werden soll . . ."

Kurzum, Eichkätzchen konnte sich nicht vorstellen, daß die Auffassung Dickerchens mit seinen Taten identisch sei. Ich dagegen sah keine Schwierigkeit in dieser Vorstellung. Dickerchen ist nämlich auf und davon. Daß die Dame Eichkätzchen hieß, fand ich ebenfalls sehr geistreich. Na, jetzt kann sie wirklich herumspringen. Tja, so ist das Leben. Was fange ich nur mit den Seidenstrümpfen an, diesen Kronzeugen einer verschwundenen Liebe? Plötzlich knackte es hinter mir und begann leise zu surren. Ich drehte mich entgeistert um. Es war die große Wanduhr. Sie schlug die Stunde, dann folgte ein kurzes, aber hübsches Musikstück. Über dem Zifferblatt ging eine Tür auf, eine Rokokodame und ihr Galan traten vor mich hin. Sie verneigten sich, rutschten dann zurück und schlossen hinter sich die kleine Tür.

Ich veranlaßte sofort, daß sie noch zehnmal hintereinander herauskamen. Man mußte bloß den großen Zeiger ein bißchen zurückschieben, und schon erschienen sie genau wie das erstemal, verneigten sich anmutig und gingen wieder.

Sie machten mir auch später noch sehr viel Vergnügen. Wo immer ich mich in der Wohnung befand, sowie die Uhr schlug, stürzte ich in den Salon, um anwesend zu sein, wenn Madame und Monsieur herausrutschten. Ich liebte sie sehr, bis ich eines Nachts dahinterkam, daß die zwei eigentlich doch übertreiben. An einem kalten Wintermorgen erschlug ich sie infolgedessen mit einem Pantoffel.

Über die anderen Möbel kann nur gesagt werden, daß sie Bastarde verschiedener, nicht genau feststellbarer Stile waren. Ich habe zwar nicht einmal dem Nachttisch etwas vorgeworfen, dieser scheußlichsten Frucht der Ausschweifung verschiedener Gattungen. Hingegen kaufte ich einen schönen, geschliffenen venezianischen Spiegel.

Später kam noch eine ganz moderne Stehlampe dazu. Ein Klavier wollte ich auch kaufen — nicht als ob ich Klavier spielen könnte, aber

ein Klavier hebt immer die Eleganz einer Wohnung. Leider wäre es ein ziemlich teurer Spaß gewesen, denn jedes x-beliebige Klavier wollte ich nicht haben.

Louise war ganz weg, als sie mich das erstemal in dieser Wohnung besuchte.

Das war vor einem halben Jahr.

Jetzt werde ich die gemütliche Wohnung hassen.

•

Als ich den Schlüssel ins Schloß steckte, um aufzusperren, merkte ich, daß die Tür offen war. Plötzlich wurde ich wahnsinnig aufgeregt. Louise hatte einen eigenen Schlüssel; sie konnte jederzeit, vom Hausmeister unbemerkt, kommen und gehen. Jetzt ist sie da und wartet herzklopfend auf mich. Im ersten Moment vergaß ich merkwürdigerweise wieder, daß inzwischen ein kleines Malheur zwischen uns passiert war. Jetzt kommt eine große Auseinandersetzung, und dann kriegt sie eine ordentliche Tracht Prügel . . . Gerade, weil ich so voller Zärtlichkeit bin. Wenn ich sie erst verprügelt habe, werde ich ihr jede Lüge glauben. Du lieber Gott, wenn ich's nur schon hinter mir hätte! . . . Man kann doch nicht nur so einfach zur Tagesordnung übergehen, das wäre die größte Ehrlosigkeit, die es gibt. Ich muß mich künstlich in eine Berserkerwut hineinversetzen. Zweifellos, sie ist in der Wohnung. Wenn die Tür offen war, wußte ich auch früher immer, daß Louise da ist. Sie lag entweder bäuchlings auf dem Sofa und las oder legte Patience, aber immer schwamm die ganze Wohnung in Rauch.

Wenn ich nachts gar nicht nach Hause kam und erst gegen Mittag erschien, fand ich anstatt Louise nur ein zerwühltes Bett mit einem Zettel auf dem Kissen.

„Wo hast du dich die ganze Nacht herumgetrieben?! . . . Glaubst du, daß mit mir einfach alles zu machen ist?!?"

Ich öffnete vorsichtig die Tür: — niemand da. Auch im Schlafzimmer nicht. Die ganze Wohnung war leer, aber alles trug die Spuren von Louises letzter Anwesenheit. Alle Aschenbecher lagen voller Zigarettenstummel — sie änderte tausendmal ihren Platz. Sie hat wohl hier geschlafen — ein offenes Buch liegt auf der Bettdecke. Auf dem Nachttisch finde ich eine leere Kognakflasche. Und kein Glas steht daneben, weder ein großes, noch ein kleines. Du lieber Gott, diese Frau hat den Kognak aus der Flasche getrunken . . . Meine Süße, meine Einzige, bist du so unglücklich gewesen?! Deinen Briefen glaube ich nicht. Die Sätze mit den drei Punkten hast du auch lachend schreiben können, aber diese Kognakflasche hier . . . Oder habe vielleicht ich diesen Kognak getrunken? Unmöglich . . . Nein, ich glaube nicht . . .

Louise hat aus der Flasche getrunken . . . meine Finger wurden vom Flaschenhals rot.

Louise . . . Liebste . . . Sag, du Idiotin, hast du seither vielleicht einen neuen Blödsinn begangen? Gestehst du endlich, daß du alles hättest leugnen müssen? Jetzt bin ich in einem Seelenzustand, um dir einfach alles zu glauben. Ich schwöre dir, meine Einzige, daß ich dort

unten am Meer an keine andere Frau gedacht habe. Unter den Apfelbäumen war's direkt menschenleer. Ich gehe jetzt sofort zu dir!

Ich rannte im nächsten Augenblick die Treppe hinunter, als wollte ich die versäumte Zeit einbringen. Ein regelrechter amerikanischer Film.

„Gestehst du endlich, daß du mich nicht betrogen hast?"

„Ich? Dich betrügen?! Du hast wohl geträumt!"

Das ist das schönste Happy-End.

Sie schrieb, der Schatten eines gebrochenen Herzens soll nicht durch meine Lebenspfade geistern und drei Punkte dazu. Wahnsinn! . . .

Ich kam in dem Augenblick vor das Haus, in welchem Louise wohnte, als auch ein Taxi davor hielt. Erst stieg ein junger Mann aus und griff in den Wagen zurück, um eine Dame herauszuholen. Die Dame war Louise. Ihre Augen glänzten, ihre Wangen waren rosig, und sie sah überhaupt nicht so aus wie der Schatten eines gebrochenen Herzens . . .

Dann verschwanden sie hinterm Tor. Und ihre Großmama lebt nicht mehr! Pax vobiscum! Aber vielleicht ist es die andere Großmama, die gestorben ist? (In diesem Alter ist schon die bloße Existenz von zwei Großmüttern einfach abnorm.) Aber mir hilft auch das nicht mehr. Die Großmama sieht nur zwei Meter weit, spricht nicht und hört nicht. Dostojewskij-Szenen werden sich da oben abspielen.

Wenn ich die genaue Adresse ihrer Kuh wüßte, ich würde sie selbst um den Preis größter materieller Opfer per Lastauto herschaffen und ins Zimmer hinaufschicken; ich würde die Kuh auf die beiden hetzen, gerade jetzt, im Moment, wo er ihr sagt:

„Ich habe immer davon geträumt . . . von diesem sonderbaren, berauschenden Abend . . ."

„Hier ist deine Kuh, du Bestie! Was hast du mir angetan, du . . . Herr, Sie haben sich mir nicht vorzustellen! Stellen Sie sich mir ja nicht vor, sonst werfe ich Ihnen die Kuh an den Kopf."

Nachtmahlen konnte ich nicht. Der ganze Appetit ist mir vergangen. Ich sitze wieder auf der Terrasse des „Dôme" vor einer Tasse Mokka. Widerliches, schwarzes Geschlader. Am liebsten würde ich das Zeug auf den Boulevard Montparnasse gießen. Die ganze Seereise hat absolut keinen Sinn gehabt.

Mein Leben wurde mit einemmal so ziellos, daß ich nicht wußte, was damit beginnen. Meinen Liebeskummer nach Hause tragen, das geht nicht. Ich ging also auf den Montmartre und schlenderte planlos herum.

Die schmalen Straßen standen mit ihren bunten Transparentkleidern wie immer da. Die ratternden Autos brausten wie ein Fluß, der aus seinen Ufern tritt. In einer kleinen Seitengasse, bei der Rue Pigalle, sah ich in einer Konditorei sehr appetitliches Gebäck im Schaufenster.

Du lieber Gott, ich war so schrecklich unglücklich.

7. Kapitel

MANCHMAL packt mich noch immer die wilde Sehnsucht nach Louise. Da kann ich nicht nach Hause gehen, und es hilft auch nichts, wenn ich in ein Theater, in ein Kino oder in den Zirkus gehe. Überall gibt es eine Unmenge Liebespaare. Nach der Vorstellung, wenn das Publikum hinausströmt, sehe ich mir alle an, als ob ich jemanden erwarte — denn ich will immer erst im allerletzten Augenblick nach Hause — und betrachte mit großem Neid die eng aneinandergeschmiegten Paare.

Es gibt Tage, wo die Erinnerung an Louise wie eine Stichflamme in mir auflodert. Auf so eine Erinnerungswelle folgt ein Schwächezustand, und ich habe das Gefühl, als ob die schweren, schmutzigen Autobusse über mein Herz rattern.

Nein, ich kann sie nicht ganz loswerden ... es geht nicht ... es geht nicht ... Wir haben gemeinsame Erinnerungen ... Es gibt sogar ein lebendes Andenken an sie. Kein Kind, aber die Kuh ...

Ich war unterwegs nach ihrer Wohnung. Da begegnete ich Bummel-Toni, und das brachte mich wieder zur Räson. Er bat mich, einem seiner Bekannten behilflich zu sein, der in den nächsten Tagen nach Paris kommt und ebenfalls Zeichner ist. Vielleicht kann ich ihn bei einer der Zeitungen unterbringen, für die ich arbeite.

Semmel-Hans tauchte gleichfalls auf.

„Wohin geht ihr?"

„Billard spielen, in den ‚Kleinen Dreckfink'."

„Ich komm' euch nach! Ich muß bloß dringend etwas erledigen."

Gewiß rennt er wieder irgendeinem Frauenzimmer nach, dieses Vieh.

Wir nannten das kleine Café, in das wir Billard spielen gingen, den „Kleinen Dreckfink". Es war klein, und dreckig war es auch. Aber daran gewöhnt man sich in Paris mit der Zeit. Später verlangt man geradezu nach diesem romantischen Schmutz und muß sehr aufpassen, damit diese Stimmung nicht überhandnimmt. Zum Schluß wäscht man sich kaum mehr, wie zum Beispiel der Semmel-Hans. Eigentlich dürfte man in Paris gar nicht von Schmutz reden; es gibt in Paris keinen Schmutz, sondern nur die Patina der Zeit.

Im winzigen Schaufenster dieses altehrwürdigen Bistro verkündeten halbverblichene rote Buchstaben: „Billard".

Die Terrasse markierten zwei kleine runde Tische. Auf jedem stand eine Flasche Sodawasser. Der Fußboden war mit Sägemehl bestreut, den Gitterzaun schmückten ein paar Blumentöpfe und eine riesige Nickelkugel — das war der Gipfel der Eleganz.

Von innen sah das Bistro noch trauriger aus. Der schäbige Billardtisch in der Mitte des Raumes erinnerte an einen leeren Sarg, den die Leiche infolge unerwarteter Zwischenfälle plötzlich verlassen hat.

Die grüne Platte des Tisches war mit grünen Bergen und Tälern besät und hatte ihre eigenen Gesetze. Man mußte mit allem rechnen und sehr wachsam spielen, denn zuweilen kam es vor, daß man die weiße Kugel aufs Korn nahm und die rote traf, weil zufällig ein Autobus vorüberfuhr. Da gingen die Kugeln nämlich selbsttätig los, manche

sprangen sogar in die Luft und mußten im Flug erhascht werden. Der Spieler mußte auch den Straßenverkehr ins Kalkül ziehen. Man hatte zu wissen, was ein vorüberfahrendes Taxi, ein Lastauto oder ein Autobus für Auswirkungen haben. Außerdem hatte der Billardtisch eine besonders verdammte Ecke, wo man sein Queue nicht ordentlich handhaben konnte, weil die Wand es nicht zuließ.

Ich spiele ganz passabel, Semmel-Hans ebenso dumm wie auf einem richtigen Billardtisch; Bummel-Toni dagegen war einfach nicht zu schlagen. Wenn er zum Beispiel zwei Kugeln gleichzeitig in die Richtung der Kassa stieß — in solchen Fällen duckte sich der Patron; er hoffte gemeinerweise, daß die Kugel das Spiegelglas treffen und wir es bezahlen würden, wogegen er für seinen Kopf keinen Centime hätte aufrechnen können —, kurzum, wenn Toni zwei Kugeln in die Luft stieß, so schleuderte er mit dem dicken Ende seines Queue eine Kugel teuflisch hurtig wie mit einem Rakett zur dritten Kugel auf den Tisch zurück, die er noch nicht berührt hatte, und gewann.

Bei so einer Billardpartie zählte eben alles.

Es gibt Leute — Gábor v. Vaszary zum Beispiel und den kläglichen Held dieses Buches — die am Morgen als ersten Satz sagen: gib mir eine Cigarette, bitte!

Darüber runzelt mancher die Braue. Manch' andrer hingegen kann einen solchen Satz nicht lesen, ohne sich selber schleunigst eine Cigarette anzuzünden. IHM — denn starke Raucher sind meist auch geschmacksempfindsame Raucher — empfiehlt sich an dieser Stelle die FOX.

FOX

„TICK-TACK, tick-tack", eiferte der zerbeulte kleine Wecker auf dem Kamin und beugte sich plötzlich zu den Gegenständen hinunter, die neben ihm lagen: Bleistift, Tusche, Pinsel, Versatzzettel, Taschentuch, Radiergummi —, und flüsterte ihnen zu:

„Kinder, es ist acht Uhr früh, und der Alte schläft noch!"

„Ja", antwortete der Radiergummi, „manchmal quält er sich noch immer wegen Louise, anstatt diesen dunklen Fleck aus seinem Leben wegzuradieren."

Die Versatzzettel schwiegen verächtlich.

— — —

„Was gibt's denn?! ... Wer? ... Ach so! ..."

„Servus!"

„Aa ... Aaaah ... Was ist denn los? ..."

„Paß mal auf! Ich habe eine entzückende Person kennengelernt."

„Hol dich der Teufel, Semmel-Hans! Wenn du mich noch einmal in aller Früh auftrommelst ... Setz dich nicht auf meinen Hut!"

„Warum legst du ihn auf den Stuhl?"

„Warum setzt du dich auf den Kleiderhaken? Der Hut hing am Haken, der ist heruntergefallen, und jetzt ist der Stuhl der Kleiderhaken, du Schwein. Es ist ja noch finstere Nacht."

„Mein Lieber, ich habe eine zauberhafte Frau kennengelernt. Gestern nachmittag. Was soll ich dir sagen, sie ist ein Traum."

„Und deshalb weckst du mich auf?"

„Ich war gestern im schönen neuen Schwimmbad auf dem Paul-Verlaine-Platz."

„Gib die Zigaretten her! Wie spät ist es denn eigentlich?"

„Halb neun. Ich ging ins Schwimmbad, und da hieß es an der Kassa ..."

„Hast du Feuer?"

Schrzzz!

„Na, was gab's an der Kassa? Jedenfalls soll dich der Teufel holen!"

„Man fragte mich: Wo ist die Dame?"

„Welche Dame?"

„Man darf nur in Damengesellschaft ins Schwimmbad. Hast du schon so etwas gehört? Dann erklärte man mir die Sache. Ursprünglich war's so, daß an gewissen Tagen nur die Herren und an anderen nur die Damen baden durften. Die Verheirateten lehnten sich gegen diesen Unsinn auf. Auf diese Weise konnten sie nie mit ihren Frauen baden, hieß es, und deshalb gehört jetzt der Dienstag und der Freitag den Ehepaaren."

Und diesen Blödsinn muß ich in aller Herrgottsfrühe anhören! ...

„Sag, deshalb hast du mich aufgeweckt?"

„Warte, du Tepp, sonst verstehst du die ganze Geschichte nicht. Mit einem Wort, man fragte mich, wo meine Frau ist? Ich sage der Kassiererin: Muß ich denn heiraten, nur weil ich Lust auf ein Bad habe? (Hier grinste Semmel-Hans.) Ich darf auch mit meiner Braut kommen, hieß es, man nimmt es nicht so streng. Ich stand nachdenklich vor dem Schwimmbad; weggehen wollte ich nicht. Es war zum

Umkommen heiß. Plötzlich erscheint ein schlankes junges Mädchen. Einfach hinreißend, mein Lieber. Die will auch baden, denke ich mir, aber sie ist auch allein. Man wird sie gleich hinauskomplimentieren. Sie kam aber nicht zurück. Ich dachte mir gerade, daß man mit Frauen eine Ausnahme macht, als sie doch erschien und ratlos vor mir stehenblieb. Ich kam sofort auf die Idee, daß wir zwei Halbschichtige seien und man die ganze Baderei mit ein paar guten Worten durchsetzen könnte. Da kam mir die junge Dame zuvor und fragte: ‚Mein Herr, wollten Sie auch ins Bad?' ‚Ja, mein Fräulein, aber ich sehe, man wird nur paarweise hineingelassen.' ‚Wie wär's, wenn wir sagen wollten, daß wir zusammengehören?' In diesem Augenblick erschien der Schwimmeister, der vorhin an der Kassa stand, mit einer Zigarette in der Tür und bemerkte uns. Die junge Dame zwinkerte mir zu und sagte: ‚Wie gut, daß ich dich treffe, Liebling! Na, so ein Glück!' Weißt du, sie war zum Anbeißen. ‚Ich wollte dich gerade anrufen und bitten, herzukommen, denn', sie zeigte auf den Schwimmeister, ‚man läßt heute alleinstehende Leute nicht ein.' Damit hängte sie sich in mich ein und ging auf das Schwimmbad zu. ‚Pardon!' sagte der Schwimmeister und verstellte uns den Weg. ‚Die Herrschaften kennen sich?' ‚Das sehen Sie doch', versetzte ich leichthin. ‚Ich sehe bei Ihnen nämlich keine Spur der sonst üblichen Herzlichkeit', sagte er. ‚Sollen wir uns vielleicht einen Kuß geben?' fragte die junge Dame ohne Umschweife. Und jetzt paß gut auf, mein Lieber! ‚Warte', sagte sie leise und stellte ihr Köfferchen nieder. ‚Ich tu's!' Und küßte mich einfach auf den Mund. Bei meiner ewigen Seligkeit, so war's! Es war einfach Wahnsinn. Vor zehn Minuten wußte ich noch nicht, daß es sie überhaupt gab, und nun fühlte ich ihren Kuß auf meinen Lippen."

Unter dem Eindruck dieser Erinnerung schloß Semmel-Hans die Augen und fuhr mit der Zunge über seinen Mund. Den Hut hatte er noch auf und war nicht rasiert.

Es war ein Anblick zum Kotzen.

„‚Liebling', sagte ich atemlos zu ihr."

„Wie?! Ist deine Geschichte noch immer nicht aus?"

Semmel-Hans sprach mit geschlossenen Augen, träumerisch lächelnd weiter.

„‚Liebling', sagte ich atemlos, ‚warte, vielleicht zweifelt man noch immer!' und da küßte ich sie —, mein Hut fiel zu Boden und wir vergaßen die ganze übrige Welt. Der Schwimmeister klopfte mich auf den Rücken, da ließen wir uns los.

‚Schon gut! Ça va, ça va! Gehen Sie nur endlich baden!' "

„Na, und da seid ihr ins Bad gegangen?!" fragte ich und suchte nach meinen Socken.

„Keine Spur!" antwortete Semmel-Hans, rückte den Hut schief in die Stirn und begann ohne ersichtlichen Grund zu pfeifen.

Damals ahnte ich noch nicht, wie tief diese idiotische Geschichte mein späteres Leben beeinflussen wird. Denn genau hier hat es begonnen, daß . . . Nein, eigentlich hat es damit begonnen, daß Louise mich betrogen hat — ich denke nicht mehr in jeder Sekunde an sie — aber das war die Fortsetzung der Sache.

Abends saßen wir mit Bummel-Toni auf der „Dôme"-Terrasse. Er

kannte die Geschichte noch nicht, folglich legte Semmel-Hans gleich los. Jetzt hatte er schon Spuren von Bißwunden auf dem Mund, und sie trug ein Kollier aus echten Perlen.

Später setzte sich auch Jóska Réti zu uns, ein Photoreporter, der ständig nach sensationellem Material fahndet und keinen Schritt ohne seine Kamera macht. Auch jetzt hing sie ihm um den Hals.

Ich muß in ein paar Worten schildern, wes Geistes Kind dieser Jóska Réti ist. Eines Tages verlangte man von ihm eine Photoserie mit der Spitzmarke: „Der unvorsichtige Fußgänger". Er sollte ein paar Szenen knipsen, die beweisen, wie unbedenklich die Leute über Straßen und Boulevards gehen, ohne zu ahnen, daß der Tod sie umlauert. Natürlich hätte Jóska Réti in zwei Tagen keine zwei Bilder zusammengebracht, wenn er alles dem Zufall überlassen hätte. Er bat also seine Freunde, vor Autobussen und Elektrischen leichtsinnig herumzuspringen, damit er sie so photographieren könne. Ich gestehe, daß ich aus purer Freundschaft mich einem Lastauto in voller Fahrt entgegenwarf, aber Jóska Réti wollte um jeden Preis eine Aufnahme, die noch interessanter ist — jemand mußte halb unter den Rädern liegen. Ich konnte daran nichts Interessantes finden. Einen von uns hatte der Wachmann sowieso schon aufgeschrieben, weil er sah, daß wir absichtlich vor die Elektrische sprangen.

Da kam Jóska Réti mit einer neuen Idee.

Wir sollten ein Lastauto suchen, das stand. Auf dem Bild merkte man das ohnedies nicht, und Semmel-Hans sollte zwei Meter vor dem Wagen ausrutschen und hinfallen, wofür ihm Jóska fünf Franken versprach.

In einer Seitenstraße stand ein imposanter, großer Lastwagen. Jóska Réti mit dem Chauffeur des Lastwagens; wir dachten, er würde seinen Ellbogen stützen, durfte aber nicht in die Richtung des Wagens schauen (eigentlich kam mir das gleich verdächtig vor) und sollte den Mund aufreißen, als ob er vor Schreck laut schreie. Ich wartete gespannt auf die weitere Entwicklung der Dinge. Inzwischen sprach Jóska Réti mit dem Chauffeur des Lastwagens; wir dachten, er würde ihm sagen, daß er nicht losfahren soll. Später stellte es sich aber heraus, daß er ihm zehn Franken mit der Weisung gab, auf Semmel-Hans loszusteuern und erst knapp vor ihm zu hupen, weil er den Schrecken und die Flucht naturgetreu knipsen wollte. Was soll ich noch sagen? Semmel-Hans klammerte sich vor Entsetzen so an den Boden, daß man ihn nur mit Mühe halb unter den Rädern hervorzerren konnte. Gebrüllt hat er allerdings; so laut, daß Jóska Réti vor Schreck die Kamera fallen ließ und die Aufnahme gar nicht machen konnte. Außerdem hätte man das Gebrüll auf dem Bild ja doch nicht sehen können.

So ein Mensch war Jóska Réti. Ein herzensguter Kerl, aber wenn er kein Material hatte, konnte er seinen besten Freund, ohne mit der Wimper zu zucken, vor die Räder werfen, nur um ein paar Sensationsphotos zu machen.

ICH ging von einer futuristischen russischen Gemäldeausstellung nach Hause, mit Semmel-Hans, Bummel-Toni und dem Budapester Bekannten Tonis, dem Maler, der vorige Woche nach Paris kam. Er war das Kind einer steinreichen Familie — Semmel-Hans sah ein Bündel Tausendfrankenscheine in seiner Brieftasche und war infolgedessen überraschend still und manierlich. Angesichts der Allmacht Geld klappte seine Persönlichkeit zusammen.

Der Budapester Maler, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, wollte seine Bilder ausstellen.

„Es müßte aber eine sehr originelle Sache sein, um die Aufmerksamkeit von ganz Paris zu erregen . . . etwas Außergewöhnliches", sagte er.

Bummel-Toni sprach von der futuristischen Gemäldeschau.

„Was der Russe macht, ist nicht neu. Denn was macht er? Er beschmiert eine Leinwand von zwei Meter Länge und anderthalb Meter Breite mit einer grauen Farbe und patzt in die Mitte einen Haufen Mörtel. In diesen Mörtel steckt er kleine Semmelstücke und einen Spiegelscherben. Und das Ganze nennt er: ‚Leben'."

„Wenn man ihn fragt, was das Bild bedeuten soll, dann sagt er, der Titel erkläre alles", äußerte sich unerwartet Semmel-Hans.

„Sehr einfach! Er weiß es selbst nicht. Ich habe mit ihm gesprochen und nichts Besonderes an ihm bemerkt, bloß, daß er einen schlechten Akzent und einen verzeichneten Kopf hat. Was er macht, ist nicht neu."

„Besonders die Frauen haben sich über ihn geärgert. Der Spiegelscherben war so unmöglich angebracht, daß sie sich in ihm nicht ordentlich sehen konnten."

„Heutzutage kann man auch gar nichts Neues mehr machen. Jede Originalität ist erschöpft."

Jetzt komme ich.

„Wieso denn erschöpft, mein Lieber? Vor allem ist doch der Rahmen da. Warum müssen alle Bilder viereckig sein? Weg mit der Symmetrie, die langweilig ist, weil sie eine abgeschlossene, primitive Vollkommenheit vortäuscht. Die Bilder müssen unregelmäßige Vielecke sein, und die Leinwand soll nicht nur eine Fläche haben, sondern konvex und konkav sein. Das ist zwar nicht wesentlich, du sagtest aber, daß du Aufmerksamkeit erregen willst. Dein Schlagwort sei: ‚Es ist nichts gleich im Leben, es lebe die heilige Asymmetrie!' Das mußt du auch in Äußerlichkeiten zum Ausdruck bringen."

„Na schön. Was soll ich aber auf die Bilder malen, damit sie auffallend sind?"

„Tja . . .warte! Du könntest zunächst zum Beispiel die Malerei mit der Bildhauerkunst verbinden. Male den Akt einer Frau, aber so, daß man erkennen kann, was das Bild darstellt. Ihre Brüste und ihren Hintern modellierst du plastisch und gibst deinem Werk den Titel: ‚Der Mittelpunkt der Welt.' Mit dem Titel muß immer etwas ausgedrückt werden, was das Bild nicht sagen kann, mit einem Wort, man muß weitergehen. Ein Titel, wie zum Beispiel ‚Mädchenakt mit Blu-

men' ist ein Blödsinn, denn das sieht sowieso jeder. Wozu es wiederholen?"

„Ja, aber warum denn: ‚Der Mittelpunkt der Welt'?"

„Weil es eine Frau ist. Du könntest deine Bilder aber vielleicht mit einem Vorhang versehen, so daß man jedes extra anschauen müßte. Auch das hat einen Sinn. Viele verschiedenartige Bilder in einem Saal erwecken den Eindruck, als sprächen sämtliche Menschen, die in einem Raum anwesend sind, gleichzeitig."

„Na schön . . ."

„Das ist noch nicht alles. Die Bilder müßten aus farbigem Glas hergestellt werden."

„Ach so, du meinst Glasmalereien?"

„Nicht ganz, denn du müßtest die plastischen, reliefartigen Formen des vorhin erwähnten Aktes aus Glas blasen lassen; das ist natürlich kostspielig, aber beim heutigen Stand der Technik nicht unmöglich. Ich denke, du würdest mit ein, zwei Farben auskommen. Man darf die Farben nicht schlagen, daß sie wie wild schreien, und muß sie als Ausdruckskraft, nicht als Naturersatz benutzen. Zum Beispiel stelle ich mir einen grünen Frauenakt in schwarzem Feld mit blutrotem Himmel sehr wirksam vor. Und noch etwas. Das ganze Bild wird von hinten intensiv beleuchtet, was den Wert der Farben erhöht. Eventuell könnte hinter jedem Bild leise, zum Thema des Bildes passende Musik ertönen, sobald man den Vorhang wegzieht. Gleichzeitig würde das Bild einen sanften Duft ausströmen, natürlich gleichfalls der Stimmung des Bildes entsprechend . . . Hast du so was schon gesehen?"

„Nein . . . Das war noch nicht da!"

„Stell dir diese Wonne vor: das Bild zeigt ein schlankes junges Mädchen, das auf dem Bauch liegt, mit plastischen Glasformen, die in einem sanften, unbestimmten Grün gehalten sind. Die Erde ist stumpfschwarz, der Himmel brennrot; ein Saxophon spielt dazu beispielsweise ‚Lavottas Liebe', und das Bild wird von rückwärts blau beleuchtet. Dadurch wird das Grün intensiver, wogegen Schwarz und Rot erblassen. Und das Ganze wird von einem zarten Mimosenduft gleichsam gekrönt. Als Titel würde ich vorschlagen: ‚Gaston, verlasse mich nicht!' "

„Ja, das müßte eigentlich bezaubernd sein! Wenn man dir zuhört . . ."

„Und stell dir erst vor, wie es in Wirklichkeit wäre! Bei der Eröffnung der Ausstellung müßtest du natürlich auch ganz irregulär angezogen sein."

„Wie meinst du das?"

„Deine Erscheinung muß ebenfalls die Parole ausdrücken: ‚Es lebe die heilige Asymmetrie!' Mit einem Wort, ein Hosenbein wäre breechesartig geschnitten und blau, das andere lang und rot. Eine Seite deines Rocks kann wie ein Trikot aussehen, die andere wie eine Frauenbluse, aber noch wesentlicher ist es, durch die Farben zu wirken. Fort mit den monotonen, grauen Männerkleidern! Farben sind demonstrativ! Épater le bourgeois! Auf dem Kopf trägst du anstatt eines Hutes einen Blumentopf. Das Publikum der Ausstellung be-

kommt winzige Gießkannen, und die Begrüßung besteht darin, daß du dein Knie beugst und die Leute als Erwiderung dieses Grußes die Blumen auf deinem Kopf begießen. Natürlich würde in jeder Gießkanne nur ein Tropfen Wasser sein, damit du keinen nassen Kopf kriegst."

„Wahnsinn!"

„Du willst doch, daß man über dich spricht?"

„Na ja . . ."

„Ich garantiere dir, ganz Paris wird von dir sprechen."

„Was du da schilderst, ist aber so kostspielig, daß man nur draufzahlen kann."

„Keine Spur. Schon die Ankündigung der Ausstellung wird eine Sensation sein: Exposition de la peinture sonore et lumineuse. Und als Untertitel: Cocktail d'art. Jeder kann sein Lieblingsbild mit der Musik und dem Duft, der dazu paßt, gleichzeitig genießen. Die Leute werden sich darum reißen, von dir ein Bild zu kaufen. Später kannst du es dir auch leisten, normale Bilder zu malen. Dadurch wird das Aufsehen noch größer. Nach so einem Entrée darfst du machen, was du willst. Man wird in allem etwas Außergewöhnliches finden, verlaß dich drauf."

„Ich muß darüber nachdenken . . ."

„Dir fehlt leider der nötige Mut, der wilde Entschluß . . . Und das ist der Kernpunkt alles Neuen."

10. Kapitel

PARIS erlebte einen wunderschönen Morgen.

Das Sonnenlicht fiel in goldenen Bündeln ins Zimmer, als ich die Vorhänge zurückschob und die Fenster aufriß.

Auf den Straßen unten wirbelte das Leben. Die Menschen kamen und gingen munter, die Laufburschen auf den Fahrrädern huschten lustig pfeifend über den Asphalt mit der überlegenen Wonne von Menschen, die ein Vehikel benutzen können.

Im dritten Stock des gegenüberliegenden Hauses putzte ein hübsches Mädchen das Fenster und trat kühn auf das Fenstergesims. Genau unter ihr betrachtete ein Herr mit seinem Hund den Himmel und drehte den Kopf stark nach oben. Der Hund und er sahen sich überraschend ähnlich.

Ich weiß nicht, wie es mit mir werden soll. Ich habe noch immer eine ziemliche Angst vor den Frauen. Jetzt hat ein neues, vorsichtiges Leben begonnen.

Ich muß heiraten. Ja . . . Auch der Arzt hat gesagt: Jung heiraten, das ist das beste. Man müßte ein Gesetz dafür schaffen.

Ich gähnte mein Spiegelbild an, und es gelang mir, mit spielerischer Leichtigkeit festzustellen, daß ich heute auch nicht anders aussehe als gestern oder vorgestern . . . Wie langweilig. Manchmal versteht man wirklich kaum, wozu man eigentlich auf der Welt ist.

Wie kommt man zu einer angetrauten Frau? Ich habe keine Ahnung, wie man es anstellen muß. Außerdem habe ich einen einge-

fleischten Widerwillen gegen Damen, die umworben werden wollen, und sonstige Peinlichkeiten: „Ich liebe dich, meine Süße, mein alles! Ich könnte ohne dich nicht leben . . ." Später kommt man unbedingt drauf, daß man auch ohne sein Alles leben kann — ja, zuweilen ausschließlich . . .

Das Ganze ist eine Jagd. Wir alle sind Jäger und Gejagte. Den Wurm frißt der Vogel, den Vogel der Mensch und den Menschen der Wurm. Das ist in Kürze der Circulus vitiosus.

Es hängt nur von mir ab, ob ich Jäger oder Wild sein will.

Eine andere Wahl gibt es nicht.

Na, morgen beginnt die Jagd.

Wenn mich der Hase bloß nicht anschießt . . .

11. Kapitel

SIE war schlank, mittelgroß, sehr jung und trug ein dunkelblaues Kostüm. Eine Boa hing nachlässig um ihre Schultern, ein schief aufgesetztes Hütchen wippte auf ihrem Kopf, und unter dem Arm trug sie zwei Bücher. Sie war reizend. Einen Augenblick lang fühlte ich den eigentümlichen, weichen Duft ihres Parfüms.

Ich blieb im Haustor des Verlags stehen, um eine Zigarette anzuzünden. Da hielt ein Taxi vor mir, und sie stieg rasch aus. Mit schnellen kleinen Schritten huschte sie an mir vorbei. Sie trug einen geschlitzten Rock, man konnte beim Gehen ihre schlanken, schöngeformten Beine sehen. Im ersten Augenblick sah ich nur zwei Augen, zwei warmblickende, übergroße Augen. Ihre Farbe hätte ich aber nicht bestimmen können.

Es schien, als wollte sie vor mir stehenbleiben, aber dann wandte sie verlegen den Blick ab und verschwand im Tor. Während sie die Treppe hinaufging, sah ich ihr nach. Bei jedem Schritt schwenkte sie kindlich ihren freien Arm. Ein süßes Geschöpf, aber sehr jung. Hinter einer Tür verschwand sie.

Ich hatte gelegentlich einmal einen Roman für die reifere Jugend im Auftrag dieses Verlags illustriert, seither war ich nicht mehr hier. Diese Illustrationen fielen mir zufällig ein, ich wollte die Belegexemplare holen. Der Nachmittag war so leer und traurig — immer nur zu Hause hocken und an Louise denken, war ziemlich unerquicklich. Wann werde ich diese Frau endlich ganz vergessen?

Auf dem Korridor traf ich den Redakteur der fraglichen Zeitschrift. Er freute sich sehr über diese Begegnung und hatte einen Auftrag für mich. Ich solle ein wenig warten, er werde ein Manuskript hervorsuchen lassen, das dringend illustriert werden soll. Ich setzte mich derweil in den kleinen Salon, wo schon zwei Herren und eine Dame warteten. Ein älterer Herr erzählte seinem mageren Freund von seinem Gut. Aus seiner Rocktasche lugten Manuskripte hervor. Er kommt nur dann nach Paris, wenn er etwas zu erledigen hat. Die Landluft ist etwas Herrliches und kostet nichts. Na ja, das Häuschen und der Garten hatten freilich ihren Preis, aber das war eine einmalige Ausgabe; von den Steuern wollen wir jetzt schweigen. Jeden

Nachmittag arbeitet er in seinem Garten. Der Magere beugte sich vor und hörte ihm aufmerksam zu. „Sie würden auch so was brauchen ..." „Ja, ich spüre die letzte Operation noch immer", sagte der andere mit den eingefallenen Wangen.

Die Dame saß zwei Stühle weiter. Sie war in Scheidung von ihrer Jugend begriffen und sah deshalb alles und jeden lange an. Schon damit gab sie zu, nicht mehr jung zu sein.

Alle drei Menschen verbreiteten eine Atmosphäre konzentrierter Langeweile.

Durch die Vorhänge sieht man die Vorhänge des Nachbarhauses; die Sonnenstrahlen liegen quer über ihnen. All das erweckt ein merkwürdiges, beklemmendes Gefühl. Ich kenne diese drei schon seit langem, es sind langweilige Patrone. Ich sehe jeden von ihnen zwischen seinen eigenen vier Wänden. Die Dame, die von ihrer Jugend scheidet, sehe ich, wie sie morgens ihre Zahnbürste in die Hand nimmt. Den Villenbesitzer, wie er in seinem Garten sitzt und sich vorbeugt, um neuen Wein ins Glas zu schenken; in seinem Mundwinkel hängt ein erloschener Zigarettenstummel. Auch den mageren Freund sehe ich — er betrachtet krankhaft gereizt, haßerfüllt die Bewegungen seiner Frau, und sie sehe ich auch; jung, in ihrer unerforschlichen Weiblichkeit.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, ich würde sofort in Ohnmacht fallen. Ich stand auf und ging auf den Korridor. Der Sekretär trat gerade aus dem Redaktionszimmer und brachte das Manuskript. Bis morgen müßte ich die Arbeit abliefern, und morgen bekäme ich einen neuen Auftrag, ebenfalls Postarbeit. Die Belegexemplare sind mir erst eingefallen, als wir uns schon verabschiedet hatten und die Tür hinter ihm zugefallen war.

Ich werde jemand anderen darum bitten.

Durch die offene Tür eines Zimmers erblickte ich plötzlich das junge Mädchen im blauen Kostüm. Den Hut hatte sie abgelegt, die Boa ebenfalls. (Sie gehört wohl zum Haus.) Ihr Haar ist sehr schön hellbraun oder eigentlich eher dunkelblond.

Sie las, hob aber plötzlich den Kopf und sah mich erstaunt an. Einen Moment stand ich so unentschlossen vor ihrer Tür, wie einer, der selbst nicht weiß, ob er eintreten oder weitergehen soll.

„Bitte!" sagte sie und stand auf.

Ich verlange die Belegexemplare der Zeitschrift, in der meine Illustrationen seinerzeit erschienen sind. Sie reißt mit rascher, überlegener Geste ein Blatt vom Notizblock und schreibt es auf. Die Sache gehöre zwar nicht in ihr Ressort, aber morgen würde sie es erledigen lassen. Heute ginge es nicht mehr; es ist bald sechs Uhr und somit Büroschluß.

„Danke."

Sie legte ihre laue kleine Hand in meine Rechte und sagte:

„Bon jour."

Ich war fast an der Tür, als sie den Kopf herumwarf und mit kühler, überlegener Stimme erklärte:

„Grüßen Sie so im allgemeinen Damen, denen Sie bloß einmal vorgestellt wurden?"

„Ja", antwortete ich mit der instinktiven Bereitwilligkeit dummer Leute, die allem zustimmen, wovon sie keine Ahnung haben, nur um ihre Verlegenheit zu bemänteln. Was fragt mich dieses Mädel? Ob ich Damen, denen ich bloß einmal vorgestellt wurde, zu grüßen pflege? So ein Unsinn!

„Mir wurden Sie nämlich schon dreimal vorgestellt", erklärte sie, „aber sooft wir uns treffen, starren Sie mir ins Gesicht und wollen mich überhaupt nicht erkennen. Finden Sie das höflich?"

„Ich wurde Ihnen dreimal vorgestellt?"

„Vor ein paar Monaten hier in der Redaktion, als Sie die Zeichnungen brachten, und vor zwei Wochen sogar zweimal, auf einer Cocktail-Party. Ich habe mich sehr gewundert."

„Über die Cocktail-Party?"

„Jetzt sehen Sie mich gefälligst genauer an und grüßen Sie nächstens, statt sich vorzustellen."

„Bitte."

Ja, bitte! — Ich bin auch empfindlich, nicht nur sie. Aber jetzt sage ich kein Wort mehr. Wieso habe ich mich auf der Cocktail-Party zweimal vorgestellt? Das stimmt nicht! Das war ein widerlicher Herr mit einem Spitzbart.

Unten auf der Straße empörte ich mich noch mehr. Erstens: sie ist gar nicht so besonders schön. Zweitens: ich stelle mich vor, sooft es mir Spaß macht. Drittens: ich habe sie heute zum erstenmal gesehen.

Man hätte ihr sagen müssen:

„Mein Fräulein, Sie haben sich beim lieben Gott und nicht bei mir zu beklagen! Er hat Sie mit einem Gesicht erschaffen, das man sofort wieder vergißt. Ansonsten — wie geht es Ihnen?"

Aber jetzt interessiert mich der Fall überhaupt nicht mehr. Ich werde die besprochenen Illustrationen einfach nicht machen und komme nie mehr her. Wie untersteht sich dieses Frauenzimmer, mir die Leviten zu lesen? Natürlich gehe ich morgen in die Redaktion und nehme von ihr gar keine Notiz. Wenn sie wieder etwas sagt, dann werde ich ihr schon die richtige Antwort geben:

„Mein Fräulein, Sie werden mein Interesse mit Gewalt bestimmt nicht wecken können. Ich weiß genau, daß wir uns längst kennen, und habe nur deshalb . . ."

Ich muß einen plausiblen Grund ausdenken.

Nein, ich zerbreche mir nicht den Kopf — ich stelle mich ihr einfach nochmals vor und lächle dazu spöttisch. Vielleicht könnte man auch eine unendlich geistreiche Bemerkung fallen lassen, aber nicht direkt, nur so zwischen den Zeilen.

Am nächsten Tag brachte ich die Zeichnungen.

Sie war nicht da. Sehr richtig, das ist die beste Lösung. Obzwar . . . Ich hätte die beste Gelegenheit, ihr zu sagen:

„Mein Fräulein, ich mag vielleicht zerstreut sein, aber Sie sind einfach ungezogen."

Na, das ist nicht übermäßig geistvoll.

Die Belegexemplare interessierten mich ohnedies nicht sonderlich. Ich bekam ein neues Manuskript und traf beim Weggehen plötzlich das kecke junge Mädchen.

„Oh, ich bin ganz unglücklich", sagte sie, sobald sie mich erblickte. „Ihre Belegexemplare habe ich vollständig vergessen. Morgen bekommen Sie sie bestimmt! Um elf Uhr vormittags, ganz bestimmt."

„Oh, hat nichts zu sagen . . ."

Ich grüßte höflich und ließ sie stehen. Dieses Mädel ist von einer überirdischen Frechheit. Jetzt hat sie die Stirn, mich für morgen, elf Uhr vormittags, herzubestellen . . .

Sie weist mich zurecht, weil ich sie nach Monaten vergaß. Ich habe erst gestern mit ihr gesprochen, und sie vergaß das schon heute. Wo ich mich ihr dreimal vorgestellt habe! Wie oft muß man sich dieser Person vorstellen?

Als ich am nächsten Tag das Manuskript und die Zeichnungen brachte, fragte mich der Redakteur: „Wo ist das andere Manuskript?" „Welches andere Manuskript? Das andere habe ich ja schon gestern zurückgegeben?" „Gestern bekam ich nur dieses eine." Man ruft den Sekretär herein. Er dachte, nur dieses eine Manuskript würde illustriert werden. Nein, natürlich beide! Er soll es mal rasch hervorsuchen und mir geben; gerade dieses Manuskript sei am dringendsten, bis Nachmittag müssen die Zeichnungen fertig sein. Ich versprach's leichtsinnigerweise, obwohl ich für heute nachmittag schon mehr als genug zu tun hatte. Warum hat man mir dieses dumme Manuskript nicht schon gestern gegeben, jetzt hätte ich's hinter mir. Ich werde ganz nervös. Manuskripte mag ich sowieso nicht leiden. Ich könnte es verlieren. Sie haben es hier schon schwer genug gefunden, das ist ein schlechtes Zeichen.

Einmal habe ich zwei Seiten einer Novelle verloren, wiewohl ich fest versprechen mußte, sehr achtzugeben, denn es war das einzige Exemplar. Eine ganze Woche lang suchte ich von früh bis spät. Meine Wohnung sah wie ein Misthaufen aus, alles war durcheinander. Und die Zeitung schickte tagtäglich ihren Laufjungen um die Illustrationen! Kein Mensch ahnte, daß mir die zwei Seiten abhanden gekommen waren. Schließlich mußte ich den fehlenden Text selbst ergänzen und gab die Novelle direkt in der Druckerei ab, damit nichts herauskomme. Nach dem Erscheinen der Novelle suchte mich der Autor vierzehn Tage lang auf Tod und Leben. (Diese Novelle war die Quelle ewigen Suchens.) Es schien ihm nicht zu gefallen, daß Irene sich plötzlich und ohne jeden ersichtlichen Grund Leopold in die Arme warf — das war aber nötig, um die Illustrationen bewegter zu gestalten. Die Figuren haben sich sonst kaum vom Fleck gerührt.

Auch mit einem anderen Manuskript hatte ich einmal Pech. Damals lebte ich noch im glücklichsten Einverständnis mit Louise, und ich gab es ihr zum Lesen; sie sollte mir später den Inhalt erzählen. Die Arbeit häufte sich wieder einmal an und ich hatte keine Zeit, eine so lange Novelle zu lesen.

Eines Morgens — ich schlief noch — klingelte mich ein Bote aus den Federn. Er kam von der Redaktion: ich sollte die Novelle samt meinen Zeichnungen sofort ausfolgen. Wo doch weder die Zeichnungen fertig, noch die Novelle da war. Louise hatte sie mir noch nicht zurückgegeben.

„Sagen Sie in der Redaktion, daß Sie mich nicht angetroffen ha-

ben, man sagte Ihnen aber, daß ich bald zurückkommen werde, Sie haben Ihren Auftrag ausgerichtet. Ich werde die Novelle mit den Bildern zusammen bis heute mittag in der Druckerei abgeben. Da haben Sie zehn Franken."

Ich stürzte zu Louise. Sie hat die Novelle noch nicht gelesen, wo hätte sie denn Zeit dazu. Die Novelle hat jetzt Lily, ich kann aber ganz beruhigt sein, Lily ist ein gebildetes Mädel, sie hat sogar ihr Abitur gemacht; was sie sagt, kann man blind unterschreiben. Kurz und gut, Louise hat das „Verborgte Herz" verborgt.

Lily fand ich im Büro, wo sie arbeitete.

Auch sie hat die Novelle noch nicht gelesen. Wie ich mir das eigentlich vorstelle? Ihre Lektüre wird vom Papa kontrolliert, und nur, wenn er sie passend findet, darf Lily die Novelle lesen.

„Wo ist der Papa?"

„Er reist für eine Firma und ist augenblicklich unterwegs."

Zum Glück hat der Papa die Novelle nicht auf die Reise mitgenommen. Hingegen hat die Mama sie ins Spital getragen; ihre Schwester liegt dort und beklagt sich, daß sie nichts zum Lesen hat.

Im Spital wollte man mich nicht vorlassen. Jetzt ist keine Besuchszeit. Zu guter Letzt schlich ich mich trotz des Verbots in den Krankensaal. Eine Frau saß gerade auf irgend etwas, ihr Hemd reichte nicht einmal bis zur Taille. Sie kreischte markerschütternd auf und sauste wie von Sinnen ins erstbeste Bett, in dem bereits eine andere Frau lag und gabelfrühstückte.

Auch Lilys Tante hat die Novelle noch nicht gelesen. Es sei herzlos, sie ihr gerade jetzt wegzunehmen, wo es am spannendsten ist...

„Madame, was Sie verlangen, ist purer Wahnsinn! Auf die Novelle warten dreihunderttausend Abonnenten. Man will sie auch im Ausland lesen..."

„So sagen Sie mir doch wenigstens, wie die Geschichte endet!"

„Alle werden glücklich. Und wie ist der Anfang?" (Wenigstens soviel möchte ich von dieser Herumlauferei haben, daß ich die Novelle nicht lesen muß).

„Da gibt es einen Mann", sagt sie, „und der liebt eine Frau. Außerdem gibt's noch eine Menge andere Sachen, er liebt sie auch nicht gleich, und früher ist ein Kind da, ich meine, das Dienstmädchen ist die Mutter der Frau des Mannes — aber das stellt sich erst später heraus — das heißt, zum Schluß kommt heraus, daß das Kind gestorben ist... Jetzt fällt's mir ein, der Mann ist ein Witwer, das heißt, seine erste Frau ist gestorben, ich meine nämlich, das war so... Warten Sie, jetzt weiß ich's. Der Vater von ihr ist ein zynischer Zirkusdirektor und dessen Mutter eine steinreiche Frau, aber antipathisch. Von der erbt Armands Bruder hunderttausend Franken... Es ist so herrlich geschildert . . . Bei den Liebesszenen kann man sogar weinen . . . Was soll ich Ihnen noch sagen?" (Nichts, nichts.)

Ich raste in die Druckerei, und während der Text gesetzt wurde, habe ich die Illustrationen gezeichnet.

All das fiel mir ein, während man mir das Manuskript in die Hand drückte und bat, sehr achtzugeben. Auf dem Heimweg werde ich's

im Taxi lesen, jetzt ist es halb zwölf . . . Ich ging an der Zimmertür des kecken jungen Mädchens vorbei —, ganz ohne Hintergedanken.

Ein anderes junges Mädchen mußte just im Augenblick aus dem Nebenzimmer treten, als ich vorsichtig hineinguckte.

„Mademoiselle Céline ist nicht da", sagte sie rasch. Sie heißt Céline.

„Oh! Das interessiert mich nicht."

Sie sah mich überrascht an. Ich werde ihr sehr verdächtig vorkommen. Warum rede ich denn so blöd?

„Natürlich interessiert sie mich. Ist sie krank?"

Da war sie noch überraschter.

„Oh, krank ist sie nicht", sagte sie, ohne ein Auge von mir zu wenden, „sie kommt aber nicht regelmäßig . . . Ihr Vater ist hier . . ."

„Wo?" fragte ich erschrocken.

„Er ist einer der Direktoren unserer Gesellschaft. Wir haben nämlich drei Direktoren", erklärte sie und hielt es für richtig, mich noch weiter zu informieren. „Die Mutter von Fräulein Céline lebt nicht mehr, und sie arbeitet nicht sehr viel . . . Sie ist jetzt auch oft traurig. Soll ich ihr etwas ausrichten, wenn sie kommt?"

„Sagen Sie ihr nichts. Nicht einmal, daß ich hier war."

Als ich ins Taxi stieg, bog ein anderes Taxi um die Ecke. Céline saß darin, bemerkte mich sofort und klopfte mit ihrer behandschuhten Hand auf die Fensterscheibe. Ich tat, als bemerke ich sie nicht. Weil dein Vater Direktor ist, hast du mich noch lange nicht beim Fenster herauszuklopfen, meine Liebe! Noch dazu um halb zwölf.

Wenn sie sich so aufspielt, dann heirate ich sie einfach und ziehe sie wegen ihrer Keckheit zur Rechenschaft. Eine Frau brauche ich sowieso. Anbandeln kann man mit ihr nicht, dazu ist sie viel zu jung, aber so ein Backfisch hat wenigstens noch nichts erlebt.

Sogar der Arzt sagte mir, am vernünftigsten und gesündesten ist es, jung zu heiraten. Abenteuer sind mir zuwider; am besten, man gewöhnt sich an eine Frau. Dieses kecke kleine Mädel hat ja nicht einmal eine Gegenwart, geschweige denn eine Vergangenheit. Na, tut nichts, die Hauptsache, sie ist ein unbeschriebenes Blatt.

Ich heirate Céline. Hier gibt es keine Vergangenheit und keine Liebe, die Sache kann keine unangenehmen Begleiterscheinungen haben. Nicht einmal eine Schwiegermutter gibt es. Ich muß mich mit keiner ewig überempfindlichen alten Frau abgeben. Die Wilden haben Anno dazumal ihre Schwiegermütter einfach aufgefressen, wenn sie sich patzig machten. Daß Célines Vater Direktor ist, regt mich nicht auf. So was imponiert mir nicht, und ich hab's auch nicht nötig, mir imponieren zu lassen.

Das wird eine ernste Ehe sein. Und dauerhaft, denn ich liebe sie ja nicht. Wo andere aufhören, dort fange ich an. Man muß nur vernünftig sein, logisch denken und seine Entschlüsse mit klarem Kopf und kühlem Verstand ausführen.

Nachmittags gehe ich mit den fertigen Zeichnungen in die Redaktion zurück. Der erste Mensch, dem ich auf dem Korridor begegne, ist Fräulein Céline.

„Guten Tag, mein Herr."

„Guten Tag, mein Fräulein."
„Vormittags klopfte ich Ihnen aus dem Taxi, ich kam gerade, als Sie gingen", sagte sie eifrig.
„Ich habe Sie nicht bemerkt."
„Die Belegexemplare sind schon da. Ich gebe sie Ihnen gleich."
Ich folge ihr mit gemischten Gefühlen. So ein Ding kann man doch nicht heiraten. Nein, das geht nicht. Sie ist vielleicht noch keine fünfzehn Jahre alt. Ich habe sie mir jetzt gründlich angesehen. Sie schminkt sich nicht, ihr Gesicht ist ganz natürlich rosig: ein Puppengesicht. Sie riecht nach Seife und frischer Wäsche. Ihre Augen sind frisch und klar; die Haut, wie man sie nur bei ganz kleinen Kindern sieht. Ein kindlicher Mund, eine kleine Stupsnase. Die zwei Hügelchen ihrer Weiblichkeit sind hinter der Bluse nur angedeutet.
Sie reicht mir eine Papierrolle: „Bitte sehr."
„Danke."
„Sind Sie vielleicht böse auf mich? Warum sagen Sie denn nichts?"
„Mein Fräulein, ich bin kein Schwätzer. Wie alt sind Sie?"
„Siebzehn. Warum?"
„Schon so alt?"
„Wie bitte?"
„Ich heirate Sie."
„Wozu?"
„Wozu?" (Die weiß gewiß nicht einmal, wozu man sich eine Frau nimmt).
„Soll das ein Witz sein?"
„Finden Sie, daß eine Ehe nicht ernst genug ist? Halten Sie die Ehe für eine unernste Angelegenheit?"
Sie gibt keine Antwort, aber ihre Ruhe und Überlegenheit ist wie weggewischt. Sie wird sichtlich verlegen.
„Warum sagten Sie, daß Sie mich heiraten wollen?" Sie flüchtet zu dem Punkt zurück, wo die Sache noch verständlicher war.
„Weil ich verliebt bin."
„In wen?"
Sie will klare, unmißverständliche Antworten.
„In Sie."
„In mich?"
„Ja."
„Seit wann?"
„Schon lange."
„Aber sagen Sie doch . . . wann hat es angefangen?" Sie sieht mich forschend an.
„An einem Donnerstag."
„Als Sie sich mir das erstemal vorstellten, war Montag und die Cocktail-Party an einem Samstag. Gestern hatten wir Dienstag und heute Mittwoch. An allen anderen Tagen wollten Sie mich nicht einmal bemerken. Wo ist hier der Donnerstag?"
Sie ließ meinen schönen Donnerstag einfach aus. Ach was, ich habe mir die Sache überlegt. Ich werde sie doch nicht heiraten. Die Geschichte fängt gleich mit Zweifeln an. So etwas muß genau bedacht werden, man heiratet für ein Leben.

Plötzlich warf sie den Kopf zurück, als wollte sie noch etwas sagen, sagte aber nichts mehr.

„Es gibt Menschen", begann ich vorsichtig, „die glauben, daß Gefühle, deren Entstehen Monate oder Jahre dauert, wertvoller sind. Aber das Herz spricht sofort. Es kommt nicht darauf an, ob es ein Donnerstag oder ein Freitag war. Damit wollte ich aber jetzt nichts mehr gesagt haben."

„Auf Wiedersehen!" sagte ich schließlich, und wir sahen uns bloß stumm an. Das konnte ja nicht ewig dauern.

„Auf Wiedersehen!"

Zu Hause machte ich die Rolle auf. Die Belegexemplare waren nicht darinnen. Sie hatte die Illustrationen ausgeschnitten und auf graue Bogen geklebt. Unter den Bildern stand das Datum und der Titel der Zeitung, in welcher sie erschienen waren —, auch das hatte sie aus den Zeitungen ausgeschnitten. Obenauf lag ein Zettel, da stand mit Bleistift: „Die Zeichnungen des unhöflichen Herrn."

12. Kapitel

DER Brief sah schon von außen seltsam aus: ein Rhomboid. Als ich ihn im Briefkasten entdeckte, machte er den Eindruck, als wäre er vor Müdigkeit fast umgefallen, bis er endlich ankam. Er war hellblau und trug ein kleines rotes „C" in Reliefdruck.

„Monsieur,

rufen Sie folgende Nummer an: (—), morgen Donnerstag nachmittag um fünf Uhr. Au revoir

Céline M."

Sie unterschrieb ihren vollen Namen, ich will's aber nicht tun. Auch die Telephonnummer stand da.

Wir sahen uns vor vierzehn Tagen zum letztenmal. Woher wußte sie meine Adresse? Jedenfalls hatte sie sich die Mühe genommen, sie ausfindig zu machen. Interessant.

Und warum soll ich sie anrufen?

*

Ich zog meinen dunkelblauen Anzug an, rasierte mich zum zweitenmal an diesem Tag und goß gewiß zuviel Kölnischwasser auf mein Gesicht, denn es brannte sehr. Ich werde schrecklich duften. Kein Zweifel, wertvolle Männer parfümieren sich nie. Ich stand eine Zeitlang am Fenster, damit die frische Luft den Duft ein bißchen fortwehe. Sie soll nicht glauben, daß ich ganz weg nach ihr bin. Auf meiner Stirne ist ein roter Fleck, ich habe nämlich nachmittags eine kleine Pustel erledigt, und die Spuren sind noch immer da. Wir sind unvollkommene Geschöpfe, die Natur blieb uns eine Menge schuldig.

Von Küssen wird ja sowieso keine Rede sein. Jetzt kommt die Einleitung mit ihrem langwierigen Hokuspokus.

Aber auch sie macht sich zu Hause schön für mich. Das setze ich nicht bloß voraus, ich bin dessen ganz sicher.

Jetzt wünscht sich keiner von uns, daß der andere ihn sieht —, wir könnten kein vornehm-gleichgültiges Gesicht machen —, um keinen Preis.

*

Ich reiche ihr meine Tabatière. Sie nimmt mit spitzen Fingern eine Zigarette und raucht sie an, dann gibt sie mir Feuer. (Ich vergesse jedesmal, einer Dame Feuer zu geben). Céline hat einen goldenen Selbstzünder mit einer Uhr darauf.

Wir sitzen in einem eleganten Teesalon in der Rue de Rivoli. Ein kleiner grüner Seidenschirm blendet das Licht der Lampe ab, so daß nur der Tisch beleuchtet ist und man das schneeweiße Tischtuch mit den Porzellantassen doppelt hell sieht. Im Saal herrscht ein angenehmer, warmer Duft und der Stil Louis XVI. Manchmal muß man zu den Alten zurückkehren. Ich habe jetzt das Gefühl, sehr glücklich zu sein, aber nicht nur wegen dieses jungen Mädchens; sie ist bloß ein Teil dieses Glücksgefühls. Vor ein paar Jahren stand ich noch betäubt vor Paris, ohne französische Worte, ohne französisches Geld, und jetzt sitze ich mit einer vornehmen jungen Französin zu zweit da und rauche Zigaretten. Salon de thé. Eine goldene Zigarettendose liegt auf dem Tisch, sie gehört mir. Alles habe ich allein, ohne fremde Hilfe erreicht, und das ist so beruhigend. Ja, ich bin jetzt glücklich. Und sie ist es auch. Das muß ich annehmen, sonst . . Na ja . . . Ich bin nicht verliebt. Sie ist aber reizend —, wenn sie lacht, besonders. Ihre Stimme ist kühl und zurückhaltend, ich kann mir eine Liebesszene mit ihr kaum vorstellen. Trotzdem war's sehr klug von mir, meinen dunkelblauen Anzug zu wählen. Vorhin war sie entzückend in ihrer Verlegenheit. Ich möchte wissen, was sie anhat; ist das ein Abendkleid? Heute hat sie wieder ein sonderbares Parfüm, ich habe diesen Duft noch nie gespürt. Er ist so seltsam, daß ich ihn mit nichts vergleichen kann, es fallen mir nur allerlei Bilder dazu ein . . . Viele Südfrüchte auf einem silbernen Tablett . . . eine große, offene Flügeltür aus Glas . . . blühende Sträucher in einem Garten . . . ein kleiner Vogel flattert auf einen Ast und schaukelt sich:

„Tiriliriri! . . ." sagt der kleine Vogel und fliegt plötzlich davon. Der blühende Ast winkt ihm nach:

„Leb wohl, Liebling, adieu!"

. . . Eine hohe, helle Halle. Unter Palmenblättern streckt sich mir eine weißbehandschuhte Hand entgegen und reicht eine kleine weiße Visitenkarte . . .

. . . Dann fällt der Schnee in großen, weißen Flocken, er knirscht unter den Füßen. Eine schmale Frauenhand ruht auf meinem Arm und eine weiche, liebe Stimme sagt:

„Ich bitte dich . . ."

Solche Bilder fallen mir ein . . .

Ich habe Céline Donnerstag zur angegebenen Zeit angerufen.

„Ja, ich bin es, Monsieur!"

„Verfügen Sie über mich, mein Fräulein!"

„Haben Sie heute nachmittag eine halbe Stunde frei?"
„Gewiß." (Keine Spur. Na, dann arbeite ich in der Nacht.)
„Dann könnten wir uns irgendwo treffen."
„Gern."
„Wo?"
„Das ist mir gleich."
Da nannte sie diesen Teesalon.

Wir kamen gleichzeitig an. Sie in einem Taxi, ich ebenfalls. Vor zwei Jahren lungerte ich hier hoffnungslos und hungrig herum. Wenn ich so einen Salon de thé ansah, war's ebenso, als schaute ich den Sternenhimmel an. Und jetzt kam ich in einem Auto. Chauffeur, warten Sie! Vielleicht lasse ich ihn eine volle Stunde draußen warten. Tut nichts. Er muß warten, weil es eine Zeit gab, wo ich in dieser Gegend sehr viel zu Fuß gehen mußte.

Céline war aufgeregt. Kaum saßen wir an einem Ecktisch, fragte sie mich sofort, ob ich sie noch immer heiraten möchte? Wenn ja, dann soll ich mich über sie erkundigen. (Das sagte sie mit einer reizenden Grimasse.) Seit einer Woche ist sie mit ihrem Papa böse. Er mischt sich in alles ein und will sogar bestimmen, welches Kleid sie anzuziehen hat. Wenn sie neben mir ein selbständigeres Leben führen könnte, würde sie mich heiraten. Nein, ich mische mich niemals in Kleinigkeiten. Ihre Augen standen voll Tränen. Sie war gewiß sehr verzweifelt. Ich bin jetzt wohl die Lösung, das weiß sie und ist deshalb verlegen. Kommandiert denn der Papa soviel herum? O ja. Sie haben keine Ahnung, wie. Er ist und bleibt immer und in allem Parteiführer. Wieso? Er war doch Minister, wußten Sie das nicht? Er hat noch immer Chancen, vielleicht kommt er wieder einmal ans Ruder und bildet selbst eine Regierung — aber privat habe ich einstweilen genug von ihm — nein, leider kann man mit ihm wirklich nicht auskommen.

Der Papa ist nicht nur Direktor, sondern Parteiführer und Exminister obendrein. Na, mir kann's gleich sein.

Ich erkläre Céline hübsch vernünftig, daß ich sie zwar liebe, aber meine Liebe keine überschwengliche ist. Ich gestehe, daß ich nicht sterben würde, wenn ich auf sie verzichten müßte, aber darauf käm's auch nicht an. Es ist auch nicht unumgänglich nötig, daß sie mich wahnsinnig liebt. Wir schließen ein vernünftiges Übereinkommen, das uns gewisse Verpflichtungen auferlegt. Wir müssen gegeneinander aufrichtig sein und unsere Ansichten gegenseitig achten. Ich liebe es nicht, wenn man mich anlügt; ich liebe es nicht, wenn man mich betrügt, denn ich kann niemals verzeihen oder vergessen, wiewohl ich ansonsten ziemlich vergeßlich bin. Im guten kann man bei mir alles durchsetzen, mit Zank und Streit nichts. Ich kann nicht schöntun und hasse die überhöflichen Menschen, weil sie nie ganz aufrichtig sind. Manchmal sage ich etwas, dem keinerlei Wichtigkeit beizumessen ist.

Céline erzählt, daß sie sehr leichtsinnig ist, aber gut Klavier spielen kann. Sie würde sich bemühen, sich geschickt ins Familienleben einzufügen. Sie möchte schon seit langem selbständig sein; das Leben mit ihrem Vater sei nicht auszuhalten.

„Werden Sie mir in alles dreinreden?"
„Das glaube ich kaum. Und Sie?"
„Niemals", sagte sie überzeugt und setzte dann leise hinzu: „Manchmal vielleicht."
„Manchmal, das geht."
Sie ist in mich auch nicht verliebt. Als sie das sagte, schob sie die Unterlippe vor. Ich habe das Gefühl, daß wir glänzend zusammenpassen.

Von jetzt an betrachte ich Céline als meine Zukünftige. Sie wird meine Frau werden. Ich stelle sie mir in allen Phasen unseres gemeinsamen Lebens vor, und das ist ein sehr angenehmes Gefühl.

Nachdem wir besprochen hatten, daß wir uns angehören werden, gingen wir einen Cocktail trinken und tanzen. Wir fuhren in zwei Wagen fort —, solange ihr Vater nichts von ihren Plänen weiß, wollen wir nicht im selben Wagen fahren. Sie würde noch heute mit ihrem Vater sprechen, aber sagen, daß wir uns schon seit einem Jahr kennen. Haha, sie ist meine Komplicin! Mit einem Wort, sie wünscht diese Heirat auch.

„Pflegen Sie zu lügen, mein Fräulein?"
„Wie Sie sehen, mein Herr . . . manchmal schon."
Das ist doch lieb.
Wir verabschiedeten uns, ich küßte nicht einmal ihre Hand.
Ich bin Bräutigam. Eine Schwiegermutter kriege ich nicht.
Am nächsten Tag rief ich Céline zur verabredeten Zeit an.

Es tauchten eine Menge Komplikationen auf. Der Vater will von unserer Ehe nichts wissen — ich darf nicht böse sein, wenn sie mir erzählt, was er gesagt hat, denn sie ist ja ganz anderer Meinung —, aber der Papa hat eben gesagt, daß eine seriöse Französin keinen Ausländer heiratet, und schon gar nicht einen Ungarn. Aber das braucht uns nicht zu kümmern. Wenn ihr Vater es nicht erlaubt, wartet sie eben vier Jahre, dann ist sie mündig und kann tun, was ihr paßt. Der Papa hat mit seinen Quengeleien schon die Mutter ins Grab gebracht. Hallo! Und was sagte Ihr Vater dazu? Daß er es weder heute, noch in vier Jahren erlauben würde. Er sagte auch, daß er Ihnen den Gedanken, mich zu heiraten, schon austreiben wird. Wirklich? Da bin ich aber neugierig, wie er das anstellt.

„Kommen Sie auf gar keinen Fall in die Redaktion, Monsieur, um ihm nicht zu begegnen."
„Gut, Mademoiselle, ich komme nicht."

Ich habe ihr Mut gepredigt und sehe jetzt, daß ich selbst Zuspruch nötig hätte. Ich wurde im Handumdrehen Bräutigam. Na, aber jetzt kommt die große Pause. Vier Jahre. Das habe ich glänzend gemacht. Ich soll vier Jahre lang warten? Und was mache ich vier Jahre lang allein? Ich bin genau dort, wo ich war. Wir wollen einmal ehrlich darüber nachdenken: vier Jahre? Das geht nicht. Davon kann gar keine Rede sein. Ich kann nicht für den Übergang eine andere haben. Noch nie hatte ich eine vorübergehende Beziehung. Bewußt noch nie. Vier Jahre lang soll ich von einer Frau zur anderen laufen, nur um mich an keine zu gewöhnen, sonst würde ich zu guter Letzt dann diese heiraten. Ich habe so eine blödsinnige Na-

tur. Wer kann dafür? Manchmal werfe ich sogar einen gebrauchten Fahrschein nur schweren Herzens weg, denn ich denke, dieser arme kleine Fahrschein fühlte sich so wohl in der warmen Tasche; er hat vielleicht schon dicke Freundschaft mit dem Radiergummi geschlossen, und da soll man ihn plötzlich zerknittert auf die kalte Straße werfen, wo herzlose Menschen auf ihn treten . . .

„Mörder!" ruft mir der kleine Fahrschein mit zwirndünner Stimme nach.

Höchstens werfe ich den Radiergummi hinterdrein.

„Seid glücklich, hol euch der Teufel!"

Wahnsinn!

Eines ist vollkommen klar: so kann das nicht gehen! Ich begreife nur nicht, wieso mir das erst eine ganze Woche später eingefallen ist. Inzwischen ereigneten sich nämlich neue Dinge. Schon am Tage des Telephongesprächs hatte ich eine Prüfung in Idealismus zu bestehen. Ich dachte daran, daß ich schrecklich leichtsinnig mit dem Geld umgehe; ein Glück, daß ich noch vier Jahre vor mir habe. (Wo habe ich den Verstand gehabt?) Große Ausgaben stehen mir bevor. In der Maison meublée, wo ich tausend Franken monatlich bezahle, kann ich nicht bleiben. Ich muß eine Zweizimmerwohnung mieten, sie vollständig einrichten, und so weiter. Dazu braucht man Geld und zum Geld Zeit. Hier heißt es, stürmisch zu handeln. Ich miete die Wohnung sofort, kaufe die Möbel und was man sonst noch braucht, natürlich alles auf Raten. Wenn ich meine bisherige Miete für die Möbelraten verwende, kann man sich schon sehr nett einrichten. Man muß nicht tausend Franken monatlich für Miete ausgeben, nicht einmal die Hälfte. Es herrscht augenblicklich allerdings Wohnungsnot in Paris, aber wozu gibt es Wohnungsvermittler? Ich lief sofort zu einem hin, bezahlte im voraus fünfhundert Franken und wurde als dringender Fall vorgemerkt. Wo ich wohnen möchte? Das ist mir gleich, die Hauptsache, daß die Wohnung in Paris liegt.

„Et de préférence?" fragte der Wohnungsvermittler.

Ich habe keine Sonderwünsche, sie soll bloß schön sein, zwei Zimmer mit allem Komfort, et cetera.

Beim Wohnungsvermittler herrschte lebhafter Betrieb. Tut nichts, wichtig ist nur, daß er der Sache nachgeht.

Ich plante die ganze Geschichte als schöne Überraschung. Vier Jahre hindurch werde ich meinen Leichtsinn auf diese Wohnung konzentrieren. Sie wird herrlich sein, ein Schmuckkasten. Wenn die vier Jahre vorüber sind, übergebe ich den Wohnungsschlüssel Céline; sie bekommt einen silbernen Schlüssel zum Vorzimmer, in einem Samtetui natürlich.

Solche Sachen dachte ich mir aus.

Zwischen Céline und mir entwickelte sich lebhafte Sympathie, wir trafen uns jeden Tag. Oft sprachen wir uns auch telephonisch. Wenn ich in der Redaktion anrief, ging es glatt, man holte sie zum Apparat. Wenn ich sie aber zu Hause anklingelte, dann rief ich immer aus irgendeinem Postamt an, wo das Fräulein vom Amt uns verbindet. Das wurde so eingeführt, damit, falls zufällig einmal nicht das Stubenmädchen, sondern Célines Vater am Apparat ist, sich ein

Frauenstimme meldet und er keinen Verdacht schöpft. Trotzdem prallte ich einmal mit dem Vater zusammen, und er fragte, wer Fräulein Céline zu sprechen wünsche. Ich sagte: Falsche Verbindung. C'est une erreur, Monsieur. Er gab sich damit aber nicht zufrieden, machte Céline eine große Szene und erklärte nochmals, er würde mich bald erledigen.

Wieso denn erledigen? Ich bin kein Akt, mich kann man nicht erledigen. Ich habe einen freien Beruf, und nur der Herrgott allein kann mich erledigen. Aber selbst dann würde ich mich erst ein bißchen dagegen auflehnen.

In diesem lichten Moment bekamen die Wartejahre eine erschrekkende Perspektive. Das ging mir durch den Kopf, als ich die Nachricht des Wohnungsvermittlers im Postkasten fand: ich soll sofort zu ihm, er hat eine Wohnung für mich. Ist das vernünftig? Kann ich vier Jahre auf eine Frau warten?

Ich warte keine vier Jahre.

Nein, ich werde Céline einfach entführen. Ein Glück, daß wir die Wohnung haben, ich kaufe schnell Möbel und in zwei Tagen ist alles fertig. Ich engagiere ein Dienstmädchen . . .

Ich entführe Céline. Eine großartige Idee. Wer wartet vier Jahre?

Was wird Céline dazu sagen? Interessiert mich nicht. Ich stehle sie ganz einfach.

Vier Jahre lang soll ich warten, um Célines Großjährigkeit zu erleben? Ich soll an ihrer Seite wachen, nur um sie altern zu sehen?

Von meiner göttlichen Eingebung elektrisiert, lief ich außerordentlich vergnügt meiner Wohnung nach.

Auch der Vermittler freute sich sichtlich über mein Erscheinen. Er schüttelte mir herzlich die Hand und sagte bloß: Ich hab' sie!

Das sagte er mit einem vielsagenden, glückverheißenden Lächeln und schüttelte mir nochmals die Hand. Ja, eine Zweizimmerwohnung mit allem Komfort. Nein, nicht in der Vorstadt draußen, im dreizehnten Bezirk, neben der Place d'Italie, der Eingang ist bei der Rue Bobillot, — nächstes Jahr wird sie eine Avenue, ein sehr belebter Platz; also die Wohnung ist in der Rue de la Butte-aux-Cailles, inmitten des Verkehrs und doch sehr ruhig gelegen. Eine stille Wohnung mit Aussicht auf einen schattigen Garten, der ebenfalls mir gehört. Ich muß mich augenblicklich äußern, ob ich sie nehme oder nicht, denn es warten eine Menge Leute darauf. Er aber dachte in erster Reihe an mich. Die Miete ist lächerlich niedrig, haha, zwölfhundert Franken jährlich, toutes charges comprises, alles in allem, Monsieur. Er hat noch fünfhundert Franken zu bekommen, ich kriege die Wohnung direkt geschenkt.

Was gibt's da noch viel zu erzählen? Fünf Minuten später besaß ich, trotz größter Wohnungsnot, eine Zweizimmerwohnung mit allem Komfort und einem schattigen Garten im Zentrum von Paris. Ich bezahlte fünfhundert Franken und bekam eine Adresse. Zunächst sauste ich per Taxi ins Palais des Nouveautés, um Möbel auf Kredit zu kaufen. Ich erstand ein helles Eichen-Eßzimmer und ein kombiniertes Wohnschlafzimmer ohne Betten — die sind widerlich —, aber mit einer riesig breiten, niedrigen, eleganten Couch und pompösen

Kissen darauf, sowie einer modernen Bibliothek darüber. Zwei Teppiche kaufte ich ebenfalls. Als die Sachen bezahlt werden sollten (ich verriet bis zum letzten Moment nicht, daß ich alles auf Raten kaufen will, um auch die Begeisterung des Möbelhändlers zu entflammen — das ist doch menschlich), kurzum, als beim Zusammenstellen der Rechnung herauskam, wie ich mir die Art unserer Verbindung dachte; daß ich unsere wechselseitigen Beziehungen nämlich auf Monate hinaus plante, um an das Palais des Nouveautés nicht nur durch die Möbel allein erinnert zu werden —, da ließ das Entzücken erheblich nach. Ich habe keine feste Anstellung. Wer garantiert denn dafür, daß ich zahlen werde? Ich nannte die Redaktionen, für die ich arbeite. Die Möbel waren herrlich. Ich werde morgen in alle Redaktionen laufen und sagen, daß ich mich zwecks Möbelkaufs auf sie berufen habe. Wenn das Warenhaus anruft, soll niemand erstaunt sein.

Dann sah ich meine Wohnung an.

„Rue de la Butte-aux-Cailles", rief ich dem Chauffeur zu und dachte erst im Wagen daran, daß ich die Räume hätte ausmessen sollen. Jetzt habe ich Hals über Kopf Möbel besorgt und weiß gar nicht, wie ich sie unterbringen werde. Ich habe eine ekelhafte Gewohnheit: wenn ich etwas kaufen kann, muß ich's sofort tun. Unlängst ließ ich mir einen Anzug in vierundzwanzig Stunden machen und behauptete, es sei für ein Begräbnis.

„Aber der Herr hat doch einen dunkelblauen Stoff gewählt!"

„In den höheren Kreisen trauert man bekanntlich in dunkelblauen Anzügen mit diskreten weißen Streifen . . . die Schultern leicht wattiert!"

„Merkwürdig", sagte der Schneider versonnen.

Aber wir waren schon in der Rue de la Butte-aux-Cailles und hielten vor dem Haus, in dem ich wohnen werde.

Von außen war es ein schönes, sechs Stock hohes Zinshaus.

Der Hof hatte zwei Abteilungen. Im oberen Teil links war ein schmutziger kleiner Rasenfleck mit einem einzigen, fingerdicken Bäumchen in der Mitte. Erst wagte ich's nicht zu glauben, aber dann war's doch der schattige Garten, mit einem eisernen Gitter rundherum, wie ein französisches Grab und auch nicht größer.

Oh, ich Trottel! Erst jetzt dämmerte mir, daß der Wohnungsvermittler nur deshalb soviel vom schattigen Garten sprach, um nicht sagen zu müssen: eine Hofwohnung. Denn das sechs Stock hohe Zinshaus, durch das ich hereinkam, vermauerte das andere, merkwürdig geformte Haus, das wie ein großes „U" am anderen Ende des Hofes lag. Die beiden Häuser hatten nur den Hausherrn gemein; deshalb wurden die beiden Höfe zusammengebaut und der zweite Eingang, den das U-förmige Haus von der Straße hatte, einfach geschlossen.

Eine Hälfte des U-förmigen Hauses war zwei, die andere einen Stock hoch. Die Wohnung, die ich gemietet habe, befand sich im einstöckigen Flügel des „U", parterre. Während auf der anderen Seite eine richtige gedeckte Treppe in die Wohnungen des Stock-

werks führte, mußten die Mieter auf unserer Seite eine offene, morsche Holztreppe benutzen, die an die Außenwand bloß angeklebt war.

Und jetzt kommt die Wohnung, die mich schon tausend Franken gekostet hat. An Vermittlungsgebühr nämlich. (So eine Wohnung mußte noch vermittelt werden!)

Die Wohnung . . . die Wohnung . . . du lieber Gott, was hab' ich schon wieder angestellt!

Ein Vorzimmer gibt es überhaupt nicht. Die Wohnung beginnt gleich in medias res mit dem Eßzimmer, zu dem direkt aus dem Hof eine Glastür führt. Schon diese Tür spottet aller Regeln. Das Eßzimmer hat kein Fenster, sondern bekommt das Licht teils durch den Hof, teils aus dem Nebenzimmer, das gleichfalls eine Glastür hat, ebenso wie die Küche rechts vom Eßzimmer.

Die Küche hat ein Fenster. Ein vergittertes, kleines Fenster wie eine Kerkerzelle und sieht auf den Hof.

Was gibt's von der Küche sonst noch zu berichten? Ich habe nur einen Blick hineingeworfen und mir dann über die Stirn gestrichen, als wollte ich eine Erinnerung verscheuchen. Der Boden war verhältnismäßig viereckig, aber der Plafond tobte sich in so phantastischen Formen aus, daß ich jetzt noch die Vergleiche dafür suche. Die Franzosen haben dafür ein Wort: Lambrissée (das war aber eine entartete Lambrissée); deutsch kann ich bloß sagen: ich ging sofort ins Nebenzimmer, in das mit der Aussicht auf den schattigen Garten. Es war die schönste Pièce der Wohnung, die wollte ich als kombiniertes Wohnschlafzimmer einrichten.

Der Hausmeister, der mich herumführte, sagte, daß auch ein Keller zur Wohnung gehöre, falls ich ihn vielleicht sehen wollte.

Nein, ich hatte für eine Weile genug. Man muß sofort Maßnahmen ergreifen. Tausend Franken habe ich zum Fenster hinausgeworfen, das ist eine Tatsache. Dagegen wird man abends die Möbel abliefern, das muß ich verhindern. Wenn die Wohnungsnot noch so groß ist — nie habe ich von einem ähnlichen Blödsinn gehört! Wie kann man eine Wohnung unbesehen mieten?

Ich gehöre nicht in diese Welt. Wenn man mir etwas sagt, nehme ich es wortwörtlich: schattiger Garten, jeder Komfort, zwei schöne, moderne, helle Zimmer . . .

Ich rief Céline sofort in der Redaktion an. Jemand hauchte ein Hallo in den Apparat.

„Céline?"

„Ja. Was gibt's denn?"

„Man hat mir eine Wohnung angehängt. Sie ist aber nicht gut."

„Sie haben eine Wohnung gekauft?"

„Ich habe sie nicht gekauft, sie wurde mir gekauft. Schrecklich!"

„Wieso?"

Na ja, sie weiß noch gar nichts.

„Ich bin hier ganz in der Nähe, in einem Kaffeehaus. Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?"

„Ich komme sofort, mein Vater ist nicht da."

Zehn Minuten später erschien Céline. Zwischendurch telephonierte

ich ins Warenhaus, daß die Möbel einstweilen nicht geschickt werden sollten.

„Wünschen Sie einen Cocktail, Mademoiselle?“

„Ja, Monsieur.“

Ich erzählte ihr aufrichtig, daß ich sie entführen wollte und auf diese Weise zur unmöglichen Wohnung kam. Céline lächelte; daß ich sie habe stehlen wollen, gefiel ihr offenkundig. Wär's nicht gut, wenn sie die Wohnung ansehen würde? (Na siehst du, du willst ja gestohlen werden!)

„Es ist besser, Sie sehen sie niemals.“

Ich begleitete Céline ein Stück und rief aus einem Tabakladen den Wohnungsvermittler an. Ich sage ihm, daß ich diese Wohnung nicht nehme und er mir augenblicklich eine andere zu verschaffen hat, sonst ohrfeige ich meine tausend Franken an ihm herunter.

Die Nummer war ewig besetzt und einfach nicht zu kriegen. Lange konnte ich aber nicht warten, ich mußte noch in zwei Redaktionen gehen. Na, höchstens rufe ich ihn später an und telephoniere zugleich auch Céline.

Ich nahm ein Taxi und war zehn Minuten vor zwölf in der Redaktion. Vom Sekretär erfuhr ich, daß mich der Chefredakteur zu sprechen wünsche (Da hat man's! Gewiß hat das Warenhaus schon angerufen.) An der Kassa war ich noch durchschnittlich guter Laune und behob zweitausendzweihundert Franken. Diese Zeitung ist eine wahre Goldgrube.

Der Chefredakteur empfing mich sehr gemessen. Er war durchaus nicht liebenswürdig und jovial wie bisher.

„Bedaure, wir können Sie nicht mehr beschäftigen.“

„Hat vielleicht das Warenhaus . . .“

„Welches Warenhaus?“ Er machte große Augen. Ich sah sofort, daß er von meinem Möbelkauf keine Ahnung hatte. Also was kann's sein?

„Aber warum denn nicht?“

Er zögerte eine Weile und schob ein Manuskript von rechts nach links, dann sagte er langsam, überlegend, als suche er die Worte:

„Eigentlich habe ich gegen Ihre Person nichts einzuwenden . . . auch mit Ihrer Arbeit sind wir zufrieden . . . Sie werden aber begreifen . . . es gibt so viel Zeichner, die . . . Franzosen sind . . . Ja, die letzten Endes Franzosen sind.“

Und das ist ihm jetzt ganz plötzlich eingefallen?

Jemand hat mich abgesägt, irgendein französischer Zeichner. Man sieht meine Tätigkeit mit scheelen Augen an . . .

Irgendeiner hat dem Redakteur etwas über mich hinterbracht — nichts einfacher als das. Es genügt, zu behaupten, daß ich ihn einen blöden Kerl genannt habe, und schon bin ich erledigt. Nie werde ich erfahren, wer es war, und man kann gar nichts dagegen tun.

Auf dem Korridor der Redaktion kam mir Célines Vater entgegen, und plötzlich verstand ich den Zusammenhang.

Bestimmt hat er die Hand im Spiel gehabt. Er hat ja öfters gedroht, diese Ehe zu vereiteln und den Kerl aus dem Ausland unmöglich zu machen. Jetzt hat er damit begonnen.

Damals konnte ich darüber lächeln. Heute nicht mehr. Der Verlust dieser Zeitung ist ein harter Schlag. Sie war meine Haupterwerbsquelle. Meine anderen Blätter machen insgesamt kaum zweitausend Franken aus, damit kann sich ein Mann wie ich kaum allein durchschlagen. Man muß neue Zeitungen ausfindig machen, das ist aber keine leichte Sache. Die Mitarbeiter verteidigen überall hartnäckig ihre Position.

Ich habe etwa zweieinhalb- bis dreitausend Franken verloren. Natürlich kann keine Rede mehr von der Maison meublée sein, wo ich tausend Franken zu bezahlen habe. Ich muß die unmögliche Wohnung behalten. Und auch Céline ist futsch. Du lieber Gott, ich werde eine scheußliche Wohnung haben . . . aber sie kostet nur hundert Franken im Monat. Das halte ich noch aus.

Sofort rief ich im Möbelwarenhaus an und sagte, daß ich auf die Möbel verzichte. Lieber ließe ich den Vorschuß verfallen. Ich hätte einen großen materiellen Verlust erlitten und könnte mir so teure Möbel nicht mehr leisten. Das wurde zur Kenntnis genommen. Zunächst schaffte ich mir einen Tisch, einen Stuhl, ein Sofa an . . . Kurz, nur das allernötigste. Der Kampf ums Dasein muß unbedingt von vorne begonnen werden.

Und Céline?

Céline treffe ich heute abend. Bis dahin besuche ich noch die Redaktion einer Zeitung, bei der ich etwa tausend Franken monatlich verdiene. Vielleicht gibt es einen Auftrag für mich. Ich werde sehr fleißig sein.

Der Einfall, zu heiraten, war einfach hirnverbrannt.

Habe ich das nötig gehabt?

Die Schicksalsschläge wollten nicht enden. Ich will die Schilderung der Einzelheiten sparen und begnüge mich mit der einfachen Mitteilung, daß mir auch diese Zeitung verlorenging. Der Unterschied war nur, daß mir hier nicht der Redakteur persönlich, sondern der Sekretär die peinliche Neuigkeit überbrachte.

„Kennen Sie Monsieur M.?" (Ich nannte Célines Vater.)

„Ja. Warum?"

„Nur so. Es hat mich interessiert."

„Soviel ich weiß, sind Sie mit ihm verwandt?"

(Das ist die Liebe der Verwandten.)

Aus dem ersten besten Kaffeehaus rief ich meine dritte und letzte wichtige Zeitung an. Das Verhängnis mag seinen Lauf nehmen und aus Rache werde ich Céline verführen. Na warte!

„Hallo! Bitte den Herrn Redakteur."

„Ich verbinde."

Diesen Posten verliere ich telephonisch. So ist es viel bequemer.

„Hallo!"

Ich nenne meinen Namen und frage, ob er mir nichts zu sagen hätte.

„Doch."

„Bitte sehr, ich höre." (Na, los! Eine Minute noch und ich kann den Bettelstab ergreifen.)

„Hallo, wir machen eine neue Wochenzeitung! Bringen Sie uns ein paar Zeichnungen."

Ich traue kaum meinen Ohren.

„Wieviel kann ich bei der neuen Zeitung monatlich verdienen, Monsieur?" (Monsieur, liebster Monsieur!)

„Das Doppelte wie bisher. Ich erwarte Sie morgen."

„Danke, ich komme." (Du Engel.)

So, jetzt habe ich meinen zweiten Posten zurückgewonnen. Ich halte wieder bei zweitausend Franken. Meine Nerven drohen jetzt nachträglich den Dienst aufzusagen. Es ist ja keine Kleinigkeit; in einer Stunde hätte ich alles verlieren und vor die Hunde gehen können. Es fragt sich, ob Célines Vater auch hier eingreifen wird oder nicht. Man müßte den Redakteur sofort anrufen und ihm alles sagen. Nein, ich telephoniere heute nicht mehr. Morgen erzähle ich ihm die Sache persönlich.

Eigentlich wurde ich in kurzen Stunden ein armer Mann. Ich besitze etwa dreitausend Franken. Vor allem will ich die Miete für ein Jahr bezahlen . . . Nein — Unsinn! Ich will lieber die Wohnung ein bißchen herrichten, sagen wir, malen lassen. Und dann kaufe ich mir ganz einfache Möbel. Herrgott noch einmal, wird das eine scheußliche Wohnung sein! Im Hotel kann ich aber nicht wohnen, das kostet vier- bis fünfhundert Franken im Monat.

Céline saß schon im Kaffeehaus und wartete ungeduldig. Sie war früher fertig, als sie dachte.

„Die Wohnung ist gräßlich, Monsieur", sagte sie sanft und legte ihre Hände still auf meine Hand.

Das weiß ich.

„Warum zittern Ihre Hände so?"

„Ich habe viel gearbeitet und bin ein bißchen nervös."

Dann erzählte ich ihr in aller Ruhe, was ich heute erlebt habe, und sagte, daß es einstweilen ganz hoffnungslos sei, den Kampf mit ihrem Vater aufzunehmen. Das ist ein herzloser, grausamer Mensch (Was soll ich sagen: ein Politiker!), der sein Versprechen hält. (Also doch kein Vollblutpolitiker.) Augenblicklich stehe ich so, daß ich kaum allein mein Auskommen finden kann. Selbstverständlich muß ich die Wohnung behalten, wenn sie noch so scheußlich ist.

Ich sagte kein Wort über meine sonstigen Aussichten: oft verreiste der Redakteur meiner nunmehr einzigen Zeitung; im Winter an die Riviera, im Sommer in die Berge — aber nicht für zwei Wochen, sondern für zwei Monate, und dann war keine einzige Illustration bei seiner Zeitung anzubringen. Ich sagte ihr nichts davon, denn sie starrte mich jetzt schon mit Tränen in den Augen stumm und unglücklich an. Bestimmt hat sie wegen ihres Vaters, der mich mit spielerischer Leichtigkeit in ein paar Stunden zugrunde richtete, Gewissensbisse.

„Sie sind der Ansicht, daß wir aufeinander verzichten sollen?"

„Ja, aber gewiß nicht deshalb, weil ich hoffe, das Verlorene auf diese Weise vielleicht zurückzugewinnen. Nein, nach all dem, was vorgefallen ist, würde ich für die Zeitungen Ihres Vaters auch dann nicht arbeiten, wenn man mich darum anflehte, was ziemlich unwahr-

scheinlich ist. Augenblicklich befinde ich mich in einer Lage, die jeden Gedanken an eine Ehe ausschließt. Wegen Ihres Vaters brauchen Sie sich keine Vorwürfe zu machen — auch keine Sorge um mich. Ich habe mich schon in viel verzweifelteren Situationen zurechtgefunden. Ich werde mit Einsetzung aller Kräfte arbeiten und mich in ein, zwei Jahren vielleicht wieder durchsetzen. Später, wenn ich von Ihrem Vater nichts mehr zu befürchten habe, wenn ich so weit bin, daß er mir nicht mehr schaden kann, dann können wir uns wiedersehen. Wir wollten ja ohnedies vier Jahre warten ... nicht wahr?"

„Und ... und jetzt ... sollen wir uns gar nicht sehen?"

„Wozu uns selbst täuschen? Ich darf jetzt an nichts anderes denken als an meine Arbeit. Sagen Sie Ihrem Vater, Fräulein, daß ich zurückgetreten bin. Es ist gut, wenn er das weiß, sonst ist er imstande und setzt auch bei der letzten Zeitung meine Entlassung durch. Und dann müßte ich zugrunde gehen, vollständig."

„Es ist gut", sagte sie und stand auf. Die Handtasche klappte sie auf, als suche sie etwas darin. Dann klappte sie sie wieder zu.

„Leben Sie wohl!"

Ich nahm ihre kleine Hand und küßte sie.

„Leb wohl, Céline!" (Jetzt sage ich zu dir du, das ist meine Rache.)

Sie sah mich erstaunt an, dann ging sie mit raschen, entschlossenen Schritten hinaus, ohne sich ein einziges Mal umzusehen.

Sie war fort.

Und mit ihr ging mein schöneres Leben zur Tür hinaus.

13. Kapitel

NACHMITTAGS sah ich mir nochmals die Wohnung an. Wenn man sie nicht anschaut, ist sie gar nicht so schlimm. Aber ich kann unmöglich immer mit geschlossenen Augen darin herumgehen. Man spürt noch den Geruch frischer Farbe. — Viel half das Malen nicht, aber wenigstens wirken die Zimmer etwas weniger gruftartig. Ich öffnete die Fenster, um alles gründlich durchzulüften. Die Möbel sind schon da: die allerbilligsten und allernötigsten Möbel. Ein großer Teil meiner Zeichnungen und Papiere ebenfalls. Nur das breite Sofa wurde noch nicht geliefert. Das war nicht fertig zu haben und muß erst angefertigt werden. Montag ist es da. (Heute ist Samstag.) Dann bringe ich auch meine übrigen Habseligkeiten mit einem Taxi her; heute darf ich noch ausnahmsweise Geld dafür ausgeben. Ab morgen wird gespart. Das wird natürlich gräßlich sein.

Na, hier hat auch alles viel mehr gekostet, als man sich's hätte berechnen können. Jeden Tag tauchten neue und unerwartete Ausgaben auf.

Mein Vorgänger hat das elektrische Licht einführen lassen (in der Mehrzahl der übrigen Wohnungen gibt es nicht einmal das) und ließ es nachträglich bei mir einkassieren. Die Mieter dieses U-förmigen Hauses holen sich das Wasser von der Wasserleitung, die auf dem Hof ist. Nur bei mir in der Küche gibt es fließendes Wasser. Natürlich ließ mich der frühere Mieter auch diesen Luxus bezahlen. Es ist

hierzulande Sitte, die Kosten aller Reparaturen und Neuanschaffungen vom neuen Mieter ersetzen zu lassen, und dieser schmutzige Strom mündete jetzt bei mir. Die Rechnungen über die Investitionen gibt ein Mieter dem anderen weiter. Der Hausmeister tröstete mich damit, daß ich seinerzeit ebenso werde vorgehen können, aber ich warf diese unorthographischen, mit Fettflecken geschmückten, schmierigen und zerfetzten Papiere ins W. C.

Jetzt lernte ich die Werkstattgeheimnisse der Sparsamkeit und Tüchtigkeit französischer Kleinbürger kennen. Man ließ mich für alles erbarmungslos blechen, auf zehn Jahre zurück. Die älteren Rechnungen wurden mir gewiß nur deshalb nicht präsentiert, weil sie verlorengegangen sind.

Ich mußte rückwirkend die Parkettreparatur und den Kaminfeger bezahlen, ebenso auch den Sparherd, den jemand ins fensterlose Eßzimmer stellen ließ. Ferner mußten alte — inzwischen längst zugrunde gegangene — Schlösser, Kammerschlüssel und ähnliches bezahlt werden. Auch gab's eine sogenannte Reprise, das hieß, daß mein Vorgänger diversen unbrauchbaren Bodenkram, Möbelreste und dergleichen hinterlassen hat und dafür ebenfalls Geld forderte. Es war noch ein Glück, daß ich für die Baukosten des Hauses nicht aufkommen mußte . . .

Endlich war die Wohnung — am Montag — fertig. Heute schlafe ich zum erstenmal hier, aber vorher gehe ich essen. Ich habe einen ziemlichen Hunger, weil ich heute noch nicht Mittag gegessen habe. Da gibt's nichts zu sagen, es ist eine scheußliche Wohnung. Ich will mir irgendwo eine Taschenlampe besorgen. Es muß ziemlich unangenehm sein, bei Nacht über zwei unbeleuchtete Höfe zu stolpern — auch gestern abend mußte ich mich wie ein Blinder vorwärtstasten. Streng genommen — und wenn man sich von älteren Erinnerungen nicht beeinflussen läßt — ist es nur eine mäßig scheußliche Wohnung, man kann sich mit ihr abfinden. Wenn ich das Wohnschlafzimmer lange betrachte, sieht es ganz nett aus. Das Eßzimmer riecht noch stark nach Farbe. Kein Wunder; es hat kein Fenster und kann kaum gelüftet werden. Na, das will ich ja sowieso nicht benutzen.

Ich stand schon in Hut und Mantel, als es klopfte. Das wird wieder der Hausmeister mit einer Rechnung sein; die unangenehmen Botschaften überbrachte immer er.

Es dunkelte schon, und so erkannte ich sie im ersten Moment kaum, als ich die Tür öffnete. Zuerst erinnerte mich nur ein seltsamer, weicher Duft an sie; gleich darauf hörte ich ihre Stimme:

„Guten Abend!" sagte Céline. Um ihre Lippen lag ein merkwürdiges Lächeln. „Ich bin da."

Wir sahen uns gegenseitig erschrocken und verlegen an.

„Sie wollten gerade ausgehen?"

„O nein . . . Ich bin eben jetzt gekommen. Bitte, treten Sie näher." Sie tritt ein, sieht sich um, setzt sich aber nicht.

„Ich bin da!" wiederholt sie verlegen lächelnd.

Ja, kein Zweifel, sie ist da, das habe ich schon vorhin bemerkt. Jetzt setzt sie sich an den äußersten Rand des Sofas, öffnet ihre

Handtasche, holt ein kleines Spitzentaschentuch hervor und hebt es an die Augen.

„Was haben Sie, Céline?"

Sie gibt keine Antwort.

Als ich sanft nach ihrer Hand greife, wendet sie den Kopf ab.

Ein schweres Lastauto rattert durch die Rue de la Butte-aux-Cailles und sämtliche Fensterscheiben scheppern. Mit dem einzigen Bäumchen des „schattigen Gartens" hat der Abend angebandelt und zieht es hübsch vorsichtig unter seine Decke.

Sie wird weggehen und das wird entsetzlich sein. Die Wohnung erweckt in mir ein beklemmendes, unheimliches Gefühl. Die Möbel sind so fremd, und heute abend fange ich hier einen neuen Lebensabschnitt an. Wohin werden die Tage führen, die hier auf mich warten?

Wir saßen lange still nebeneinander. Dann bat sie leise:

„Sagen Sie doch etwas!"

Ich soll ihr etwas sagen? Soll ich ihr sagen, daß sie mir fehlt? Soll ich ihr sagen, daß ihr Vater ein Schuft ist? Soll ich ihr sagen, daß sie hierbleiben und meine Geliebte werden soll? Später bringe ich sie in einem Taxi nach Hause, steige eine Ecke früher aus, und ihr Vater wird bestimmt nichts erfahren. Er darf es auch nicht, sonst setzt er am Ende durch, daß man mich ausweist. Es wundert mich, daß es ihm bisher noch nicht eingefallen ist . . . oder vielleicht hat er es schon beschlossen und ich weiß bloß nichts davon?

„Bleiben Sie hier, Céline. Bleibe bei mir."

Sie antwortete lange nichts, dann stand sie auf. Ich dachte, sie würde gehen.

„Gut! . . . ich bleibe hier", sagte sie ruhig.

„Du mußt aber für immer bleiben, Céline."

„So dachte ich es ja auch."

„Ich weiß, es wird dir ein bißchen schwerfallen . . ."

„Nein, es wird mir nicht schwerfallen . . ."

„Du kannst noch nicht wissen, was auf uns wartet. Es ist aber besser, wenn du dir darüber auch keine Gedanken machst. Bleibe bei mir, Céline . . . weißt du, hier scheint keine Sonne . . . Ich hab's gestern den ganzen Tag beobachtet . . . Aber wenn du dableibst, wird es ganz anders . . . Dann scheint die Sonne, und alles kommt mir gleich schöner vor . . . Ich dachte vorhin, ich müßte hier verrückt werden, so ganz allein . . ."

„Ich bleibe hier . . . Ich wollte ja nie wieder von hier weg . . ."

„Mit diesem Gedanken bist du gekommen?"

„Mit diesem Gedanken!"

Ich hob sie auf. Sie war so leicht.

„Komm, ich will dich in deiner Wohnung herumtragen — in dieser elenden Wohnung."

„Oh!"

„Du wirst sehen, was ich dir alles kaufen werde. Ein ganzes Schloß — aber nicht gleich. Es ist nichts Besonderes geschehen, glaube mir, und ich weiß nicht, wieso, aber ich habe dich plötzlich ganz schrecklich lieb."

„Erst jetzt?"

„Jetzt wahnsinnig. Du weißt wohl, daß du aus dieser Wohnung keinen Fuß mehr auf die Straße setzen darfst?! Willst du mit mir nachtmahlen kommen?"

„Ich habe schon gegessen. Und . . . und . . . und du?"

„Nein. Ja. Was weiß ich . . . Ich habe gewiß schon gegessen. Schau, Céline, den Tisch habe ich zum Fenster gerückt, so bekommt er mehr Licht. Sag, ist die Wohnung sehr traurig?"

„Keine Spur. Sie hat nur noch keinen Charakter. Man sieht ihr an, daß niemand darin gewohnt hat . . . sie ist nicht wohnlich."

Gewiß, Charakter hat sie keinen.

„Wir werden versuchen, sie hübsch zu machen", sagt sie leise.

Warum wurde sie plötzlich so kleinlaut? Sie sitzt stumm im Fauteuil — im feudalsten Möbelstück — und blickt auf die Wände und die Einrichtung, ängstlich wie ein Schulkind, das fürchtet, aufgerufen zu werden. Sie wird nie mehr von mir weggehen. Sie bleibt hier . . . Ja . . .

„Céline, ich werde heute abend noch arbeiten."

Wenn sie bleibt, wird das unsere Hochzeitsnacht sein. (Der Exminister wird toben.) Wie plötzlich kam das alles. Das Leben ist sonderbar. Unter gewöhnlichen Umständen gibt es in solchen Fällen ein großes Festessen. Einen reichgedeckten Tisch, Blumenschmuck . . . Vormittags kniet das junge Paar vor dem Altar und die Orgel braust . . . Warum fehlt hier alles? . . . Die gepackten Koffer . . . Die junge Frau im Reisemantel . . . Verwandte mit komischen Köpfen küssen sie der Reihe nach ab . . . Die älteren Onkel reißen Witze . . . „Mach uns keine Schande, Karl! . . ." Der junge Ehemann ist vom vielen Trinken angenehm benommen und schiebt die Fahrkarten erster Klasse aus der einen Tasche in die andere . . . Er zieht die Handschuhe aus und an und wieder aus . . .

. . . Hier fehlt jede Stimmung . . . Es gab keine Hochzeit. Warum hatte gerade ich keine Hochzeit? Du lieber Gott, es stimmt ja, ich hasse Formalitäten, aber das ist doch ein bißchen übertrieben . . .

Na, macht nichts, wir werden es schon nachholen. Man muß die Sache so betrachten, als ob unsere Ehe gar nicht heute beginne. Das ist nur ein kleiner Vorschuß auf die Seligkeit. Ich habe sowieso immer von Vorschüssen gelebt.

Céline lehnt sich im Fauteuil zurück und raucht eine Zigarette.

„Bist du traurig, Céline?"

„Nein", antwortet sie lächelnd und mit Tränen in den Augen.

„Wir werden es deinem Vater schon zeigen. Versöhnen mag sich dieser Filmvater, wenn es ihm Spaß macht. Aber wir wollen kämpfen. Wir sind beide jung und haben Zeit genug. Ich habe das Leben jedenfalls schon kennengelernt, aber du kannst davon noch nicht viel wissen; gelegentlich sprechen wir auch darüber einmal. Jetzt haben Verzweiflung und Träume keinen Sinn. Man muß kämpfen!"

Sie steht sofort auf, küßt mich und sagt:

„Wo ist der Besen?"

„Welcher Besen?"

„Ich will die Zimmer fegen."

„Jetzt?"

„Ja! Ich will den Kampf gleich beginnen! Oder gib mir eine andere Arbeit, — man darf nichts auf morgen verschieben."

„Schau, jetzt, in unserer Hochzeitsnacht, das heißt, an unserem Hochzeitstag oder richtiger, an unserem Hochzeitsabend . . ."

„Gib mir einen Bleistift und ein Stück Papier!"

„Wozu?"

„Ich will Haushaltspläne machen."

„Du sagtest doch, daß du von Hauswirtschaft keine Ahnung hast?!"

„Aber du siehst, ich muß!"

Ich gab ihr Papier und Bleistift. Sofort setzte sie sich an den Tisch und begann zu schreiben. Sie will unsere Hochzeitsnacht offenbar nicht beginnen, und es ist schon zehn Uhr vorbei.

„Céline!"

„Ja, Liebling?"

„Wann beginnt bei dir die Nacht?"

„Wie meinst du das?"

„Ich meine, wann du schlafen gehst? Das möchte ich nur des harmonischen Familienlebens wegen wissen."

„Um zehn", sagte sie nachdenklich.

„Jetzt ist es viertel elf."

„Ich weiß."

„Und du?" fragt sie nach einer Weile leise.

„Ich?! . . . Oh, ich schlafe manchmal schon um diese Zeit."

Céline legt den Kopf in die Hand und ist in Gedanken versunken.

„Es ist komisch . . . sehr komisch", sagt sie.

„Was ist komisch, mein Herz? Das Leben?"

„Nein", erklärt sie errötend. „Komisch . . . komisch ist, daß . . . du darfst mich nicht anschauen!"

„Wohin soll ich denn schauen?"

„Wohin du willst, — nur nicht auf mich! . . . Es ist so komisch, daß ich kein Nachthemd habe . . ."

„Oh, du Dummchen, ich gebe dir gleich ein Pyjama von mir."

„Weißt du, ich bin so plötzlich von zu Hause fort, daß ich nichts mitgenommen habe . . . Wie wär's, wenn ich doch zurückginge und mir das Nötigste holte?"

„Niemals!"

Ich suche meine Pyjamas heraus, damit sie sich eines aussuchen kann. Wenn sie nur nicht Louises Lieblingsstück wählt . . . Morgen werde ich's verbrennen. Sie findet eins und paßt es sich an. Natürlich ist die Hose viel zu lang und auch der Rock zu weit. Sie schneidet eine unwillige kleine Grimasse und sagt, das sei sehr lustig, sie wolle aber nicht gleich am ersten Abend so häßlich sein und ginge lieber nach Hause, um sich ein paar Sachen zu holen.

„Dein Vater wird dich nicht wieder fortlassen. Es ist viertel elf vorbei."

„Ach was! Ich werde es sehr schlau anstellen."

„Bring nur ein Nachthemd mit, sonst fällt es auf; morgen kaufen wir alles für dich ein. Ich habe ein paar tausend Franken."

Wir vereinbaren, daß ich sie begleiten, aber nicht vor dem Haus warten werde, sondern für eine halbe Stunde in ein Kaffeehaus gehe.

Damit ihr Vater keinen Verdacht schöpft, wenn sie mit ihm ein paar Minuten reden muß . . .

„Ich hole dich spätestens in einer halben Stunde ab. Und wenn ich einmal hier bei dir war, kann mein Vater sowieso nichts mehr machen."

„Behalte gleich einen der Schlüssel bei dir. Ich werde dem Hausmeister sofort sagen, daß du meine Frau bist."

Darüber mußte sie lächeln.

Du lieber Gott! Meine Frau ist siebzehn Jahre alt!

14. Kapitel

EINEN sonderbareren Kauz als Papa Lenoir habe ich noch nie gesehen. Er kommt regelmäßig in das kleine Café, in welchem ich jetzt Céline erwarte.

Papa Lenoir konsumierte hier nichts, erschien aber fast jeden Tag, um sich nach dem Lauf der Welt zu erkundigen. Er mischte sich in alle Angelegenheiten der Gäste, trank ungeniert von ihrem Kaffee, kostete ihren Pernod, nahm ihnen die Zeitung weg, schimpfte auf ihre Zigaretten und sprach jedem Mut zu. Kopf hoch, es würde schon besser werden.

Papa Lenoir litt an sämtlichen Krankheiten der Welt und konnte stundenlang darüber sprechen. Man durfte ihn nicht trösten, sonst wurde er fuchsteufelswild; sein Gesicht war im Augenblick krebsrot, und die Augen quollen aus den Höhlen. Im Gegenteil, man mußte ihm sagen:

„Papa Lenoir, Sie müßten von Rechts wegen seit zehn Jahren tot sein."

Da war er grenzenlos glücklich. Mit seinen schmutzigen, mageren Fingern klopfte er sofort den unregelmäßigen Rhythmus seines Herzschlags.

Jetzt spricht er mit einem dicken Herrn über sein Magenleiden.

Céline kommt noch immer nicht. Ich warte schon seit dreiviertel Stunden. Sie muß aufgehalten worden sein.

Ich wartete zwei Stunden lang, dann gab ich jede Hoffnung auf. Ich sah nicht mehr zur Tür, sooft sie auch aufging — es war einfach unmöglich, sich Céline im Türrahmen vorzustellen.

Indessen setzte sich Papa Lenoir an meinen Tisch und wollte das Wesen der Tuberkulose erläutern. Er habe nur mehr eine halbe Lunge, sagte er, griff in meine Zigarettendose und tastete jede Zigarette einzeln ab.

„Ich habe jetzt keine Zeit, Papa Lenoir, ich erwarte jemanden."

„Das macht nichts. Ich habe Zeit. Passen Sie auf! Die untere Hälfte meines rechten Lungenflügels . . ."

„Ich will Ihnen nur eines sagen, Papa Lenoir: uns werden längst die Würmer gefressen haben, und Sie werden noch immer hier sitzen und Ihre Krankheiten erklären."

Er stand leichenblaß auf und wollte vor lauter Erregung meine Zigarettendose einstecken.

„Lassen Sie die Dose! Die bleibt da."
Später, als ich ging, hörte ich, wie er zu jemandem sagte: „Auch der hat kein Herz. Ein Fremder! Was wollen Sie? Damit ist alles gesagt."
Ich kam um halb zwei Uhr nachts nach Hause. Der Himmel war dunkel, kein Mond, keine Sterne. Eine Viertelstunde lang tastete ich die Wände des Doppelhofs ab, bis ich meine Tür fand. Eine Idee, im dreizehnten Bezirk zu wohnen! Als ich den Schlüssel ins Schloß schob, packte mich unendlicher Ekel vor meiner Wohnung. Wenn ich mich nicht wieder alle Wände entlang hätte tasten müssen, wäre ich auf der Stelle davongerannt.
Das Leben ist ein Greuel, ekelhaft und langweilig. Man müßte alles stehen- und liegenlassen und nach Afrika gehen.
Was wäre, wenn ich's täte? Wer hindert mich daran? Man hat nur ein Leben, und die Welt ist groß.
Wer hat dieses Heft hergelegt? Ich fand es auf dem Küchentisch. Auf der ersten Seite steht: Wirtschaftsbuch. Darunter mein Name, vor meinem Namen das Wort „Madame" und dahinter in Parenthese: „Céline". Und auf der nächsten Seite: „Gott wird uns helfen!" Darunter das heutige Datum und folgende Eintragung: „Am ersten Tage unserer Ehe hatten wir keine Auslagen." Auf der nächsten Seite das morgige Datum, sonst nichts.
Ich gehe vorsichtig ins Wohnschlafzimmer. Das Bett ist gemacht und links ein bißchen bucklig. Céline liegt unter der Decke, die siebzehnjährige Gattin, zu einem Knäuel zusammengerollt.
Auf meinem Kissen liegt ein Zettel, und auf dem Zettel steht:

„Liebling!

Ich kam nicht ins Kaffeehaus, weil ich bemerkt habe, daß mein Vater mir aus dem Fenster nachsah. Deshalb kam ich sofort her. Warum bist Du so lange ausgeblieben?

Ich küsse Dich
Céline."

Eigentlich hatte ich bloß zwei Kissen: ein richtiges und ein ganz kleines, kaum größer als eine Briefmarke. Unter Célines Kopf lag das winzige Kissen, das größere bekam ich. Sie schlief fest, eine ihrer kleinen Hände kam unter der Decke hervor und lag da wie ein herabgefallenes Blumenblatt.
Ich kam verspätet zu meiner Hochzeitsnacht.
Leise beugte ich mich zu ihr und küßte ihre Hand. Sie rührte sich nicht und schlief ruhig und tief weiter.
Ich zog mich vorsichtig aus und schlüpfte ins Bett. Ihr Körper verbreitete laue Wärme.
In der Jalousie sind zwei viereckige Löcher. Durch diese Löcher fällt das Licht einer Straßenlaterne. Die beiden hellen Vierecke leuchten wie zwei Augen im Dunkeln. Als wollte die Zukunft zum Fenster hereinsehen und fragen:
„Na, Kinder, was soll denn aus euch werden?"

15. Kapitel

Die Hufe der Pferde schlugen Funken aus den Steinen; Schaum stand um ihre Nüstern, ihre Leiber dampften vor Erschöpfung. Der Kutscher hatte einen schwarzen Mantel um und trug einen hohen schwarzen Hut. Quer über dem Wagen lag ein Sarg, und die Pferde rannten und liefen den steinigen Bergpfad hinan. Der Abend dämmerte schon, und der Duft dunkelgrüner Tannen betäubte die Luft. Ich ging talwärts den Weg hinunter, hielt eine merkwürdige Blume in der Hand und dachte an einen Namen, der mir nicht einfallen wollte.

Die Pferde hielten mit zitternden Beinen vor mir, sie schnoben und dampften, und der Sargdeckel fiel auf den Weg. Im Sarg lag mit gefalteten Händen mein Vater, der schon lange gestorben ist, und öffnete seine Augen. Sein Gesicht war so schmerzlich, wie ich es zuletzt sah, als er mit übermenschlicher Selbstbeherrschung seinen letzten großen Kampf ausfocht . . . Er zog die Knie ein bißchen hoch, weil ihn der Krebs brannte und quälte und seine Eingeweide fraß . . . Aus den müde geschlossenen Augen fiel eine Träne und lief die magere Wange entlang, bis sie im grauen Bart verschwand. Er sprach kein Wort, eine sonderbare kleine Grimasse verzog seinen Mund.

„Vater!" rief ich und stand neben ihm.

Jetzt sah er mich an und sagte leise, vorwurfsvoll:

„Es tut noch immer weh . . ."

Da wandte sich der Kutscher um und schlug mich mit seiner Peitsche.

Ich hob einen Stein vom Weg und warf ihn auf den Kutscher. Jetzt fiel der schwarze Mantel ab: er stand in einer weißen Toga vor mir. Sein Gesicht war blaß, sein Bart blond, seine Augen blau, und er sagte nur:

„Weißt du, was du tust? . . ."

Das war mein erster Traum in der unmöglichen Wohnung mit dem schattigen Garten, toutes charges comprises . . . Gewiß war auch dieser Traum mit inbegriffen.

Céline träumte, daß ihr Vater gestorben sei, und erwachte mit einem weinerlichen Gesicht.

Es war eine seltsame Hochzeitsnacht im dreizehnten Bezirk. Dagegen zählte keiner von uns die Zimmerecken. Das war beruhigend. Sonst wären gewiß dreizehn herausgekommen.

Am nächsten Morgen gingen wir in eine kleine Kapelle. Céline zitternd, wie eine große Sünderin. Wenn sie ein Auto sah, versteckte sie sich rasch hinter mir. Sie hatte große Angst vor ihrem Vater. Ich muß ehrlich gestehen: ich liebe die Gefahr. Je größer sie ist, um so mehr.

In der Kapelle kniete Céline mit mir vor einem Seitenaltar nieder, und wir gelobten einander ewige Liebe und Treue. Vorläufig nur so, bis wir heiraten können.

„Wir wollen einander auch versprechen, Céline, daß wir niemals streiten werden."

„Warum sollten wir denn streiten? Wir lieben uns doch?"

„Gerade weil wir uns lieben . . . Weißt du, wir haben ein ganzes Leben vor uns . . . mit guten und schlechten Stimmungen und bösen Tagen, die kommen und unser Leben in Grau hüllen werden. An solchen Tagen erwacht man müde, und alles ist einem zuwider. Versprechen wir uns, Céline, daß es auch an solchen Tagen keinen Streit zwischen uns geben wird."

„Ich werde niemals mit dir streiten, du darfst bloß nicht damit anfangen."

„Siehst du, man darf nicht daran denken, wer angefangen hat, denn man darf einen Zank auch nicht fortsetzen. Zorn und Streit machen älter und verkürzen unser Leben! Das vergiß niemals!"

Ein bärtiger Herr, der bisher reglos auf den Knien gelegen hatte — wer weiß wie lange schon —, stand jetzt auf und ging zum Ausgang. Als er an uns vorüberging, sagte er:

„Es gibt Leute, die in die Kirche kommen, um zu plaudern!"

Das hat uns gegolten.

•

Fast hätte ich's vergessen: der frühere Mieter ließ auch einen alten Kanarienvogel da, in einem schäbigen, grünen Käfig. Er brauche das Tier nicht, sagte er, es koste bloß Geld und singe kaum. Das heißt, singen tut es schon, setzte er rasch hinzu, damit ich Lust auf den Vogel kriege, — nur bin ich leider fast nie zu Hause.

Der Kanarienvogel sah nicht alt aus. Er hatte zwar eine kleine Glatze, aber sehr diskret, kaum eine Andeutung davon, und flatterte erschrocken im Käfig herum, wenn ich näher kam. Man sah, daß er in der Einsamkeit vollständig verwildert war. Der Mann sagte, wenn ich den Vogel nicht mag, soll ich ihn einfach hinauswerfen.

Der arme, kleine Vogel. Er hat eine Glatze und ist dabei gar kein Mensch.

Der Kanarienvogel benahm sich wie ein Wecker. Jeden Morgen, kaum dämmerte es, quietschte er wie eine Lokomotive, den neuen Tag ankündigend. „Ich bin auf", sagten die Pfiffe, „wo bleibt denn die Bedienung? Frisches Futter, frisches Wasser und mein Bad?" Wenn man auf die ersten, schüchternen Piepser nicht reagierte, pfiff er so laut, daß ich mich erschrocken im Bett aufsetzte, in der Annahme, mein Zug fährt los. Ansonsten benahm er sich still; singen hörte ich ihn in dieser Zeit nie. Manchmal schien es zwar, als wolle er damit anfangen, aber sowie ich zu ihm trat, hörte er erschrocken auf. Von Zeit zu Zeit bekam er Nervenanfälle, da flatterte er wild im Käfig herum. Man müßte diesen Vogel zähmen.

16. Kapitel

IM U-förmigen Haus wohnten gewöhnliche Leute. Gleich neben uns ein kranker alter Mann und eine trunksüchtige Vettel. Der Alte, den seine Krankheit ans Bett fesselte, hatte Frau und Tochter

verlassen. Dieses Weib war seine Geliebte, mit der er in gemeinsamem Haushalt lebte, weil er sie nicht loswerden konnte — seit dreißig Jahren. Gewiß wurde er deswegen krank.

Die Alte ist eine Trinkerin und eine rohe Seele. Wenn sie der Kranke um etwas bittet, schimpft sie und benutzt dabei Worte, die in keinem Diktionär stehen. Da verläßt Céline sofort die Wohnung, denn es sind unsere nächsten Nachbarn; unsere Wohnungen trennt nur eine Tür. Früher einmal dürfte es eine gemeinsame Wohnung gewesen sein. Abends, wenn sie die Lampe anzünden, erscheint ein Lichtstreifen unter der Tür; man muß ihre Existenz zur Kenntnis nehmen, auch wenn sie kein einziges Wort sprechen.

Im Hof nebenan wohnt ein Spitalpfleger mit seiner Frau. Beide sind dick, besonders der Mann. Er spaziert auch im Winter in Hemdärmeln im Hof herum und seufzt immer herzzerreißend:

„Ah! . . . ah! . . . ah! . . .“, sagt er, aber diese Vornehmheit hält nur an, bis er zu reden beginnt.

Im andern Flügel des U-förmigen Hauses — uns gegenüber — wohnt das Radfahrer-Ehepaar. Sowie der Mann von der Arbeit kommt, lehnt er sein Rad an die Mauer, stellt eine Werkzeugkiste daneben, kniet nieder und bastelt an seinem Rad, bis es ganz finster wird; er nimmt es auseinander und setzt es wieder zusammen.

Wenn er damit fertig ist, sagt er:

„Enfin! . . . Endlich.“

Aber am nächsten Tag beginnt er damit von neuem.

Sonntags zieht seine Frau Breeches an (einen so umfangreichen Hintern sah ich noch nie im Leben). Sie haben ein Tandem, auf diesem feiern sie den Sonntag. Das sind wenigstens interessante Leute . . . Ein Tandem . . . Ein großer Hintern . . . Mit einem Wort, ihr Leben hat einen gewissen Inhalt.

Aber die andern? . . .

In den ersten Tagen unseres Zusammenlebens speisten wir im Restaurant. Céline ging nicht mehr in die Redaktion. Sie schrieb ihrem Vater ein paar Zeilen, verständigte ihn, daß wir zusammenwohnen und heiraten werden, sobald sie großjährig ist und keine väterliche Bewilligung mehr braucht. Unsere Adresse hat sie ihm natürlich nicht angegeben. Manchmal fragte sie mich ängstlich, ob ich nicht glaube, daß ihr Vater sie suchen läßt; ob er sie nicht mit Gewalt von mir trennen wird? „Ich glaube kaum, Céline.“ Es geschah auch nichts dergleichen. Wir lebten schon seit einem Monat miteinander, ohne jedes Verantwortungsgefühl, nur in die Welt hinein, so einfach und bar aller Formalitäten, daß ich mich oft wundern mußte: ist das denn auch ein ernstes, richtiges Leben, das es nur einmal gibt und das eines Tages aufhören wird, genau wie das Leben anderer Leute?

Wenn Céline in irgendeinem Laden Mademoiselle genannt wurde, stellte sie es sofort streng auf Madame richtig. In den ersten Tagen übte sie ihre neue Unterschrift. Oft beneidete ich sie um ihr abwechslungsreiches Leben; sie hat einen neuen Namen bekommen und darf neue Unterschriften üben. Einmal konnte sie ihren neuen Namen endlich auch gebrauchen und war glücklich und aufgeregt. Ich bekam einen eingeschriebenen Brief und sie durfte unterschreiben.

„Sag, kannst du nicht einmal deinen Namen ordentlich schreiben?" fragte ich sie, als der Briefträger fort war.

„Wieso?"

„Du hast ihn ohne Ypsilon geschrieben!"

„Ohne was?" fragte sie erschrocken.

„Ich schreibe mich mit einem griechischen ‚Y' und nicht mit ‚J'."

„So habe ich ihn doch geschrieben, du schrecklicher Mensch! Aber was ist das, ein Ypsilon?"

„Ich habe das griechische ‚Y' zufällig griechisch ausgesprochen."

„Oh, du Ypsilon!" lachte sie, und von nun an hieß ich nur Ypsilon.

Céline hatte bloß zwei Kleider, im einen kam sie, das andere habe ich ihr gekauft.

Eines Tages sagte sie:

„Ypsilon, ich habe mir Stoff für eine Bluse besorgt und werde sie nähen."

„Warum hast du dir keine fertige Bluse gekauft?"

„Endlich einmal muß ich doch nähen lernen", meinte sie, zog einen Haufen Modeblätter unter ihrem Arm hervor und gestand, daß sie bisher noch nie im Leben genäht habe.

„Dann mußt du dir einen ganz einfachen Schnitt wählen. Zum Beispiel diese altgriechische Bluse hier. Weißt du, wie einfach das ist? Gib her, ich will sie dir zuschneiden. Du mußt die Seide doppelt zusammenlegen. Das geht furchtbar einfach. Ärmel hat sie keine — so —, jetzt lege den Stoff auch der Länge nach zusammen, und wir schneiden eine Ecke mit der Schere ab, das wird das Loch, durch das du deinen Kopf steckst. Alles andere besprechen wir bei der Probe und stecken es mit Nadeln fest."

Schon schnitt ich ein tüchtiges Stück Stoff ab; Céline sah sanft zu.

„Sieh mich nicht an, sondern zieh dein Kleid aus."

Kaum war sie in die neue Bluse geschlüpft, als ich sah, daß ein schreckliches Malheur passiert war. Ich habe ein viel zu großes Stück Seide abgeschnitten. Eine Zeitlang versuchte ich, die Bluse am Rükken zusammenzuhalten, damit Céline nichts bemerke. (Sie beklagte sich sowieso schon über das riesige Dekolleté, aber das mache nichts, sie wird die Bluse eben nur zu Hause tragen.) Aber ewig konnte ich die Bluse nicht halten und mußte sie loslassen. Céline zog die Seide zurecht, da fiel ihr Busen aus dem Ausschnitt.

„Céline, sprich kein Wort, sonst machst du mich furchtbar nervös."

„Sag mir bloß das eine, Ypsilon, was fange ich jetzt damit an?"

„Was du willst. Mach dir kleine Taschentücher daraus, ich will aber keine Klage hören, sonst gehst du mir auf die Nerven. Kauf dir lieber eine andere Seide und zieh mir das Geld vom Nachtmahl ab. Ich will aber Frieden haben, um jeden Preis."

Sie ging mit der altgriechischen Bluse in die Küche hinaus, um zu weinen.

„DU, morgen hat mein Vater Namenstag. Ich möchte ihm gratulieren. Und unsere Adresse schreibe ich ihm auch. Was meinst du? Vielleicht will er sich mit uns versöhnen und kann es nicht?" sagte Céline und hielt Briefpapier und Kuvert in der Hand.

„Schreib ihm!"

Auf den Brief kam keine Antwort. Bloß zwei große Kisten mit Célines sämtlichen Kleidern, Büchern und ihrer Wäsche. Die Männer, die die Kisten brachten, hatten nichts auszurichten. Céline weinte, ich tröstete sie aber bald. Eine Woche später kam auf den Namen Célines eine Geldanweisung von der Redaktion mit folgender Bemerkung (Céline erkannte die Handschrift ihres Vaters): „Anbei senden wir Ihre Bezüge vom Tage Ihres Eintritts in unseren Verlag an gerechnet. Bei Bemessung der Höhe dieser Bezüge wurde Ihr Wirkungskreis als Maßstab angenommen. Danach haben Sie Anspruch auf elftausendzweihundert Franken." Sonst kein Wort.

„Bist du sicher, daß es die Handschrift deines Vaters ist?"

„Na weißt du! . . ."

„Was hast du in der Redaktion eigentlich gemacht?"

„Ich war seine Privatsekretärin."

„Dann schicken wir die elftausendzweihundert Franken zurück und schreiben auf die Anweisung: ‚Nachdem ich während meiner Dienstzeit Kost und Logis bekam und auch für meine Kleidung gesorgt wurde, habe ich den Gegenwert meiner Leistungen längst erhalten, ja sogar mehr als diesen. Auf eine Zurückzahlung kann ich allerdings leider nicht eingehen; einerseits wegen der Unmöglichkeit einer genauen Berechnung, anderseits, weil meiner Ansicht nach ein Vater verpflichtet ist, seine minderjährige Tochter zu erhalten. Nachschrift: Bücher, Kleider und Wäsche dankend erhalten.' Unterschreibe dich nicht, er hat es auch nicht getan."

„Das ist ein harter Vater", sagte Céline. „Komm, begleite mich zur Post."

Zwei Wochen später kam ein Brief von der Redaktion, für die ich seinerzeit so viel gearbeitet habe. Der Redakteur schrieb, ich solle ihn aufsuchen, er habe eine geeignete Plattform gefunden, um mich als Ausländer dennoch zu beschäftigen. Aha, jetzt ist der Alte erschrocken und möchte zurücktanzen.

Ich antwortete postwendend und sandte auch seinen Brief zurück.

„Mein Herr, ich kann einen Mann, der seine Prinzipien täglich ändert, wodurch Existenzen von einem Tag zum andern vernichtet werden können, nicht achten und würde für seine Zeitung auch dann nicht arbeiten, wenn sie die einzige der Welt wäre.

Ich hoffe, mein Herr, daß Ihr Gesundheitszustand meinen weitestgehenden Erwartungen entspricht, da mich das Gegenteil mit größtem Bedauern erfüllen würde."

In drei weiteren Zeilen wurde das Wort „hochachtungsvoll" umschrieben. Schluß, aus. Für diese Woche wurde genug korrespondiert. Wenn mir noch einer schreibt, ohrfeige ich den Kerl.

„Ich liebe deinen Stolz", sagte Céline, „hoffentlich gehen wir nicht daran zugrunde. Und vor allem, hoffentlich nimmt die Sache mit deinem frechen Brief kein böses Ende."

„Er kann nichts gegen mich tun. Außerdem nehmen wir von deinem Vater nichts, verstehst du? Nicht einmal das, was mir gehört hat, was ich mir selbst erkämpft habe, soll er mir zurückgeben. Ich will ihm für nichts zu danken haben, verstehst du?"

„Ich sage ja kein Wort... Aber du wirst mir doch nicht verbieten, mir deinetwegen Sorgen zu machen?"

„Mach dir keine Sorgen, Céline, und meinetwegen schon gar nicht. Hast du eine Ahnung, wie hartnäckig ich sein kann, wenn ich etwas erreichen will? Ich habe mit nichts begonnen und fange jetzt eben nochmals von vorne an. Wir werden kämpfen, meine Liebe, wir nehmen den Kampf gegen Paris auf! Alle Mann an Bord! Spitze meine Bleistifte und gib mir reines Papier! Für die Tusche müssen wir eine Suppenschüssel kaufen, ich habe die Gewohnheit, sie umzuwerfen. In jeder Ecke des Zimmers muß ein Bleistift und sauberes Papier liegen, auch auf dem kleinen Tisch bei unserem Bett, damit ich mir gleich Notizen machen kann, wenn mir etwas einfällt. Manchmal kommen mir die besten Ideen bei Nacht; die müssen augenblicklich notiert werden. Wenn du mich arbeiten siehst, sprich kein Wort zu mir, ja nicht einmal dann, wenn ich aussehe, als ob ich nichts tue, aber die linke Hand in die Hüfte stemme. Das heißt so viel, daß ich tief in Gedanken versunken bin. Die Zeit der Mahlzeiten darfst du mir nicht signalisieren; tu einfach, als wäre ich gar nicht da. Du sollst natürlich essen und nicht auf mich warten. Singen darfst du. Du darfst auch kommen und gehen, wie es dir paßt, aber kein Wort zu mir sprechen, sonst sind wir verloren."

„Ja, aber warum muß das so sein?"

Was kann man darauf antworten?

„Wahrscheinlich bin ich ein Genie — anders kann ich mir die Grausamkeit auch nicht erklären."

Sie küßt mich und sagt:

„Und was geschieht, wenn eines Tages auch ich ein Genie werde?"

„Céline, hüte dich! Du darfst die Genies nicht auslachen! Darauf hat bisher noch jeder draufgezahlt."

„Und wann wirst du essen?"

„Ich werde mich schon melden. Da springe ich plötzlich vom Tisch auf und sage dir wahrscheinlich: ‚Läßt du mich denn verhungern, du grausame Person?' Das darfst du natürlich nicht ernst nehmen, es ist bloß eine Redensart. Jetzt sprich aber kein Wort, nur, wenn ich dich frage. Ich stürze mich kopfüber in die Arbeit. Leb wohl, du Schönste aller Frauen! Kleine Frau... du meine. Richtig! Lerne so schnell wie möglich Ungarisch, denn die glückliche Vermischung des weiblichen und männlichen Geschlechtes halte ich nur in der Liebe für angebracht, in der französischen Sprache macht sie mich nervös."

„Mit einem Wort, ich soll die Märtyrerin in der Familie sein?"

„Céline, glaube mir, der Dornenkranz wird dir entzückend ste-

hen ... Ein bißchen schief aufgesetzt ... Natürlich kriegst du nur einen ganz kleinen. Achte darauf, daß immer Wein und Zigaretten auf dem Tisch stehen. Und jetzt Schluß, sonst verschwätze ich meine ganze Energie! Servus, Céline!"

18. Kapitel

SIE legte elftausendzweihundert Franken auf den Tisch.

„Was ist denn das?"

„Meine Mitgift offenbar."

Sie hat sich die Geschichte überlegt und das Geld von ihrem Vater zurückverlangt. Das konnte ich nur gutheißen. Die Sache ist ohnedies schon geschehen. Mein Stolz hat keine Schlappe erlitten. Einmal habe ich diese elftausendzweihundert Franken ihrem Vater zurückgeschickt — da sagte sie dazu ja und amen. Jetzt hat sie sie zurückverlangt, und nun ist es an mir, ja und amen zu sagen. Das Geld nochmals zurückschicken, hieße so viel wie Céline für unzurechnungsfähig zu erklären, noch dazu vor ihrem Vater. Er mag denken, was er will — ich habe das Gefühl, daß ich mich mit Céline identifizieren muß.

„Ich dachte nämlich", erklärte Céline, „daß unser Hochmut in diesem Fall keinen Sinn hat. Das Geld gebührt mir, mein Vater durfte es ruhig schicken. Außerdem hat er deine Karriere vernichtet."

„Was soll jetzt mit diesem Geld geschehen?"

„Wir geben es für eine Hochzeitsreise aus, wenn du nichts dagegen hast."

„Im Gegenteil, ich halte es für das einzig Richtige, daß wir uns davon eine Reise leisten. Allerdings habe ich niemals mit einer Mitgift gerechnet. Nie dachte ich daran, daß dein Geld auch ... mit einem Wort, daß wir von deinem Geld ..."

„Sei nicht kindisch", sagte Céline und zündete sich eine Zigarette an.

O nein, wir wollen nicht kindisch sein. So ein elftausendzweihundert-Franken-Moment eignet sich keinesfalls dazu.

Wir gehen auf die Hochzeitsreise.

Das war die schönste Periode unseres Lebens. Beide vertrauten wir bedenkenlos auf die Zukunft, und keinem von uns fiel es ein, daß es besser gewesen wäre, für dieses Geld sofort eine andere Wohnung zu mieten. Einstweilen bleiben wir da, jetzt ist es ohnehin Sommer. Wenn wir über Sommer in Paris bleiben, geht das Geld sowieso flöten, dagegen werden wir zu Beginn der Saison Geld wie Mist haben.

Die Folgerung war richtig und logisch. Warum sollte ich nicht wieder vier-, fünftausend Franken monatlich verdienen, wie früher? Es gibt ja in Paris soviel illustrierte Zeitungen und Witzblätter, daß ich nicht einmal Zeit hätte, alle aufzusuchen.

Und wenn's einmal gelungen ist, muß es wieder gelingen. m-

Ich wollte nach Spanien; Céline schwärmte für Italien. Schließon- wurde besprochen, daß wir beide Länder besuchen werden. So

brachten wir zwar die Hälfte unserer Hochzeitsreise auf der Bahn, aber wenigstens waren beide Teile glücklich und zufrieden.

Wenn ich manchmal in Wartesälen uns im Spiegel sah, hatte ich immer das Gefühl, daß wir zwei halbwüchsige Fratzen seien, die sich wichtig machen und mit Worten flunkern wie Hochzeitsreise ... Liebe ... Leben ... und dergleichen. Céline sah besonders kindlich aus, und ich hütete mich, Arm in Arm mit ihr zu gehen — aus Angst, einem Polizisten könnte es auffallen, und das würde uns den größten Unannehmlichkeiten aussetzen.

Céline konnte alles großartig anordnen. Sie zog vornehm die Stirne kraus und sagte mit der Zigarette in der Hand: „Stellen Sie bitte diesen Koffer hierher! Schließen Sie bitte das Fenster! Geben Sie bitte die Speisekarte! Ich wünsche etwas rascher bedient zu werden! Servieren Sie uns das Essen auf der Terrasse!"

Manchmal wunderte ich mich, daß sie nicht auch die Berge herumkommandierte: „Gehen Sie ein bißchen weiter, Sie verdecken ja die ganze Aussicht." Aber wenn wir zu zweit waren, wurde Céline wieder ein Kind, ein verrücktes, übermütiges Kind. Sie schnitt Grimassen, zerraufte sich das Haar, sprang in den Betten herum und äffte die Hotelgäste nach.

So verbrachten wir in den Hotelzimmern dreier Länder unsere eigentlichen Flitterwochen.

Schon zu Beginn der Reise stellte ich bestürzt fest, daß ich mich in Céline verliebt habe. (Ich bin wahnsinnig verliebt in meine eigene Frau). So dumm wie ein Primaner. Wenn jemand sie längere Zeit ansah, wurde ich nervös. Wenn sie allein irgendwo hingehen wollte, wurde ich besorgt. Sie bohrte sich mit ihrer kecken kleinen Stupsnase in mein Herz hinein und kommandierte auch dort: „Sie haben rascher zu klopfen, wenn ich da bin!"

Bloß ihre Nachthemden konnte ich nicht leiden. Sie trug immer lange, bis zum Boden wallende Nachtgewänder. Sie behauptete, das sei schön und bequem, und sie kann Pyjamas nicht vertragen.

„Du denkst doch sonst in allem modern, bist gebildet, klug — warum hängst du an diesen unmöglichen Nachthemden? Man hat das Gefühl, als ob man mit einem Gespenst ein Verhältnis habe oder angesichts eines kleinen Institutmädels Veilchen fresse."

„Heute abend will ich dir zuliebe ein Pyjama anziehen! Aber nur heute! Und ich mache dich aufmerksam, im Pyjama bin ich gleich ein kleines Männchen."

In der Tat, Céline verwandelte sich im Pyjama in ein lustiges kleines Männchen —, ich mußte ihr sofort alles ausziehen. Sie lief schreiend ins Bett und rief, als sie sich in Sicherheit fühlte, ernst und rügend:

„Daß mir das ja nicht wieder vorkommt! Ein Ehemann hat seine Frau zu achten und zu ehren —, er darf sie nicht nur als Spielzeug behandeln!"

Diese Nacht konnte meine würdevolle Gemahlin — wie gewöhnlich — nur einschlafen, wenn sie meinen Hals umklammert hielt, und ihr Kopf mußte unmittelbar unter meiner Nase liegen, so daß mich

ihre Haare ständig kitzelten. Wenn ich mich rührte, begann sie zu stöhnen, als wäre sie todkrank.

Zu Beginn unserer Hochzeitsreise fuhren wir vor allem nach Port-en-Bessin. Ich bekam eine wilde Anwandlung, Céline den Apfelbäumen auf dem Hügel vorzustellen —, hier träumte ich ja zum erstenmal von der Frau meines Lebens: von ihr.

Ja, die Apfelbäume mußten Céline unbedingt kennenlernen.

Céline war mit einem zweitägigen Aufenthalt in Port-en-Bessin einverstanden, aber nur unter der Bedingung, daß wir nicht bei Mutter Brière wohnten, denn sie mochte keine verrückten Leute.

„Céline, ein einziges Mal, hörst du, ein einziges Mal mußt du dir die Geschichte der Triquette II. erzählen lassen. Sie war ein dreimastiger Fischerkutter und stach im Jahre 1897 von Saint-Malo in See, mit vierundvierzig Mann an Bord. Ich glaube, es war im März . . . oder im April . . . . du siehst, ich weiß nicht mehr genau, wann es war, man muß der Sache unbedingt nachgehen."

Port-en-Bessin hat Céline nicht gefallen.

„Langweilig", sagte sie.

Zu den Apfelbäumen kam sie noch mit, aber der alte Friedhof interessierte sie nicht mehr. Da es kein Hotel gab, beschlossen wir noch am gleichen Abend weiterzufahren. Céline saß im Restaurant, und ich rannte zu Mutter Brière.

Mutter Brière hockte auf der Schwelle ihrer Wohnung und erkannte mich erst nach längerem Zureden. Ich fragte sofort nach der Triquette II., aber wir gerieten uns bald in die Haare, denn sie behauptete, es sei ein Zweimaster gewesen. Nie wieder komme ich her. Céline hat recht gehabt. Wenn man in die Vergangenheit zurückgeht, erlebt man nichts als Enttäuschungen. Da ist zum Beispiel diese stumpfsinnige Mutter Brière . . . Nächstens wird sie von einem Flußkahn erzählen, ohne jeden Mast.

„Und wieviel Mann sind auf der Triquette umgekommen?"

„Siebenunddreißig", sagte sie.

„Na, leben Sie wohl, Mutter Brière."

•

Wenn man in Spanien ist, muß man einen Stierkampf gesehen haben. Céline wollte zwar nicht, ich überredete sie aber schließlich.

Um es gleich vorwegzunehmen: ich sah kein Menschenblut fließen, trotzdem brüllte die Menge. Vielleicht gerade deswegen.

Es begann mit einem Einzug. Als die Sache in Langweile unterzugehen drohte, wurde endlich der Stier hereingetrieben. Es war ein schlanker, scheckiger kleiner Stier. Er sah sehr komisch aus, lief graziös in die Mitte der Arena, blieb dort stehen und senkte den Kopf plötzlich zu Boden, als wolle er an etwas riechen. So blieb er längere Zeit und konnte nur mit Mühe so weit gereizt werden, daß er wenigstens ein, zwei Hopser machte. Dann blieb er wieder angeödet stehen. Die Toreros, Picadores und Toreadores benahmen sich, als hätten sie mit dem Stier schon vorher alles ausgemacht

Von da oben sah ihr Treiben absolut ungefährlich aus, und ich hatte das Gefühl, ich könnte es ihnen ohne weiteres nachmachen.

Neben mir saß eine Frau. Hätte es von mir abgehangen, ich hätte sie nie als Spanierin zur Welt kommen lassen. Kaum wurde der Stier niedergestoßen, packte dieses Weib meinen Hut und schleuderte ihn in die Arena. Daß es mein Hut war, bemerkte ich erst, als er schon in der Luft wirbelte.

Den großen Erfolg der Stierkämpfe erkläre ich damit, daß jeder den Hut eines anderen hinunterwirft und die Hutbesitzer mit vorgehaltenen Armen wie wahnsinnig von ihren Plätzen emporschnellen.

Beim zweiten Stier, der einen seiner Erreger geschickt niedertrat, sagte Céline:

„Ypsilon, du hältst ja dem Stier den Daumen!"

Aber auch die andern waren auf der Seite des Stieres. Die Leute stöhnten peinlich berührt, wenn der Stier einen Stoß verfehlte.

„Panem et circenses", brüllte ich mit abwärts gedrehtem Daumen. „Es gilt keine Gnade! Der Stier hat ihn zu zertreten, zu zermalmen, in winzige Fetzen zu reißen . . ."

„Céline, mir ist übel, komm, wir gehen! Diese Frau da neben uns betrachtet gierig meinen Rock . . . sie will ihn mir offenbar vom Leibe reißen und hinunterwerfen."

Nach dem Stierkampf bekam jeder seinen Hut zurück! Wie enttäuschend!

Am nächsten Tag fielen mir ein paar schöne Frauen auf. Ich sah ihnen lange nach.

„Céline, das gehört zu meinem Beruf."

„Dort geht auch eine schöne Frau! Schau sie schnell an, sie biegt gleich um die Ecke."

Da rannten wir beide der schönen Frau nach, denn ich konnte ihr Gesicht nicht genau sehen, als sie an uns vorüberging. Céline prahlte damit, daß sie größere Schritte als ich machen könne.

In Toledo sah ich einen besonders häßlichen Mann; er spuckte gerade aus, als ich hinschaute.

In Aranjuez (o Gott, waren das schöne Tage!) kaufte ich eine Menge spanische und italienische Zeitschriften und entdeckte in dreien meine eigenen Zeichnungen — sie waren aus den Pariser Blättern übernommen.

„Na, was sagst du jetzt, Céline? Das sind meine Witze!"

„Fürchte nichts, du wirst noch viel berühmter werden!"

Wer fürchtet sich?

Sevilla ist unter anderem deswegen berühmt, weil ich in dieser Stadt eine Viertelstunde lang keinen Barbier fand.

Auf Gibraltar mußten wir leider verzichten, ja sogar auf Bordeaux, weil wir auf dem Rückweg die kürzeste Strecke benutzend nach Italien fuhren. Dafür sahen wir Barcelona, Valencia und Marseille (wo die Leute so entsetzlich viel lügen, weil die Sonne zu heiß auf ihre Köpfe sticht), und Genua.

Genua werde ich nie vergessen, weil ich anstatt der geschriebenen Ansichtskarten meine teure Füllfeder in den Postkasten warf und das Unglück erst im Zug bemerkte. Kein Wunder bei so einer Bum-

melfahrt, die nichts als eine Inspektionsreise ist: man will kontrollieren, ob alles, wovon man gelesen hat, tatsächlich existiert. Wir mußten uns sehr beeilen, denn unser Geld hatte es auch eilig und wollte uns davonlaufen. In Mailand vergaß ich mein goldenes Zigarettenetui in einem unmöglichen kleinen Café. Als ich es zurückhaben wollte, schwor der Italiener bei allen Heiligen, daß ich überhaupt nicht dagewesen sei. Es war ein ordinäres kleines Kaffeehaus, ein richtiges Bistro — der Besitzer war zugleich auch der Kellner. Wenn er sich aufregte, sammelte er sämtliche populären Heiligen in seinen Hut — er holte sie bei den Beinen vom Himmel herunter —, dann warf er den Hut auf die Erde und trat darauf.

Céline sagte, daß zwanzig goldene Zigarettenetuis nicht wert seien, so etwas noch einmal mit anzusehen.

In Mailand heftete sich eine Französin an unsere Fersen. Sie konnte nicht mehr richtig Französisch und lebte mit ihrem Mann in Polen. Er war natürlich Pole. Sie war nicht abzuschütteln und kam uns überallhin nach.

„Sie dürfen mir nicht böse sein, es ist für mich ein solcher Genuß, wieder französisch zu sprechen."

„Na, für uns um so weniger." (Ypsilon, hab Erbarmen!)

Sie folgte uns sogar auf den Friedhof. Ich bat Céline, mich zwischen den Gräbern zu photographieren. Céline wollte aber mit auf dem Bild sein. Sie würde die Französin bitten, uns beide zu knipsen, ich sollte den Apparat nur einstellen.

So geschah es auch.

„Und jetzt möchte ich Sie, Madame, mit dem ganzen Friedhof photographieren", sagte ich.

„Oh, mon dieu, c'est splendide!"

„Gehen Sie bitte ein langes Stück zurück ... und wir gehen zum Tor ... Hallo, hallo ... Madame ..."

„Bitte?"

„Noch weiter zurück, Madame, noch weiter! ... So, und jetzt komm, Céline! Lassen wir das widerliche Frauenzimmer beim Teufel!"

•

In Turin hörten wir eine Litanei und die Predigt an. Der Pfarrer fiel fast von der Kanzel herunter, so lebhaft gestikulierte er. Die andächtige Gemeinde — sie bestand fast ausschließlich aus Frauen — fächelte sich mit großen Fächern. Die Kirche sah mit den vielen Fächern wie das bewegte Meer in einem Stummfilm aus.

In Lyon machten wir ebenfalls halt. Es war schon dunkel, aber trotzdem konnte ich feststellen, daß Lyon tatsächlich ein bißchen an Budapest erinnert. Die Rhône ist wie die Donau, die Fourvière wie die Festung.

Wir stiegen bloß aus, um zu essen, uns ein bißchen auszuruhen, und wollten noch am gleichen Abend weiterfahren.

Nach Tisch — wir hatten Zeit — machten wir einen Spaziergang durch die unbekannten Straßen. Céline war schon in New York gewesen, kannte England, aber in Lyon war sie auch zum erstenmal.

„Du", sagte sie plötzlich, während wir in Lyons Straßen spazierengingen, „sei sehr zärtlich zu mir."

„Wieso?"

„Erobere mich!"

„Merkwürdig, ihr Frauen seid doch alle so komisch. Wir haben jetzt gegessen, davon ganz zu schweigen, daß unser gemeinsames Leben eine abgemachte Sache ist..."

„Mit einem Wort, du willst mir keine Komplimente machen?"

„Ach, du willst um jeden Preis Komplimente hören?"

„Nein, eigentlich keine Komplimente, nur die Wahrheit."

„Also, paß auf!"

„O, ich sehe dir's an den Augen an, du machst dich wieder lustig über mich! Es ist nicht nett von dir, auf der Durchreise, in dieser finsteren Gasse, schlechte Witze mit mir zu machen!"

„Alle Frauen sind mehr oder minder gleich, Céline, aber du bist doch irgendwie anders. Es ist so schön, sich an dein kleines, weiches Samtgesicht zu schmiegen. Ich fühle die Wärme deines zarten Körpers, das rasche Schlagen deines Herzens, du kleines Vogelkind."

„Das ist schon ein Witz!"

„Ich liebe deinen Mund, ich liebe deine klugen, verständnisvollen Augen, und ich liebe die laue Wärme deiner zwei runden, festen kleinen Brüste... sie spannen ihre winzigen rosigen Knospen deiner Bluse entgegen..."

„O du Schwein! Du kennst keinen Mittelweg! Komm. Wir müssen lange Beine machen, sonst versäumen wir den Zug!"

•

Unsere Ankunft in Paris war ein einziges großes Trauerfest. Nach der vielen Sonne und Abwechslung war der Einzug beklemmend und brachte uns zur Verzweiflung.

Je mehr sich der ratternde schwarze Zug Paris näherte, um so mehr verstummten wir beide.

Riesige Reklametafeln auf den schmutzigen Pariser Feuermauern kündigten an, daß wir bald wieder zu Hause sein würden.

„Boulevard des Italiens...", „Rue Royale...", „Rue du Faubourg Montmartre" sagten die riesengroßen Lettern. Und zu alldem regnete es auch noch.

Die Schwelle der unmöglichen Wohnung wieder zu betreten, war wie In-die-Hölle-Kommen. Die Zimmer wirkten erschreckend klein, finster und unfreundlich. Céline und ich sprachen alles durcheinander, was uns gerade in den Sinn kam, und wollten die Aufmerksamkeit von der düsteren Wohnung krampfhaft ablenken, was aber furchtbar schwer war.

Wir sagten einander zum Beispiel:

Céline: „Ich öffne das Fenster, dann ziehe ich meinen Mantel aus."

Ich: „Ich will meinen Mantel ebenfalls ausziehen. Es regnet immer noch."

Die ungelüfteten Zimmer rochen sonderbar schwer, und wir gin-

gen in ihnen umher, als hätten wir uns verirrt, bis wir zufällig gegeneinander stießen und Céline ihren Kopf an meine Schulter lehnte wie eine gebrochene Blüte. Ihre Augen standen voll Tränen.

„Weißt du, Céline, es ist vom lieben Gott doch sehr weise, daß er uns nach diesem Leben im Wohlstand wieder hier landen ließ. Du wirst sehen, wir werden ihm einmal noch sehr dankbar dafür sein, daß wir auch dieses Gesicht des Lebens kennenlernen durften. Vergiß nicht, daß all dies unwesentlich und nebensächlich ist; das wahre Bild unseres Lebens tragen wir ja in uns. Das hier ist bloß eine kleine Lehre, eine Lektion! Wir müssen auf alles, was um uns geschieht, gründlich achten, denn eines Tags ist der ganze Spuk vorüber."

Sie ließ mich reden und reden ...

„Du, Céline, wenn ich's recht bedenke ... es wird doch sehr sonderbar sein, wenn wir eines Tages reich sind!"

19. Kapitel

ES war einmal eine fesche kleine Pariser Wanze, sie hieß Tiennette. Ihren Stammbaum führte sie auf die große Familie Bounai-Sally zurück, die einst Louis XIV. selbst genährt hat. (Ach, wo sind die schönen Zeiten!)

Die kleine Tiennette war nicht ein bißchen hochnäsig. Sie war immer nett und schwärmte für die Kunst. Mein Gott, wie liebte die fesche kleine Tiennette die Gemälde zum Beispiel! Wenn's irgend ging, hockte sie an einem Ölbild.

Sie hatte genau dreihundert gleichaltrige Geschwisterchen und ein paar tausend Vetterchen und Bäschen.

Die Mutter der kleinen Tiennette war eine Witwe. Böse Zungen behaupten, daß sie ihre Kinder gute drei Wochen, nachdem man ihren Herrn Gemahl in einer heißen Julinacht im eigenen Blute liegend auf der Wand fand, zur Welt brachte. All dies ist jetzt über zwei Jahre her. (Wie doch die Zeit vergeht!)

Der Großpapa Tiennettes hieß Sigefroy. Er war sehr dick. Die Stunde seines Todes näherte sich zusehends, deshalb hörte man ihn immer an, selbst wenn er den größten Blödsinn sagte.

„Tiennette, wann wirst denn du endlich auch heiraten?" fragte Großpapa Sigefroy oft und oft.

„Niemals!" sagte die fesche kleine Tiennette und wurde flammendrot.

„Du bist eine Wanze und hast dich zu vermehren!"

„Das Kinderkriegen war immer unser Verderben", erwiderte die fesche kleine Tiennette und lief davon.

„Sigefroy, ich habe Angst um die Kleine, sie ist viel zu gescheit", meinte ihre Großmama, die Udalrique hieß.

„So ein kleiner Gernegroß", brummte der Großvater und ging vor dem Schlafengehen ein bißchen spazieren. In der letzten Zeit klagte er über Verdauungsstörungen.

(Um nichts zu vergessen: die Mama der feschen kleinen Tien-

nette hieß Rosemonde. Sie kümmerte sich wenig um ihre Kinder, da sie in einen ganz jungen Kerl namens Maximilien verliebt war, von dem alle Welt wußte, daß er 156 472 uneheliche Kinder hatte, aber Liebe ist bekanntlich blind. Die Namen der übrigen Mitglieder dieser großen Familie werde ich nicht aufzählen).

„Wohin gehst du, Sigefroy?" rief Udalrique dem Großpapa nach.

„Ich besuche Clémentine", antwortete Sigefroy. „Man sagt, sie habe Besuch von auswärts, weitläufige Verwandte. Außerdem ist bei ihr heute ein großes Auferstehungsfest. Du weißt, daß man im Hause Clémentines vor zehn Tagen ein altes Sofa, das vierzehn Jahre lang auf dem Speicher stand, herunterbrachte, und da erwarten wir heute nacht das Erwachen einiger Ahnherren."

Großmutter Udalrique lächelte stumm.

Großvater Sigefroy nahm seinen gewohnten Nachtspaziergang auf. Ein paar übermütige kleine Enkel warfen sich von der Decke aus plötzlich übermütig auf seinen Weg, wofür sie Sigefroy altväterisch rügte:

„Leichtsinnige Jugend!" brummte er.

„Oh, sag das nicht, Großpapa Sigefroy! Hast du eine Ahnung, wie rasch wir laufen können?"

Sigefroy antwortete nur mit einer lässigen Gebärde und spazierte weiter...

Er spazierte auch dann noch, als ich mich im Bett plötzlich aufsetzte und das Licht andrehte — aber da beschleunigte er seine Schritte erheblich.

„Du lieber Gott!" sagte ich laut zu mir, als ich den trabenden Sigefroy in der unmöglichen Wohnung erblickte.

Da rannte aber auch schon die gesamte Verwandtschaft Sigefroys. Es gab einen solchen Tumult, daß ich starr vor Schreck den Ereignissen zusah.

„Céline!" brüllte ich plötzlich verzweifelt.

„Bitte?" sagte sie und fuhr schlaftrunken in die Höhe. Schon griff sie nach ihren kleinen Pantoffeln mit den weißen Seidenpompons, in der Meinung, daß ich Tee haben wolle. Wenn ich nachts arbeitete und vom vielen Rauchen eine trockene Kehle bekam, weckte ich manchmal Céline und bat um einen Tee.

„Willst du Tee oder Kaffee?" flüsterte sie, ohne die Augen aufzumachen, denn sie schlief noch immer. In ihrem langen weißen Hemd wirkte sie wie eine Mondsüchtige.

„Was gibt's denn?"

„Was es gibt? Wanzen, mein liebes Kind! Wanzen!"

„Um Gottes willen? Wo? Zeig sie mir, aber nur von weitem."

„Schau dir dieses dicke Aas an, jetzt stellt es sich tot."

Sie beugte sich ganz nah zur Stelle, die ich zeigte.

„Steck dein Gesicht nicht hin, sonst gebe ich dir im Leben keinen Kuß mehr!"

„Bring sie um!"

„Ich?! Du bist wohl wahnsinnig!"

„Wer denn soll sie umbringen?" fragte sie mich erschrocken. „Du bist schließlich der Mann."

„Ich rühr' den Kerl nicht an, mein liebes Kind!"
„Es muß aber etwas geschehen, sonst werde ich ohnmächtig."
„Warte, ich will ihn verbrennen."
In diesem Augenblick kreischte Céline markerschütternd auf.
„Was ist denn? Willst du mich wahnsinnig machen?"
„Ein Biest kriecht auf mir herum!"
Sie warf mit einer blitzschnellen Geste das Hemd ab und stand splitternackt da.
„Wirf das Wanzenhemd nicht auf mich, sonst lasse ich mich von dir scheiden!"
Inzwischen wurden die Nachbarn wach. Der schmale Lichtstreif erschien unter der Tür.
Céline warf sich schluchzend über das Bett, vergewisserte sich aber vorher genau, ob die Stelle wanzenfrei sei.
„Heul doch nicht! Schau, jetzt hab' ich glücklich ein Loch in das Polster gebrannt! Ich sag's ja immer, ein Künstler darf nicht heiraten."
Die Tür, die uns von den Nachbarn trennte, krachte. Gewiß horcht die alte Vettel, das Ohr an die Tür gepreßt.
„Heul nicht, ich weiß schon, wo die Wanzenhochburg ist! Sie kommen aus der Nachbarschaft, von dieser alten Hexe, durch den Türspalt." (Drüben wurde es plötzlich finster).
„... Wir sind doch erst von unserer Hochzeitsreise zurückgekommen, vom Himmel sind die Biester nicht gefallen! Morgen kommt ein Kammerjäger, da gibt's eine Wanzenvertilgerei, wie sie Paris noch nicht erlebt hat! Mit einem Giftgas, mit dem stärksten, das es gibt, meinetwegen soll das Gas auch zu den Nachbarn hinübersickern ... Und ich Trottel habe der Alten aus purer Gutmütigkeit ein kleines Faß spanischen Schnaps mitgebracht! Den besten, den es gibt! Aber lieber schütte ich ihn weg ... Schau, wie das fließt .... Gluck, Gluck ..."
Jetzt leidet der alte Besen da drüben Höllenqualen! Gewiß hängt ihr die Zunge zum Hals heraus, wie den Hunden, wenn sie Durst haben ... das entschädigt mich aber nicht für die Wanzenplage.
Der kleine Rest von Traum, den ich diese Nacht noch ergattern konnte, war gräßlich.
Sigefroy erschien mir, ganz in Weiß; er kam eilig aus dem Jenseits und schilderte mit bewegten Worten sein fürchterliches Los.
„Sag", begann Sigefroy mit ersterbender Stimme, „warum hast du mir das angetan? Weshalb mußte ich den Feuertod erleiden? Glaubst du, daß wir ganz gefühllos sind? Daß uns nichts weh tut? Glaubst du, wir sind keine denkenden Wesen? Wir haben Sinn und Verstand, sonst würden wir vor deinesgleichen nicht flüchten und uns an die unmöglichsten Plätze verkriechen. Wir wissen genau, daß ihr uns verfolgt ... Oh, das wissen wir genau! ... Über den Tropfen Blut wollen wir nicht reden ... das hat der Schöpfer so bestimmt ... Wir müssen uns ernähren ... zwangsläufig ... unser Fehler war's nie! ... Nie! ... Das ist eine himmelhohe Ungerechtigkeit ... Oder meinst du vielleicht, daß wir zu verhungern haben? ... Ihr seid die echten Blutsauger, ihr verfolgt und tötet euch gegen-

seitig. Glaubst du, daß du mich umgebracht hast ... Nein! ... Jedes Atom Energie lebt ewig und kann nicht verlorengehen. Begreife das! Nicht einmal ein Gedanke kann verschwinden, er kreist um euch in der Unendlichkeit ... Es gibt keinen Tod! ... Nein! ..." rief Sigefroy, „nur die Form verändert sich!"

Die weiße Gestalt Sigefroys wuchs erschreckend. Er zeigte mir seine versengten Glieder. Der Kopf verwandelte sich in den Kopf eines Menschen. Er brüllte auf mich ein:

„In hundert oder zweihundert Jahren verbrenne vielleicht ich dich ... du ... du ... du Wanze!"

•

Am nächsten Abend ging Céline um die Schlafenszeit ins Eßzimmer und kehrte eine Viertelstunde später als Mumie zurück, oder eher noch als Schwerverwundeter, der durch ein Wunder gehen kann, sie glich auch einem schneeweißen Taucher. Nur an den Augen und an der Nase konnte man sie erkennen.

„Was ist denn mit dir los?"

„Wie?"

Sie hört kaum, was man zu ihr spricht.

„Bist du verrückt? Wozu hast du dich so vermummt?"

„Ich gehe schlafen!"

„Zum Schlafengehen ziehst du dich so an? Strümpfe, Handschuhe, Hals und Kopf in Tücher gewickelt ... Bist du wahnsinnig?"

„Liebling, das ist wegen der Wanzen ... Ich grause mich vor diesem Zeug so entsetzlich ..."

Sie zeigte mir, daß sie in die Ohren und die Nase Wattebäusche gesteckt hat. Was kann man wissen? Vielleicht kriecht so ein Vieh auf Abwege, und dann würde sie unbedingt verrückt werden.

— — —

Sigefroy starb den Flammentod, aber seine ausgedehnte Verwandtschaft konnte ihn bloß zwei Tage lang betrauern, dann folgte sie ihm nach ... Rosemonde, Udalrique, Maximilien, ja sogar die fesche kleine Tiennette.

Drüben bei Clémentine geht man seit gestern nur mehr auf Fußspitzen.

20. Kapitel

„RUDOLF", rief ich dem Kanarienvogel energisch zu, denn er spielte wieder den Tollhäusler. Er flatterte in seinem Käfig hin und her, warf dabei die Holzstäbchen herunter, erschrak davor und piepste schrill.

„Das ist schrecklich!" sagte Céline, „so darfst du diesen kleinen Vogel nicht nennen!"

Zwei Tage später bekam der Vogel einen neuen Namen. Während der Arbeit fragte mich Céline nach irgendeiner Belanglosigkeit; wenn ich mich recht entsinne, erkundigte sie sich, warum ich denn

meinen Bleistift von Zeit zu Zeit ins Weinglas tauche. Ich war mit den Gedanken ganz woanders und fuhr zusammen.

„Geh doch, du böser Momo!" sagte ich.

Das Wort Momo gefiel ihr außerordentlich. Von nun an bestand sie darauf, daß ich sie Momo nenne, und den Kanarienvogel den kleinen Momo, weil sie sich heiß liebten. (So etwas ist im Familienleben wohl unvermeidlich.)

Céline konnte manchmal stundenlang vor dem Käfig des kleinen Momo sitzen. Sie pfiff ihm vor, um ihn singen zu lehren. Zeitweise ließen wir den kleinen Momo frei. Anfangs benahm er sich sehr ängstlich, flog gegen das Fenster oder die Wand oder rutschte flügelschlagend auf dem Fußboden. Dort blieb er keuchend, entsetzt liegen und sperrte den Schnabel auf. Später lernte er die Möbel kennen, flatterte auf den Tisch, auf den Kamin und war stolz wie ein Schneekönig. Er plusterte sich auf, und das hieß: Seht her, wie ich mich da auskenne! Das macht mir nach, wenn ihr es wagt! Am liebsten hatte er die Gardinenstange, das war der höchste Punkt im Zimmer, den er erreichen konnte. Manchmal schlief er sogar oben und war um keinen Preis herunterzulocken. Bei seinen Streifzügen durch das Zimmer flog er manchmal auf die Zeitung, wenn ich las, oder auf meine Hand, wenn ich arbeitete, und wippte so vergnügt, daß man ihm nicht böse sein konnte. Wenn das Fenster auch offenstand, er flog nie hinaus, sondern sprang übermütig auf dem Fenstersims herum. Wenn's ihm zu langweilig wurde, ging er in seinen Käfig zurück und wetzte den Schnabel an den Holzstäben blank. Einer seiner Lieblingsplätze war das Dach des Käfigs. Nach frischen Salatblättern war er ganz verrückt, bemerkte sie von weitem, flog auf sie zu und riß große Stücke davon ab, wobei er laut quietschte und sich aufplusterte. Aber gesungen hat er nie. Manchmal war viertelstundenlang gründlichstes Kratzen seine einzige Beschäftigung. Außer Hanfkörnern und Salatblättern bekam Momo ein Vogelbrot, das Échaudé heißt. Damit konnte er sich tagelang vergnügen, setzte sich drauf und bohrte tiefe Löcher hinein, in die er sich halb verkroch. Da sah und hörte er nichts.

Baden mußte er jeden Tag. Patschnaß kroch er aus seiner kleinen Wanne hervor. Die Flaumfedern auf seinem Kopf bildeten zwei kleine Hörner. Wenn man ihn naß aus dem Käfig nahm, spritzte er die Wassertropfen meterweit von sich und entdeckte voll Schreck, daß er naß nicht fliegen konnte. Um so größer war seine Freude, wenn er wieder trocken war.

Wenn ich mich mit meiner siebzehnjährigen Gattin über irgendeinen Unsinn verkracht hatte, konnte der Vogel unsere Versöhnung leicht vermitteln, man mußte ihn nur aus dem Käfig holen. Zunächst flatterte er, scheinbar planlos, im Zimmer herum. Dann fand er uns beide. Er hüpfte Célines Arm entlang, sprang zu mir herüber; wenn er ausrutschte, genügten ein, zwei Flügelschläge, und schon hatte er das Gleichgewicht wieder. Manchmal zwickte er uns in die Hände oder in das Gesicht, als wollte er sagen:

„Na, seid schon wieder gut!"

Céline machte den ersten Schritt. Sie wartete, bis der kleine Momo

auf meine Hand sprang, dann streichelte sie ihn, so daß ihre Hand auch meine Hand berührte. Wenn ich aufsah, schloß sie sofort die Augen.

Anfangs aßen wir bei Duval auf dem Boulevard Saint-Michel. Céline zeigte kein besonderes Interesse für materielle Dinge des Lebens. Allerdings stellte sie im Restaurant zuweilen Fragen, hinter denen man einen finanziellen Beweggrund ahnen mochte.

„Darf ich Austern bestellen?“

„Kann ich noch ein Stück Gebäck essen?“

Das ärgerte mich manchmal.

„Ich bin nicht dein Vater!“

Dabei mußte ich in klareren Augenblicken erkennen, daß es nicht so weitergehen würde. Ich wollte davon bloß nicht sprechen. Céline ist ein unverantwortliches Baby, und ich müßte ernster werden; schließlich bin ich für unser beider Los verantwortlich. Aber ich nahm mir vergeblich vor, auf irgendwelchen Umwegen billigere Speisemöglichkeiten einzuführen. Es genügte, wenn mich Céline unterwegs fragte, ob wir mit dem Autobus oder der Tramway fahren würden; gleich verschob ich alles auf morgen. Wenn es so weitergeht, werden wir eines Tages nicht einmal für Suppe Geld haben, und dieser Tag wird aus mehreren Tagen bestehen. In diesem Monat habe ich sogar einen Vorschuß aufgenommen. Die Vorsehung müßte eingreifen . . .

„Ich bin müde“, sagte Céline eines Tages. „Gehen wir heute nicht so weit essen.“

Am nächsten Tag war ich müde. (Besser, man ist heute müde, als man hat in zwei Wochen nichts zu essen.) Am dritten Tag: „Ich habe heute viel zu tun, Céline — gehen wir nur in dieses Restaurant hier ganz in der Nähe.“

Hier war wieder das Malheur, daß man vieles nicht essen konnte, weil es entsetzlich schlecht schmeckte. Man ging hungriger fort als man kam.

Schließlich mußten wir einsehen, daß es nicht so weiterging. Ich wollte die Sache bloß nicht zur Sprache bringen, folglich kam Céline damit:

„Die Gasthauskost ist schlecht, Ypsilon. Wir richten unsere Mägen vollkommen zugrunde. Ich werde selbst kochen!“ sagte sie und machte einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette.

Sie ging gleich am nächsten Tag ans Werk. Vor dem Kochen kaufte sie eine Menge Dinge; beschwichtigte mich aber: es handle sich um eine einmalige Ausgabe, außerdem würden unsere Mägen davon profitieren, wenn wir ihnen „echte Speisen“ vorsetzen. (Sie schien den Grund des billigen Speisens erraten zu haben, wollte davon bloß auch nicht sprechen.)

Mittags deckte sie den Tisch und stellte einen großen Strauß Blumen in die Mitte: Rosen. Céline liebte Blumen über alles.

Das erste Essen am häuslichen Herd versprach ein Fest zu werden. Es gab sogar eine Menükarte:

Potage Illusion
Poitrine de mouton à la fermière

Lentilles à la crème
Tartes aux cerises
Fruits
Café
Vin

Neben unseren Servietten lag je eine Rose. Céline strahlte vor Stolz.

„Gestehe, Ypsilon, damit hast du nicht gerechnet."

Mit der Suppe haben wir begonnen. Potage Illusion, mit einem Wort: Illusions-Suppe.

Die Suppe war tatsächlich eine Illusion, ich sagte aber kein Wort; insgeheim war's ja mein Wunsch, daß Céline selbst koche — und sie benahm sich heldenhaft, indem sie einen Teller voll davon aß. Dann kam die Poitrine de mouton à la fermière — Schöpsenbrust auf Meierin-Art. Mir hat schon der Name mißfallen. Manchmal hat man so seine Ahnungen.

„Sollen wir nicht ein bißchen davon zum Nachtmahl aufheben?"

„Unbedingt, Céline, genau das wollte ich dir auch vorschlagen. Wir dürfen nicht leichtsinnig sein. Leider muß man abends auch essen."

Die Crème-Linsen waren fürchterlich, die Kirschtorte schaudervoll; da lehnte ich mich endlich auf:

„Das ist ungenießbar", sagte ich.

Céline lächelte selig.

„Na, siehst du, die habe ich fertig gekauft!"

Das Obst war gut, leider mag ich Trauben nicht, es dauert endlos, bis man einen Teller voll davon gegessen hat, und man kriegt Muskelfieber, weil man den Arm so oft heben und senken muß. Ein Apfel hingegen braucht lange Zeit, bis er geschält ist, und auch das ödet mich an. Der Wein war gut.

„Céline, auch der Kaffee ist großartig!"

„Den habe ich gekocht. Küß mich schnell! Nicht wahr, Ypsilon, du sagst auch: nur nicht verzagen!"

„Wir dürfen nicht verzagen, Céline. Aber du mußt mir auch Mut zusprechen."

„Das war nämlich mein erstes, selbständig gekochtes Mittagessen. Ich bin so froh, daß mein Leben jetzt ein Ziel hat."

Was soll ich übers Abendessen sagen? Wenn man einen antipathischen Kerl sieht, genügt es, ihn einmal anzuschauen. Nie im Leben legte ich großes Gewicht auf das Essen. Ich begreife nicht, was für einen Genuß es bietet, sorgfältig Dinge auszusuchen, die unseren Körper nur passieren. Aber was mir jetzt vorgesetzt wurde, war eine Zumutung. Nun, jeder schleppt seinen Kummer allein. Ich liebe Céline und aß nicht, was sie gekocht hatte, sondern ihren guten Willen. Natürlich kann man von so was nicht satt werden. Außerdem fühlte auch Céline, daß etwas nicht ganz in Ordnung war, denn sie fragte nach dem Kaffee, ob ich einen Likör haben möchte. Das regte den Magen zu gesteigerter Tätigkeit an. Folglich wußte sie auch Bescheid.

Dennoch sagte sie, als wir nach dem Nachtmahl bei einer Zigarette die Strapazen dieses Essens zu überstehen versuchten:

„Ypsilon, jetzt besprechen wir den Küchenzettel für morgen." Dabei nahm sie ein Buch hervor und begann darin zu blättern.

„Du hast aus dem Buch gekocht?"

„Glaubst du vielleicht, daß ich die vielen Speisen auswendig weiß? Oh, du süßer Dummkopf! Aber trotzdem liebe ich dich sehr, das kannst du mir glauben."

„Céline, ich möchte mir hinsichtlich der Illusionssuppe eine kleine Randbemerkung erlauben. Laß mir meine Illusionen ohne Suppe und mach keine Illusionssuppe mehr."

„Mir hat sie auch nicht geschmeckt, aber dafür können wir nichts. Für morgen will ich mir etwas Lustigeres ausdenken. Keine Suppe. Wie wär's mit Oliven, was meinst du?"

„Die Idee ist großartig. Oliven kauft man fertig. Dann hast du keine Scherereien damit. Und während man an den Oliven kaut, kann man über alles Mögliche nachdenken."

„Und dann werden wir ‚Crêtes de coqs factices' haben."

„Falschen Hahnenkamm? Nein, meine Liebe, wenn wir für die Kost schon so viel ausgeben, will ich Originalspeisen vorgesetzt kriegen und keine Hahnenkamm-Imitationen."

Schließlich einigten wir uns auf Omelette mit Hasché. Céline behauptete zwar, das sei nur eine Vorspeise, aber ich widersprach. Auf die Bezeichnung komme es nicht an, die Hauptsache sei, daß es uns schmeckt. Ein bißchen Reis erkämpfte ich mir auch noch; das kann man nicht so leicht verpatzen. Jetzt stellte es sich erst heraus, wie viele Speisen ich nicht esse. Der Nachtisch bot Anlaß zu großen Debatten: Céline stimmte für Schokolade-Blitz. Schon der Name weckte meinen Argwohn.

„Könntest du nicht einen Nudelteig machen?"

„Was?"

„Nouilles!"

„Das ißt man nur zu Fleisch als Beilage. Du meinst wohl Makkaroni?"

„Gib mal dein Kochbuch her! Es ist doch schrecklich, daß gleich am zweiten Tag deines Kochens soviel Probleme auftauchen, wo wir doch ein ganzes Leben vor uns haben . . . Liebling, mache Pets de Nonne! Auch das ist eine Mehlspeise."

„Nein, das nicht! Gib mir das Buch zurück!"

„Na, laß es doch da! Was soll denn das heißen?"

„Versteh doch, das ist eine pikante Chose."

„Ich schwärme für die pikante Küche."

„Nicht die Speise ist pikant, sondern ihr Name! Hör bitte mit deinen Geschmacklosigkeiten auf!"

Morgen soll's auch Veilchensirup geben.

Ich sehe schon, die Poesie hält ihren Einzug in unsere Mägen.

Trotzdem konnte man außerhalb der Mahlzeiten Céline nicht böse sein. Sie trug eine süße kleine weiße Schürze, und sämtliche Schlüssel, die es gab, in der Tasche . . . sogar die, mit welchen man nichts aufsperren oder zusperren konnte. Auch eine Illusion. Mein

Gott, sie ist siebzehn! In zehn Jahren wird sich keiner von uns an diese Mahlzeiten erinnern.

„Sag, Céline, tut's dir nicht weh?"

„Warum, tut denn dir etwas weh?" fragte sie bestürzt.

„Aber nein."

„Sage ehrlich: verträgst du meine Kost?"

„Übertreiben wir nicht, mein Engel. Jetzt fehlt dir noch die Praxis, aber trotzdem könnten viele Frauen von dir lernen. Anfängerinnen natürlich. Keine fünf Jahre, mein Schatz, und du wirst kochen, wie eine Göttin . . . und die Zeit vergeht so schnell! . . ."

„Was hat denn deine Frage zu bedeuten?"

„Ob dir diese Wohnung nicht weh tut?"

„Nein, wenn sie dir nichts macht . . . Übrigens, wozu lügen? Ich kränke mich schrecklich über die Wohnung, aber es kam ja meinetwegen so . . . Und die Nachbarn, Ypsilon, vergißt du die entsetzlichen Nachbarn?"

„Das ginge gar nicht."

Sie zog den Rauch tief ein und sah sich um.

„Unsere Wohnung ist die reine Hölle."

„Das ist es ja gerade! Hast du nicht bemerkt, manchmal riecht sie nach Schwefel?"

„Trotzdem hab' ich's hier gut, denn ich bin frei." Sie spielte mit ihrem Schlüsselbund. „Ich bin die Herrin des Hauses . . ."

„Also das ist ein bißchen übertrieben, daß du seine Herrin bist, meine Liebe, bloß sein Abendstern . . . die Fee der Hoffnung . . . mit Epitheta dürfen wir verschwenderisch sein . . . Wenn mir nicht bloß immer wieder einfiele, wieviel Geld ich früher hatte! . . ."

„Denke nicht daran . . . ich denke auch nicht an mein Klavier!" Sie drehte die Zigarette zwischen den Fingern und sah sich um, als suche sie einen geeigneten Platz für das Klavier.

Vom Hof hörten wir Zank und Streit — Frauen- und Männerstimmen — und plötzlich den wahnsinnigen Schrei einer Frau. Wir fuhren beide zusammen.

„Schon wieder prügelt der Lehrer seine Frau!"

„Der Schuft!"

Wir treten zur Glastür und schauen in den dunklen Hof. Hinter den hellen Fenstern der Lehrerswohnung bewegen sich Schatten — sie liegt im zweiten Stock, uns gegenüber — aber jetzt hört man nur noch Weinen. Der Lehrer lebt mit zwei Weibern, die eine ist seine Frau, die andere seine Geliebte. Eine zwölfjährige Tochter hat er außerdem, und prügelt alle drei. Einmal die eine, einmal die andere, je nach Stimmung und Laune. Die Frau wurde hübsch langsam verrückt davon — angeblich prügelte sie der Lehrer zur Idiotin — jetzt ist sie so schwachsinnig, daß sie der Geliebten ihres Mannes die Hand küßt. So erzählt's der Hausmeister. Sie kocht, wäscht und arbeitet für die ganze Familie. Nebenbei bemerkt, im ganzen U-förmigen Haus ist der Lehrer der höflichste und gebildetste Mann. Einmal begegnete ich ihm im Hausflur. Sofort sprang er beiseite, zog den Hut und entschuldigte sich, weil er mich nicht sofort bemerkt hatte; dabei kannten wir uns gar nicht.

Und dieser Mann prügelt seine Familie zu Kretins.

„Komm, Céline! Wir wollen das nicht mit ansehen."

„Ich hätte nie gedacht, daß es so etwas gibt . . . Irgendwie müßte man der armen Frau doch helfen!"

„Man kann sich nicht ins Privatleben anderer mischen. Überhaupt darfst du mit keinem Menschen in diesem Haus reden. Auch zur Alten, die nebenan wohnt, sollst du nicht nett sein — heute früh, während du einkaufen warst, brachte man sie sternhagelvoll besoffen nach Hause. Natürlich behauptete sie, daß sie von der Tramway gefallen sei, aber sie roch im weiten Umkreis nach Schnaps. Die Leute hier sind kein Verkehr für dich."

„Wie stellst du dir das vor? Du glaubst doch nicht, daß ich mich mit dieser Sorte Menschen je befreunden würde? Sie hat mich angesprochen, ich habe nur geantwortet; das ging nicht anders. Man redet ohnedies schon über mich . . . Dieser dicke Krankenhauswärter nebenan sagte zum Beispiel unlängst so laut, daß ich es hören mußte: Da geht die Prinzessin! . . . Wenn eine Revolution käme, würde man in erster Reihe auf uns losgehen . . ."

„Hast du eine Ahnung, wie ruhig ich das Schafott besteigen würde? . . . Was ist Ihr letzter Wunsch? Meine Herren, ich möchte Ihnen einen guten Witz erzählen. Siehst du, so bin ich."

•

Nie hätte ich mir's träumen lassen, daß die Hausmannskost eine so komplizierte Angelegenheit ist.

Nach vierzehn Tagen meuterte ich.

„Romantik beiseite, liebe Céline, hör doch bitte mit den sentimentalen Menüs auf. Ich messe der Nahrungsaufnahme überhaupt keine Wichtigkeit bei, aber es ärgert mich über alle Maßen, wenn ein Gemüse zum Beispiel ‚Mädchentraum' heißt und nach abgebranntem Fabrikschornstein riecht."

„Es gibt gar kein Gemüse, das Mädchentraum heißt!"

„Auf diesem Zettel habe ich alle Speisen aufgeschrieben, die ich nie mehr auf dem Tisch sehen will. Gelbe Rüben stehen an erster Stelle, dann kommt gleich Salatgemüse. Das darf's nicht mehr geben. Und auch keinen Navet, keinen Salsifis, von den Aubergines, Crosnes, Endives und Blettes zu schweigen . . ."

„Du magst auch keinen Topinambours und seinen Cardon . . . dann wäre vielleicht ‚Des Pétales de Roses à la Mode du Capicorne' das Richtige für dich?"

„Was ist denn das?"

„Etwas, das überhaupt nicht existiert."

Ich nahm meinen Hut und ging.

Im Hausflur erreichte sie mich und bat unter Tränen um Entschuldigung. Vorhin wurde sie so schrecklich aufgeregt, als sie erfuhr, daß ich auf einmal so viele Gemüsesorten nicht mag.

Es kommt vor, daß ich Céline sage:

„Geh, du ödest mich an!"

„So?!" sagt sie und ist tödlich beleidigt.

Erst wenn man die Wirkung sieht, merkt man, was einem herausgerutscht ist.

„Sei nicht beleidigt! Es ist die größte Liebe, wenn man sich's sogar leisten darf, den Gegenstand seiner Liebe mal langweilig zu finden."

Eine halbe Stunde später dämmert es mir, daß ich ziemlich ungerecht war. Das arme Ding hockt in der Küche draußen. Weiß Gott, was sie macht. Wenn ich ihr nicht sofort nachgehe, werde ich nie erfahren, was mit ihr gerade jetzt los ist. Was macht die andere Hälfte meines Lebens? Die schönere und jüngere Hälfte? Ich sehe in die Küche und küsse sie ab.

Ich muß gut gegen sie sein.

Sie ist siebzehn, meine Gattin, und wir stehen außerhalb jedes Gesetzes.

21. Kapitel

WIE lange habe ich den Semmel-Hans nicht mehr gesehen und auch den Bummel-Toni! Es ist eine ganze Ewigkeit her. Man kann die beiden ja nur im Dôme zu Gesicht kriegen. Ein paarmal bin ich abends mit Céline vorbeigegangen, aber keiner von ihnen war da.

In den ersten Wochen verbrachten wir keinen einzigen Abend zu Hause. Céline zog ein Abendkleid an, und wir gingen tanzen. Strahlendes Licht, elegante Menschen und Musik waren eine Notwendigkeit für uns — eine Lebensnotwendigkeit wie ein Bissen Brot. Es war ein Gegengift, ein Narkotikum, um die hoffnungslosen und düsteren Tage zu übertünchen, an welchen ich in der unmöglichen Wohnung unmögliche Pläne entwarf, Céline vormittags Kochen spielte und an Nachmittagen, in Bücher vergraben, sich in eine schönere Welt hinüberlas. Sie rollte sich auf dem Sofa zusammen und stützte den zerzausten Kopf beim Lesen in die kleinen Hände. Sie schimmerten durch die dunklen, weichen Locken wie Schmuckstücke hervor. Ich hörte nur das Rascheln des Papiers, wenn sie umblätterte, oder das Knistern eines Streichholzes, wenn sie eine Zigarette anzündete.

Das Wohnschlafzimmer sah jetzt eigentlich ganz nett aus. Das Fenster war offen und zeigte uns den Ausblick auf den schattigen Garten mit seinem einzigen Bäumchen. Es war bloß ein winziger grüner Fleck, der im Sonnenschein glänzte. Auf dem Fenstersims stand der schäbige Käfig des kleinen Momo. In diesem Zimmer wohnten wir. Das fensterlose Eßzimmer wurde nicht einmal während der Mahlzeiten benutzt; Céline deckte auf meinem Arbeitstisch. Wenn sie aus der Küche kam und durchs Eßzimmer gehen mußte, schloß sie die Augen — das war das Fegefeuer, ein Übergangsstadium. Langsam gewöhnten wir uns aber doch an die unmögliche Wohnung, ja, wir befreundeten uns mit ihr. Nachmittags fiel ein schmaler Sonnenstrahl aus dem Hof sogar in diesen Raum — wieso haben wir das erst jetzt bemerkt? Er kam durch den Oberteil der Glastür und mußte einen Spalt zwischen zwei Feuermauern benutzen. Phantastisch . . . schau, Céline, ein Sonnenstrahl! Dieses Zimmer kann lächeln! Es ist eine verzerrte, schüchterne Grimasse auf einem häßlichen Gesicht.

Das arme Ding tut mir so leid. Céline, dieses Zimmer ist ein häßliches altes Mädchen mit einem unmöglichen Hut auf dem Kopf, und blind ist es obendrein. Es gibt andere Zimmer; hübsche, junge, gesunde — und schau dir das da an: blind und mit einem unmöglichen Fledermaushut, als müsse es zeitlebens büßen.

Aber wenn's regnet oder trübes Wetter ist, dann wird unsere Stimmung wieder grau in grau, und die Gewohnheit hilft uns nichts.

Gestern abend mußten wir von einer schönen Erinnerung Abschied nehmen.

Céline stand vor dem offenen Schrank und hielt einen geschliffenen Flakon in der Hand.

„Nichts mehr da!" sagte sie, mehr für sich als zu mir.

„Was ist nicht mehr da?"

„Ich habe kein Parfüm mehr."

Im ersten Augenblick schien das nicht so schlimm, erst später entpuppte sich die ganze Tragik dieser unabänderlichen Tatsache. Es gab nicht mehr diesen sonderbaren, weichen Duft: die schönste, reizendste und kürzeste Epoche unseres gemeinsamen Lebens war damit zu Ende.

„Was kostet so eine Flasche Parfüm?"

„Vierhundert Franken. Und es gibt keine kleinere Flasche davon."

„Willst du mir die Flasche schenken, Céline?"

Man spürt noch den Duft im Flakon, er ist aber bis auf den letzten Tropfen leer. Man darf ihn nicht offenstehen lassen, um wenigstens manchmal noch daran riechen zu können. Sooft ich die Tischlade aufmache, fällt mein Blick auf die Flasche. Dieser Duft war gleichbedeutend mit Céline: die letzte Erinnerung an die Welt, aus der wir kamen. Es war ein Stückchen greifbare Wirklichkeit dieser Welt.

Céline liegt auf dem Sofa und liest, vielleicht denkt sie gar nicht mehr daran. (Mein Gott, sie ist ja siebzehn!)

„Céline?"

„Bitte?"

„Komm mal her. Sag, warum warst du so keck, als ich damals in die Redaktion kam, um mir die Belegexemplare zu holen?"

„Ich war keck?"

„Jawohl, meine Liebe! Erstens hast du dir freche Bemerkungen erlaubt, weil ich dir schon vorgestellt sei und nicht gegrüßt habe, und am nächsten Tag kamst du eine halbe Stunde zu spät. Das war damals, als du ans Taxifenster geklopft hast."

„Ich liebte dich schon damals, damit du's nur weißt! Einen ganzen Nachmittag lang klebte ich an deinen Zeichnungen, und du hast dich nicht einmal bedankt!"

„Weil ich dich nicht Lügen strafen wollte. Auf deinem Zettel stand: ‚Die Zeichnungen des unhöflichen Herrn.' Im übrigen, wenn ein junges Mädchen einen Mann liebt, darf sie nicht keck gegen ihn sein."

„Im Anfang schon."

„Das hat nichts zu sagen! Du mußt dich jetzt nachträglich dafür entschuldigen."

„Na, verzeih mir halt!" sagte sie und verzog den Mund.

„Nicht so! Viel liebenswürdiger."

Céline war genau so leichtsinnig wie ich — anfangs freute mich das sogar; du lieber Gott, zwischen uns wird immer eitel Harmonie herrschen. Dann wurde die Sache sehr lästig. Ich mußte darauf verzichten, unser Geld selbst zu verwalten. Céline begann mir antipathisch zu werden, wenn sie sich zu den unmöglichsten Zeiten vor mir aufpflanzte, die rechte Hand ausstreckte und sagte:

„Gib mir Geld!"

„Céline, dieses System muß geändert werden. Lieber werde ich von dir Geld verlangen. Schau, das ist unser ganzes Geld. Ich habe von Finanzen noch weniger Ahnung als du. Sollte das Geld früher flöten gehen, als es dürfte, so erwähne das bitte nicht."

Céline konnte durch die neue Methode schlecht und recht geheilt werden — so jung geht das noch —, aber mir half auch das nicht mehr.

Das Honorar der angenommenen Zeichnungen wird immer am fünfzehnten ausbezahlt. Die im November gekauften Illustrationen zum Beispiel am 15. Dezember und so weiter. Wohlhabende Mitarbeiter haben ein Konto in der Bank. Ich kann mir nicht vorstellen, was das für ein Gefühl ist, denn ich hatte noch nie im Leben ein Bankkonto. Ja, wir mußten sogar auf die rasche und pünktliche Pariser Post verzichten und erschienen am Nachmittag jedes Vierzehnten, bevor die Redaktion die Schecks aufgab, vor dem Kassenschalter, um unseren Scheck womöglich noch am gleichen Nachmittag in der Bank einzulösen: so dringend hatten wir's. Manchmal mußten wir den Weg sogar zu Fuß zurücklegen. Es war eben der letzte Tag.

Céline mußte mitkommen, weil sich mein Hirn, wenn man mir Geld in die Hand gibt, sofort ganz eigentümlich umnebelt. Ich habe krankhafte Zwangsvorstellungen und bilde mir ein, das Geld sei da, um sofort gewisse Sachen dafür zu kaufen. Besonders, seit ich das Geld nicht mehr selbst verwalte und daher außerhalb jeder Verantwortung stehe.

Das ist eine traurige Sache. Leichtsinnige, charakterschwache Menschen sind mir zuwider. Leider stecke ich in so einem Kerl drin und muß Milde walten lassen. Ein gutes Herz habe ich auch.

Aber Céline kann auch nicht sparen. Am Vierzehnten haben wir nie einen Centime, selbst wenn ich unerwarteterweise ein bißchen mehr verdient habe. (Dann leben wir eben besser.) Céline versteht bloß, das Geld so einzuteilen, daß es reicht, bis wir neues bekommen.

Trotzdem ist es gut, daß Céline da ist, wiewohl sie weder nähen noch kochen kann und nicht gern vom Tod spricht. Sie kann fabelhaft tanzen und großartige Cocktails mischen — jetzt natürlich nur mehr theoretisch. Sie spielt auch ausgezeichnet Bridge und gewann einmal eine Tischtennismeisterschaft. Es lohnt sich gar nicht, mit ihr Ping-Pong zu spielen. Soll ich ihr Balljunge sein? Sie spielt auch sehr gut Tennis, aber die Bälle fallen immer anderswohin, als man denkt. Dann amüsiert sie sich großartig — ich begreife nicht, was daran lustig sein soll. Sonst versteht sie nichts. Sie bringt es nicht einmal fertig, ihre Zigaretten zu drehen. Eine Zeitlang habe ich gepaschten Tabak gekauft, aber da mußte ich ihr jede Zigarette selbst drehen. (Hülsen mit Mundstück waren nirgends aufzutreiben.) Ein-

mal wollte ich rauchen, einmal sie — eigentlich habe ich den ganzen Tag nur Zigaretten gedreht. Sie steckte bloß ihre kleine Zungenspitze heraus, um das Papier anzufeuchten. Jede Viertelstunde erschien sie um eine Zigarette.

„Der Teufel soll dein Laster holen!"

„Ich rauche nur halb soviel wie du, was willst du denn?"

„Schön, dafür machst du sie dir nicht selbst."

„Bitte, ich kann sie mir auch selbst machen."

Sie holt das Zigarettenpapier, legt einen Tabakberg in die Mitte und benimmt sich schrecklich ungeschickt. Ein einziges Mal drehte sie sich eine Zigarette, die sah aber aus, als wäre sie hochschwanger. Sie hielt natürlich nicht, sondern sprang auf und gebar den Tabak.

Nein, das kann sie eben auch nicht.

Außerdem ist es eine Manie von ihr, unsere Einrichtung ständig umzustellen. Einmal steht mein Schreibtisch quer vor dem Fenster, einmal schief in einer Ecke; der Nachttisch steht einmal rechts, einmal links vom Bett. Auch der Fauteuil wandert ständig, einmal steht er dicht an der Tür, einmal im entgegengesetzten Winkel des Zimmers. Am unruhigsten sind der venezianische Spiegel und die moderne Stehlampe (die einzigen Erinnerungen an die alten, sorglosen Zeiten in der Maison meublée). Céline steht in einer Ecke und betrachtet die neue Verteilung der Möbel.

„Was sagst du zu diesem Arrangement, Ypsilon?"

„Céline, ich verbiete dir ein für allemal, die Möbel ewig hin- und herzuschieben. Kaum gewöhne ich mich an sie, schon stehen sie anderswo. Du kannst ihnen ja doch keine neuen Wirkungen abzwingen."

Céline verteidigt sich erschrocken. Die Wohnung ist das wichtigste, sagt sie.

„Beruhige dich, Liebling, und laß auch die Möbel um uns endlich zur Ruhe kommen. Wenn du sie auch täglich auf den Kopf stellst, in unserem Leben wird sich dadurch nichts ändern."

Nach der Innenarchitektur sind die Blumen Célines liebstes Spiel. Die ganze Wohnung ist voll von Blumen. Selbst auf dem Nachttisch stehen welche. Anfangs kam sie sogar auf die Kateridee, auf meinem Schreibtisch Ordnung zu machen und in die Mitte einen großen Strauß Rosen zu stellen.

„Hallo, Céline! Was heißt denn das? Habe ich dir nicht gesagt, daß du meinen Schreibtisch nicht anrühren und vor allem keine Blumen darauf stellen darfst? Wo zum Kuckuck soll ich arbeiten? In einem Rosenkelch?"

Da hat sie ein schlechtes Gewissen, stellt die Rosen weg und streckt mir die Zunge heraus.

Jedenfalls ist die Wohnung billig; aber so angenehm es ist, sie zu verlassen, so peinlich ist es, nach einem Abend, den man auswärts verbracht hat, durch die endlosen, ärmlichen Gassen wieder zurückzugehen, am Tor des düsteren Hauses zu klingeln, den finsteren Doppelhof zu überqueren und die Wohnungstür aufzusperren. Dann gehen wir schlafen. Céline macht das Bett. Die Ärmste schläft schon halb und geht wie eine verschlafene kleine Katze im Zimmer herum. Sie zieht sich im Eßzimmer aus und erscheint im Wohnschlafzimmer

erst, wenn ich schon zu Bett bin. Dann huscht sie in ihrem langen Nachthemd wie ein trauriges kleines Gespenst herein. Die zerzausten Haare sehen wie ein großer Pinsel aus, die Augen sind halb zu. Sie schlüpft schnell ins Bett.

„Leb wohl, Ypsilon", sagt sie und klammert sich an mich, als wäre ich ein Baumstamm, an dem sie hinaufklettern will.

Ein dummes, kleines Kind. Ich frage sie nicht, woran sie denkt? Ob sie etwas kränkt? Jetzt ist sie schläfrig, aber sonst tut sie nichts als warten. Alles Neue, jede Veränderung muß von mir ausgehen.

Draußen bläst der Wind, man hört ihn durch den Kamin pfeifen. Céline, meine einzige! Ich habe so große Angst vor der Zukunft . . . Ich weiß nicht, warum, aber ich habe solche Angst . . .

Ich stehe auf, um Wasser zu trinken, und zünde mir eine Zigarette an. Auf einer Stuhllehne im Eßzimmer liegt die kleine weiße Schürze Célines, auf dem Tisch das überflüssige Schlüsselbund.

22. Kapitel

HEUTE aßen wir der Abwechslung halber im Restaurant. Ich habe viel zu tun. Nachmittags muß ich eine Menge Zeichnungen abliefern.

Céline hilft mir bei der Arbeit. Sie legt das Papier zurecht, spitzt die Bleistifte, holt irgend etwas und kommt wieder herein. Auch ihr Gang ist anders als sonst; sie geht nicht, sondern schreitet — im Bewußtsein ihrer Wichtigkeit. Bevor sie sich an die Arbeit macht, schreibt sie auf einen Zettel ihren Namen. Ich beobachte sie gespannt. Sie streicht das Papier glatt, nimmt den Radiergummi und sieht ihn an:

„Gibt es keinen anständigeren Gummi?"

„Das ist ein sehr guter kleiner Gummi, laß nur!"

„Nein, der ist lächerlich klein. So kann man wirklich nicht arbeiten. Ich hole dir einen besseren."

Bevor sie geht, dreht sie sich in der Tür nochmals um.

„Daß mir ja niemand an meine Sachen geht!" sagt sie und meint ihre Schreibsachen. Sie ist so süß! Es ist meine ständige Redensart, wenn ich weggehe; sie weiß aber genau, daß nur sie die Sachen verlegt, ich rühre nie etwas an. Von mir aus könnten hier vor Schmutz Bäume bis zum Himmel wachsen, ich würde mich nie dagegen auflehnen, sondern säße höchstens auf einem Baumwipfel oben.

„Hallo, Céline! Schau, was für merkwürdige Dinge sich ereignet haben, während du fort warst."

Heute habe ich meinen Scheck bekommen. Bevor ich die Zeichnungen in die Redaktion trage, gehen wir in eine Bank und lösen ihn ein. Dann gehen wir in das Magazin du Louvre und kaufen ein.

Diese Tage sind herrlich — wie schade, daß sie nur einmal im Monat kommen. Beide sind wir wie elektrisiert. Céline pfeift, und ich versuche zu singen. Später haben wir uns aber doch zerstritten.

Nachdem die Einkäufe besorgt waren und wir zum Ausgang streb-

ten, sah ich einen Boy mit riesigen Luftballons in der Hand; um ihn stand eine ganze Schar von Kindern.

„Schau, Céline, was für schöne große Luftballons es hier gibt! Was kostet so einer?"

„Das ist eine Reklame, man bekommt sie umsonst."

„Dann mußt du auch einen verlangen!"

„Heute ist Reklametag", sagt sie und dreht sich um, bevor sie zum Boy tritt, gleichsam um sich Mut zu machen.

„Geben Sie mir einen Luftballon!"

„Für wen, bitte?"

„Für mein Baby", sagt Céline und schluckt.

Sie bekommt ohne weiteres einen schönen großen Ballon, wird aber groß angestaunt. Es hätte viel wahrscheinlicher geklungen, wenn sie ihn für sich selbst verlangt haben würde.

„Ich bitte auch um einen", sagte ich entschlossen.

„Für wen, bitte?"

„Für meinen Sohn." (Weshalb interessiert ihn das?)

Ich machte gleich den Bindfaden los, ließ die Luft aus dem Ballon heraus und steckte ihn in die Tasche.

„Gib mir auch deinen her, Céline!"

„Laß ihn nur! Das ist ja so schön, wenn er in der Luft schwebt!"

„Aber nein, zu Hause blasen wir beide wieder auf und spielen Ball damit. Du wirst sehen, das wird großartig."

Sie wollte nichts davon wissen. Zum Lachen, jetzt geht sie mit einem Luftballon in der Hand nach Hause! Unterwegs tat ich, als ob wir nicht zusammengehörten.

Mein Luftballon war bald kaputt, ich habe ihn zu stark aufgeblasen.

„Gib mir den andern her!"

„Der gehört mir!"

„Hast du je gehört, daß es in einer Ehe mein und dein gibt?"

„Ach so, es gibt nur dein?"

„Du bist mir Gehorsam schuldig, nicht ich dir!"

Sie hält wortlos die Ballonschnur. Offenbar macht es ihr großen Spaß, daß ihr Ballon in der Luft schwebt.

„Da hast du! Nur damit wir uns nicht mehr darüber streiten!"

Und ich erschlug ihren Luftballon.

Sie warf sich über den Tisch und weinte. Sie soll sich nur ausweinen, sie ist noch viel zu jung.

„Was gibt es zum Nachtmahl, mein Schatz?"

„Nichts, du Berserker."

„Ich habe immer gesagt, ein Künstler soll nicht heiraten."

„Du bist ein Egoist! Du läßt niemanden leben. Ich bringe mich um!" und schon stürzt sie an das Fenster.

„Du hast wohl vergessen, wir wohnen parterre! Das ist genau so, als wollte jemand in knietiefes Wasser einen Hechtsprung machen."

Sie stand mit zitternden Lippen vor mir.

„Rede mir ab davon, sonst töte ich mich!"

„Ich werde dir nicht abreden. Außerdem sind wir beide katholisch."

Sie zieht ihren Mantel an, holt aus dem Spiegelschrank die große

Eigentlich wollte ich schon vor Mitternacht weggehen, aber dann bin ich doch irgendwie hängengeblieben. Später gingen wir alle in ein Negerlokal. Ich tanzte nicht, ich beobachtete lieber die anderen. Am Ecktisch nebenan saß eine ältere dicke Frau und poussierte mit einem bärtigen Herrn. Sie verschlang ihn fast mit den Augen, während ihre Hand auf Abwege geriet und einem Neger überlassen wurde, der hinter ihr saß. Der Neger starrte zur Decke, als ob er sich fürchterlich mopste. Es war maßlos widerlich. Indessen verwechselte die Ungarin die Füße unter dem Tisch und drückte meinen Fuß. Ich merkte gleich, daß es nicht mir galt, und gab die Post an den ungarischen Arzt weiter, recht gründlich sogar. Der Arzt muß ein Hühnerauge gehabt haben, denn er biß sich auf die Lippen, sah die Ungarin aber um keinen Preis an. Ich drückte seinen Fuß so wild, daß der kleine Tisch fast umkippte und ich die Gläser im Fluge erhaschen mußte. In den Augen des Arztes flackerte bereits das Irrlicht des Wahnsinns. Dann trat ich gründlich auf den Fuß Jóska Rétis, der sofort aufstand:

„Ich sehe, du bist müde", sagte er zu seiner Dame, „komm, Liebling, wir gehen nach Hause."

Der Arzt humpelte zum nächsten Taxistand.

Erst als wir auf der Straße standen, merkte ich, daß die Morgendämmerung längst vorüber war. Ein wohlentwickelter, hübscher Verkehr umbrandete uns.

Es war neun Uhr vorbei, als ich nach Hause kam. Céline empfing mich mit frostiger Miene.

„Geh bitte zur Polizei, ich habe die Abgängigkeitsanzeige erstattet."

„Aber ich bin doch da!"

„Eben deshalb geh hin und melde dich, denn die Nachforschungen sind bereits eingeleitet."

„Warst du wirklich bei der Polizei?"

„Was für eine Nacht ich verbracht habe, das interessiert dich gar nicht? Du hättest ja sagen können, daß du erst in der Früh nach Hause kommen willst."

„Nichts ist lächerlicher als grundlose Eifersucht."

„Ich bin nicht eifersüchtig. Ich dachte nur, daß man dir aufs Wort glauben kann . . . und fürchtete, daß man dich umgebracht habe."

„Lächerlich!"

Ich mußte auf die Polizei gehen, denn sie hat mich tatsächlich als vermißt angemeldet. Es gab sogar einen Akt über mich als Verschollenen. Außerdem war ich furchtbar schläfrig. Der Polizeibeamte faßte die Sache von der gemütlichen Seite auf. Er las mir sogar vor, was er auf den Akt notiert hatte:

„Der verschwundene Gatte meldete sich nach einer zwölfstündigen Abwesenheit freiwillig." Dann sah er mich an und setzte fort: „Er war in einem erbarmungswürdigen Zustand."

Später sagte er noch zu Céline:

„Sie können sich auf uns verlassen, Madame. Wenn der Herr Gemahl nächstens wieder verschwindet, mobilisieren wir gleich das Überfallkommando und erwischen ihn an Ort und Stelle."

Schere und versteckt sie unterm Mantel. Mit der Schere will sie sich umbringen. Phantastisch! Sogar Céline hat solche Tricks.

Dann geht sie.

„Komm nach dem Selbstmord nicht zu spät nach Hause!"

Abends waren wir wieder versöhnt.

23. Kapitel

IM Herbst sind die Wiesen, die Wälder, die verlassenen Alleen in den großen Parks sehr schön, wenn der pfeifende Wind die Blätter tanzen läßt. Da drehen sich die alten Blätter, wie in den Dancings der Städte die unverwüstlichen, ewig jungen, mumienhaften alten Weiber, die schon die dritte Generation konsumieren.

In den Städten ist der Herbst hoffnungslos traurig.

Auf den Boulevards liegen Blätterleichen über dem regenblanken Asphalt.

Der Wind hat sie von traurigen, schäbigen Bäumen geweht, die sich in die Stadt verirrt haben. Sie stehen hoffnungslos entgleist in langen Reihen neben dem Trottoir und sehen aus wie Habenichtse, die sich zur Verteilung der Bettlersuppe aufgestellt haben, vom Elend zu Scheinmanieren gezwungen. Die armen Bäume, sie kamen in die Stadt, um uns Botschaft von fernen Wäldern und blumigen Wiesen zu bringen; aber anstatt die graue Masse der Steinhäuser fröhlicher zu stimmen, sind sie stets staubig, kränklich und deplaciert geworden. Der Herbstregen verbindet mit feinen, dünnen Spinnwebfäden Himmel und Erde. Die Menschen fliehen, mit hochgeklappten Rockkragen, eilig vor ihm wie Fliegen, die zufällig in die Nähe eines Spinnennetzes geraten sind.

Jemand bleibt stehen, niest und greift brummig nach dem Taschentuch:

„Zum Teufel, jetzt hat's mich erwischt!"

Man legt die Wintermäntel ins Fenster, um den Naphthalingeruch auszutreiben.

In den Hotels wird die Zentralheizung in Betrieb gesetzt. Die Röhren ächzen und blubbern, als ob sie sich schmerzlich vom Sommer verabschiedeten.

„Céline, ich gehe heute abend ins Dôme", ich gehe, sagte ich und nicht: wir gehen. Céline ist es vielleicht gar nicht aufgefallen, sie mag diese internationalen Lokale nicht. Eine echte Französin. Ich kann mir kaum vorstellen, wie sie sich mit dem Gedanken abgefunden hat, daß auch ich nur ein Ausländer bin. Sie fragt bloß, wann ich nach Hause komme.

„So gegen Mitternacht."

Semmel-Hans war nicht im Dôme, aber Bummel-Toni war da. Hallo, Junge! Wie geht's denn? Ich arbeite an großen Plänen. Na, das läßt sich ja hören. Außerdem war noch ein ungarischer Arzt, der belgische Maler und Jóska Réti da, mit seiner Kamera und einer viel zu grell geschminkten Ungarin.

Wozu bin ich hergekommen? Jetzt ärgerte ich mich darüber.

„Na, Servus, lieber Freund", sagte ich dem Polizeibeamten und machte kehrt. Céline trabte mir erschrocken nach.

„Was, ihr kennt euch?"

„Ich mußte ihn zu meinem Freund ernennen, sonst wäre ich gezwungen gewesen, ihn wegen seiner Frechheit zu ohrfeigen. Da hätte er sich aber höchstwahrscheinlich hinter die Gesetze verkrochen und mich wegen Widersetzlichkeit gegen die Behörde einkasteln lassen."

Abends kommt Céline ins Wohnschlafzimmer und deckt den Tisch. Sie sieht wohl, daß ich in schlechter Stimmung bin. Ich beobachte jede ihrer Bewegungen, um einen Streit vom Zaun zu brechen. Dann wird mir auch das zu langweilig. Da wirft sie mit einer ungeschickten Bewegung die Tusche um, und alle Zeichnungen sind hin: die Arbeit von zwei Tagen. Sie versucht erschrocken, das Malheur mit ihrem Leib zu decken. Ich habe mich schon vom Sofa erhoben, wo ich lag und in ein Buch vertieft war. Na, aber jetzt! Aber jetzt! Céline läßt beide Hände sinken.

So ausgeliefert steht sie da, mit geschlossenen Augen, der kleinen Stupsnase, dem kindlichen Puppengesicht und den gewellten, zerzausten braunen Haaren . . . so steht sie da, siebzehnjährig . . .

„Céline, süße Céline! Verzeih mir, ich habe dich so furchtbar lieb!"

24. Kapitel

SCHRECKLICH, unser Leben ist stehengeblieben. Mit uns geschieht einfach gar nichts. Wir leben nur in den Tag hinein. Der heutige Nachmittag ist auch langweilig zum Verrücktwerden.

Der Radfahrer hockt auf dem Hof neben seinem Rad, nimmt es auseinander und setzt es wieder zusammen. Seine Frau ist dick, ältlich und hat einen großen Hintern. Und das Leben geht weiter. Aber wozu bastelt der Kerl ewig an diesem Rad herum? Wenn er abends von der Arbeit kommt, schlingt er sein Essen nur so herunter, und schon hockt er neben der Werkzeugkiste auf dem Hof draußen. Vorige Woche las ich in einer illustrierten Zeitung einen Witz, der wirklich aus dem Leben gegriffen war: Jemand nimmt sein Rad bis auf die kleinsten Bestandteile auseinander und sagt dann zu seiner Frau:

„Warte, setzen wir's noch nicht zusammen, erst müssen wir auch noch das Sitzpolster auseinandernehmen, aber das haben die verdammten Leute zusammengenäht!"

Céline versteht einen Mann nicht vollständig. Sie würde bestimmt fragen, wozu man's denn auseinandernehmen muß. Wo es sich doch gar nicht ums Rad handelt.

Es gibt in unserem Leben vollkommen mißverstandene Dinge.

So zum Beispiel küßt mich Céline jedesmal, wenn sie aus dem Zimmer geht oder wenn sie hereinkommt. Sie steckt ihr warmes, samtweiches kleines Gesicht zwischen mich und meine Arbeit. Wenn beim Lesen ihr Struwwelkopf plötzlich in Großaufnahme über meinem Buch auftaucht, wundert es mich bloß. Während der Arbeit macht es mich nervös. Wenn sie sich rührt, warte ich schon darauf, daß sie aus dem Zimmer gehen, erst aber zu mir kommen und mich

küssen wird. Ich warte, aber manchmal vergißt sie es, und ich sitze mit meiner Bereitschaft da. In solchen Augenblicken werfe ich alles hin und fahre auf:

„So kann man nicht arbeiten!"

Céline borgt sich meine sämtlichen Sachen aus und gibt sie plötzlich unerwartet zurück. Da weiß ich schon, daß sie glücklich wieder etwas kaputtgemacht hat.

Ich vertrage auch nicht, daß sie bei der kleinsten Überraschung oder wenn sie ein bißchen erschrickt, aufschreit. So schrie sie auch auf, als sie meine Uhr fallen ließ. „Nein, nein, es ist nichts geschehen", sagte sie, weil ich mich nach dem Grund dieses Schreis erkundigte. Später brachte sie mir die Armbanduhr, legte sie auf den Tisch:

„Ich brauche sie nicht mehr."

Ich nehme die Uhr: lege sie ans Ohr: sie geht. Céline steckt den Kopf zur Zimmertür herein und schaut mich forschend an. Am nächsten Tag sah sie ein, daß die Uhr wie durch ein Wunder heil geblieben war; folglich verlangte sie sie zurück. Auch mein Zigarettenetui bekam ich jedesmal wieder, wenn ein Gummiband abriß oder der Verschluß nicht zuklappen wollte.

Wenn ich mir da eine Bemerkung erlaube, verzieht sie den Mund und sagt:

„Du langweilst mich."

Beim Lehrer, der Idiotinnen züchtet, knarrt ein Grammophon. Die irrsinnige Frau kreischt nicht, sie bekommt ausnahmsweise keine Prügel. Für heute hat der Lehrer wohl genug. Es muß einem ja auch langweilig werden, immer dieselben paar Frauen zu prügeln. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß er unterrichtet: wenn er nach Hause kommt, ist er gewiß oft müde.

Der dicke Ehemann, der Krankenhauspfleger, stapft asthmatisch über den Hof, er schleppt zwei Weinflaschen unter dem Arm.

Das ketzerische Konkubinat nebenan liegt sich schon wieder in den Haaren. Dann erscheint in schlurfenden Pantoffeln die Alte, grüßt durchs Fenster und glotzt mit ihren widerlichen Triefaugen herein.

„Guten Abend, Kinder!" sagt sie, und ihr Atem stinkt nach Schnaps.

Ein Auto hupt endlos vor dem Haustor.

„Was willst du heute nachtmahlen?" fragt Céline und bleibt vor mir stehen.

„Mein altes Polster!" sage ich und sehe ihr dabei offen ins Gesicht.

Sie dreht sich um und verschwindet. Aus dem Fenster sehe ich, wie sie über den Hof geht. Sie ist so ernst . . . ihre Gestalt ist zart und dünn. Na, sie wird wohl auch ihre Privatmeinung über diese ganze Geschichte haben.

Céline kommt zurück. Sie hat etwas vergessen.

Sie tritt ins Zimmer und kommt langsam auf mich zu.

„Du, ich bin zurückgekommen, um dir zu sagen . . . sei nicht schlecht zu mir. Wir sind beide so allein und brauchen einander so schrecklich. Du wirst sehen, wie berühmt du noch einmal wirst! Ein großer Mann! Du mußt nur wollen, und ganz Paris gehört dir. Jeder wird deinen Namen kennen, du wirst Geld haben wie Mist und gar

nicht wissen, was du damit anfangen sollst. Du bist ja ein sehr großes Talent, und ich werde stolz auf dich sein, weil ich deine Frau bin."

„Hat dir das jemand gesagt?"

„Du sagst es immer."

25. Kapitel

NA, jetzt ist der Winter auch da. Es gibt nichts Traurigeres und Niederdrückenderes auf der Welt als einen Pariser Winter. Es ist kalt und es regnet.

„Soweit ich mich erinnern kann, habe ich jeden Winter an der Côte d'Azur zugebracht", sagt Céline und versucht, unter dem Eindruck dieser Erinnerungen ein bißchen fröhlicher zu sein.

„Nun, jetzt wirst du wenigstens auch den Winter in Paris kennenlernen! Ich kenne ihn leider genau. Am besten wär's, ein Bär zu sein und die Wintermonate einfach zu überschlafen."

Wie traurig waren diese Wintermonate. Als hätte man uns verhext: einmal wurde ich krank, einmal Céline. Im Kamin konnte man nicht heizen, weil der Schornstein eingefallen war und der Wind den Rauch ins Zimmer zurückblies. Bei einem Durchschnittseinkommen von zwölfhundert Franken kann man keinen neuen Schornstein machen lassen. Die Hausbesitzerin klammerte sich ebenso wild an ihr Geld wie an ihre entschwundene Jugend. Sie war eine Witwe und kleidete sich überraschend elegant. Um so ärger sah ihr dreißigjähriger Sohn aus. Er trug eine Apachenmütze, sein Anzug war schmutzig und geflickt; obendrein fehlten ihm ein paar Vorderzähne. Sie besaßen einige Häuser und eine Eisendreherei, wo der Junge genau so schuftete wie die übrigen Arbeiter, wiewohl sie mehrfache Millionäre waren. Sie waren geizig, unbeschreiblich geizig. Ich will gar nicht mehr über sie reden.

Im Kamin konnte man also nicht heizen, folglich wärmte die Wohnung der Sparherd im fensterlosen Eßzimmer. Dies hatte zur traurigen Folge, daß in einem Zimmer die Hitze unerträglich war, dagegen konnte man nebenan fast erfrieren. Die Kälte fand bald den Weg zu uns. Doppelfenster gab's nicht, außerdem schlossen Fenster und Türen schlecht. Die Tür war ja auch aus Glas. Der große Temperaturunterschied der beiden Zimmer war eine Quelle ewiger Erkältungen.

Einmal hatte Céline neununddreißig Grad Fieber. Der Arzt meinte, daß die Sache weiter nicht schlimm sei, wir aber mit der unsinnigen Heizmethode unbedingt aufhören müßten. So sei es kein Wunder, wenn wir krank würden.

„Das geht nicht, Madame et Monsieur, man muß den Kamin heizen."

„Der Schornstein vom Kamin ist kaputt."

„Der Hausherr muß ihn richten lassen."

„Monsieur, die Hauswirtin ist schrecklich geizig", bemerkte Céline leise. Sie wurde plötzlich ganz heiter, da sie wußte, daß sie nicht ernstlich krank sei. (Wieviel soll ich dem Arzt geben? Muß ich das Geld in ein Kuvert stecken?)

„Dürfte ich mir die Hände waschen?" fragte er mich da plötzlich, und als ich ihm Seife und ein sauberes Handtuch gab (Céline kommandierte aus dem Bett, wo die Handtücher im Schrank zu finden sind), sagte er kurz:

„Ich bekomme dreißig Franken."

Céline stützte sich im Bett auf und sah mit fieberglänzenden Augen auf den Kamin. Ich ging in den Hof hinaus und sah auch den Schornstein an.

„Küß mich nicht, Ypsilon, damit du nicht auch krank wirst."

„Es ist besser, wir sind beide zugleich krank, als wenn wir uns abwechselnd anstecken."

„Der Kamin ist daran schuld."

„Ja, und der Hausherr müßte den Schornstein reparieren lassen. Schließlich gehört das Haus ihm und nicht uns. Aber die Wirtin schlägt sich mit den Parteien schon deshalb herum, weil sie zuviel Wasser vom Hof holen. Ein Glück, daß wir unsere eigene Wasserleitung haben. Ich glaube, deshalb sind wir im Haus hier so verhaßt. Und auch deshalb, weil ich ein Ausländer bin . . . Der Fremde hat fließendes Wasser, aber der französische Bürger muß sich das Wasser vom Hof hinaufschleppen . . ."

Die Wirtin sitzt gewiß zu Hause und zählt mit ihrem Sohn Geld.

„Die Zehn- und Fünf-Centimes-Stücke mußt du extra sortieren, Louis."

Und von diesen Leuten sollen wir einen neuen Schornstein verlangen? Zu guter Letzt würden sie uns noch wegen Erpressung verklagen und wir könnten unser ganzes Einkommen — bis sich unsere Unschuld herausstellen würde — für Stempelmarken ausgeben.

Während Célines Krankheit kochte ich. Ich konnte nur eine einzige Speise zubereiten: Brathuhn. Aber da durfte ich das Huhn vorher nicht lebend gesehen haben. (Céline schauderte selbst dann, wenn sie das Huhn in der Hand eines andern sah.) Davon war aber keine Rede, man bekam die vorgerichteten Hühner fertig zu kaufen. Das Mädchen im Laden legte sogar Speckschnitten darauf und band sie mit einem Bindfaden fest. Man mußte das Huhn bloß ins Rohr schieben und von Zeit zu Zeit nachsehen, was es macht; das Fett mit einem Löffel darübergießen, den Braten umdrehen, ein bißchen warten und dann das Fett wieder mit dem Löffel darübergießen.

Céline lag im Nebenzimmer im Bett und las. Ich saß im fensterlosen Eßzimmer vor dem Herd und kontrollierte das Brathuhn. Das Licht brannte, und ich spielte dazu Mandoline.

Diese Mandoline hat eine eigene Geschichte.

Auf dem Weg, der zur Redaktion führt, liegt eine Instrumentenhandlung. Im Schaufenster gibt's Violinen, Trompeten, Gitarren, Saxophone und andere Instrumente. Die Violine interessierte mich nicht, denn schon als Kind habe ich mich an einer zu Tode üben müssen, aber eine Mandoline mit hellgestreiftem Bauch regte mich riesig auf. An ihrem Hals baumelten schöne bunte Bänder, — sie war herrlich. Ich sprach oft von dieser Mandoline.

„Kannst du denn Mandoline spielen?" fragte Céline.

„Nein."

„Warum sprichst du dann soviel davon?"

„Schau, Céline, sei nicht kindisch. Du darfst die Sehnsucht nach Musik in mir nicht töten. Weißt du, was Musik für mich bedeutet? Du weißt es nicht und trotzdem willst du sie mir austreiben."

„Oh, auch mein Klavier . . .", sagte sie und seufzte tief auf. „Mein schönes, schwarzes, schlankes Klavier."

Und dann sah sie mich an:

„Kauf sie, wenn du Geld hast. Wenigstens du sollst deine Mandoline haben."

Ich erkundigte mich noch am gleichen Abend, was ein Klavier kostet und wie die Zahlungsbedingungen sind. Nun, sie waren einfach niederschmetternd. Sie machen es dem Kleinbürger so gut wie unmöglich, ein Klavier anzuschaffen.

Denn ich bin ein Kleinbürger geworden, ein ganz kleiner Kleinbürger; nur mein Einkommen war noch kleiner als meine Bürgerlichkeit.

„Hast du die Mandoline schon gekauft?" fragte Céline an einem sehr stimmungsvollen Abend.

„Ich habe mich nicht getraut. Sie ist schrecklich teuer. Außerdem muß man einen Kasten dazu kaufen, und Reservesaiten, vom Notenständer ganz zu schweigen. Und auch musikalische Fachliteratur. Ich habe schrecklich viel Sorgen, Céline."

Aber da lächelte uns das Glück unerwartet. Die Redaktion hatte eine Extraarbeit für mich. Wir rechneten aus, daß man zweihundert Franken dafür bezahlen würde, ich bekam aber fünfhundert.

Da kaufte ich mir sofort die Mandoline. Als ich aus dem Laden trat, kam ein Auto und überfuhr ein Hündchen, ich werde es nie vergessen. Der kleine Hund lief über den Fahrweg. Als er das Auto sah, duckte er sich auf den Asphalt. Das erste Rad fuhr über ihn hinweg, er schrie, aber anstatt sich zu retten, drückte er sich noch fester zu Boden und schrie noch jämmerlicher auf, weil ihn das zweite Rad erfaßte.

Entsetzlich heulend taumelte er auf den Gehsteig, lehnte sich an die Wand und brach zusammen.

Die Leute schimpften auf den Chauffeur und standen im Kreis um den kleinen Hund; erklärten einander, daß auch der Herr des Hundes ein Schuft sein müsse: wie kann man so einen dummen kleinen Hund allein auf die Straße lassen? Na so was!

Der kleine Hund lag stumm und sah mit feuchten Augen die Menschen an. Wenn ihn jemand berührte, heulte er und leckte eifrig die Hände, die sich ihm entgegenstreckten; er bat scheinbar, sie sollten ihm nichts tun. Es sei ja sowieso alles egal.

Zwei Stunden lang stand ich beim kleinen Hund. Sein Zustand änderte sich nicht, bloß die Leute um ihn. Dann ging ich traurig nach Hause, mit der Mandoline unterm Arm.

„Na, spiel mir doch etwas vor", sagte Céline, „denn es dämmert gerade so schön."

„Ich kann nicht, ich bin heute nicht in der richtigen Stimmung, Céline, ich habe einen kleinen Hund sterben sehen."

Céline hörte die Geschichte an und sagte:

„Du bist ein komischer Mensch. Deine Tasche war voll Geld, und

es fiel dir nicht ein, die Rettungsgesellschaft anzurufen! Aber du konntest zwei Stunden lang neben dem armen Tier stehen."

„Die Rettungsgesellschaft?"

„Die Hunderettungsgesellschaft oder einen Tierarzt!"

Ich lief den Weg zurück, aber der kleine Hund war nirgends mehr zu sehen.

Ein Blutfleck lag auf seiner Stelle, und die Menschen gingen gleichgültig vorüber . . . Dafür wird der liebe Gott mich noch strafen.

•

Die langen Winternachmittage verkürzte ich durch Mandolinenspiel. Mein durch keinerlei Fachkenntnisse getrübtes Selbstvertrauen war dabei von großem Vorteil. Anfangs machte sich Céline wichtig und sagte, ich solle ihr die Mandoline geben, sie würde sie stimmen — aber später sah auch sie ein, daß der Stimmungsprozeß in mir stattfinden und man die Mandoline ungeschoren lassen muß.

Es gibt nichts Traurigeres als einen unmusikalischen Mann, der Mandoline spielen will, und dieser Mann war ich. Der „Leitfaden", den man im Instrumentenladen gratis mitgab, war nicht dazu angetan, einem die sogenannten musikalischen Finessen beizubringen. Auch die Noten, die ich kaufte, waren höchst mangelhaft. Es waren nur Übungen und die Namen der Saiten darin; bloß auf der letzten Seite fand ich ein kleines Lied. Ich hätte mindestens ein Jahr gebraucht, um bis zu diesem Lied vorzudringen, und das war wenig verlockend, denn es schrumpfte zu einer ganz belanglosen Melodie zusammen, als Céline es mir vorpfiff. Nur zwei schöne „Fis" und ein passables „Cis" gab's darin. Bei dieser Gelegenheit wurde mir wieder einmal bestätigt, daß ich kein wertvoller Mensch bin, denn weder die Wonnen des Mandolinenspiels noch irgend etwas anderes auf Erden könnte mich soweit interessieren, daß ich mich ein ganzes Jahr lang darauf vorbereite.

Infolgedessen beschloß ich, verschiedene kleine Liedchen zu komponieren. Daran kann mich bestimmt niemand hindern. Trotzdem guckte ich zeitweise in die Noten — es ließ sich nicht ganz umgehen. Sie haben zwanzig Franken gekostet, und Céline stellte sie jedesmal, wenn ich spielen wollte, vor mich hin, — nicht der zwanzig Franken, sondern der Töne wegen.

Ich werfe oft auch hundert Franken gern für einen absoluten Blödsinn hinaus, will aber das Ding dann nie mehr sehen; wenn es mir immer vor den Augen liegt, muß ich mich irgendwie trösten, um zu glauben: es war eine unvermeidliche Ausgabe.

An diesen Mandolinennachmittagen seufzte Céline oft.

„O Gott!" sagte sie.

Aber eines Tages hörten auch diese Stoßseufzer auf.

Sie kränkelte gerade, als sich dies zutrug. Ich spielte Mandoline und ging dann ins Nebenzimmer, um zu lesen.

Céline griff an ihre Ohren, als sie mich kommen sah, und legte irgend etwas auf den Nachttisch. Ich wurde neugierig und sah nach, was es war: Nun, es waren zwei kleine Wattebäusche. Céline leugnete

es später und blieb fest dabei, daß sie nur Angst vor Zugluft hatte.

Nach diesem Vorfall machte mir die Mandoline wenig Spaß. Sie hing mit ihren bunten Bändern über dem Sofa, und die Saiten ertönten nur, wenn ich sie zufällig streifte; es klang wie ein Vorwurf.

Während der Wintermonate machte uns auch der kleine Momo viel zu schaffen. In der größten Kälte wollte er partout in die Außenwelt und gab diesen Wunsch dadurch kund, daß er an der Fensterseite seines Käfigs fieberhaft hin- und herflatterte und kurze Zirptöne hören ließ. Kaum stellte man ihn an das Fenstersims, pfiff er schnell, sprang herunter, holte sich Futter, stürzte damit zum Fenster und pfiff womöglich noch schriller. Oft fiel ihm dabei das geschälte Korn aus dem Schnabel, aber daraus machte er sich wenig.Die frische Luft animierte ihn auch zu einem Freibad. Erst steckte er nur den Kopf ins Wasser, sprang dann ganz hinein und war auch gleich wieder draußen.

„Schau dir diesen blöden Vogel an, Céline, was er wieder aufführt! Er badet bei Frostwetter und wird sich bestimmt erkälten."

Ich holte den Käfig wieder herein; das stimmte ihn sichtlich froh. Wie soll ich dich jetzt trocknen? Ich öffnete das Bratrohr, legte ein Blatt Papier auf die heruntergeklappte Deckplatte und setzte Momo in die wohlige Wärme, um ihn zu trocknen. Zuerst hatte er Angst und wollte flüchten, aber schließlich begriff er mich und plusterte sich sofort auf, schloß die Augen und legte den Kopf auf die Seite, um die Wärme richtig genießen zu können.

Von da an wurden diese Freibäder eine stehende Einrichtung für ihn. Selbst bei strengstem Frostwetter bestand er auf seinem Privileg und ging nachher in die Röhre, um sich zu trocknen. Ja, er spazierte selbst hinein, mit ausgebreiteten Flügeln und aufgeplustertem Gefieder, um dann, sowie er wieder trocken wurde, in seinen Käfig zurückzufliegen und durch schrille Pfiffe seine Zufriedenheit mit dieser Welt auszudrücken.

26. Kapitel

IN der Weihnachtswoche machten Céline und ich einen Rundgang durch alle Warenhäuser, bestaunten sämtliche Schaufenster, in denen es mechanisches Spielzeug von ungeahnter Herrlichkeit gab. Zum Beispiel eine Winterlandschaft: in den Bergen liefen die Puppen auf Skiern; aus dem Tunnel kam ein kleiner Zug und verschwand wieder, um nochmals hervorzukommen. Aus den Fenstern winkten kleine Figuren. Es gab einen Eislaufplatz und eine Rodelbahn. Jede der vielen kleinen Figuren hatte ihre typische Bewegung. Dann war auch eine Frühlingslandschaft zu sehen, mit weidenden Kühen; die Kühe hoben und senkten ihre Köpfe, der Kuhhirt hielt seine Hand jeden Augenblick an die Augen und spähte um sich. Es gab eine kleine Meierei, Kühe wurden gemolken und gaben sogar Milch, nur wurde der Eimer niemals voll. Ein wenig weiter bestellten Bauern ihr Feld. Auf den Bäumen saßen nickende Vögel. Die Schaufenster waren ein kleines Wunderland. Man mußte sich anstellen, um sie sehen zu können. Eigentlich waren sie für die Kinder bestimmt, aber meistens

standen alte Herren davor. Wenn zufällig ein Kind dabei war, ärgerten sich die Leute, denn der Besitzer des Kindes mißbrauchte seine vorteilhafte Situation und war nicht wegzubringen. Er hob das Kind hoch und erklärte weitschweifig jede Einzelheit, während die Hintermänner ungeduldig murrten:

„Was ist denn? Schlaft ihr dort vorn?"

Es gab auch sonst die herrlichsten Dinge. Céline stand wie festgewurzelt vor den Damenmodeartikeln. Mir tat sie dabei schrecklich leid. Wenn ihr Vater auch streng war, so durfte sie doch soviel Geld für sich ausgeben, wie sie wollte — dem Papa kam's weniger aufs Geld an; sein Steckenpferd war das Kommandieren. Das Herz zerriß mir, wenn ich daran dachte, wie unbedenklich ich früher mein Geld hinausgeworfen hatte. Jetzt, wo ich Céline so gern Geschenke machen möchte, kann ich nichts tun. Meinen kleinen Verdienst verwaltet Céline bis zum letzten Centime; ich kann mir also keine Verrücktheiten mehr leisten. Natürlich kämen nur ganz kleine Verrücktheiten in Frage; Verrücktheiten im Ausverkauf sozusagen.

Die große Lichtreklame des Louvre-Warenhauses war ebenfalls eine Sehenswürdigkeit, wir konnten uns lange nicht von diesem Bild trennen.

Es war am Tage vor Weihnachten. Ich habe mit Céline ausgemacht, daß jeder von uns zehn Franken bekommt, um dem andern eine Überraschung zu kaufen. Das Schenken nützlicher Gegenstände ist verboten.

Wir stritten auf der Avenue de l'Opéra. Céline wollte gemeinsam einkaufen gehen. Im Laden sollten wir uns natürlich trennen und eine halbe Stunde später bei der Autobushaltestelle treffen.

„Bist du verrückt, Céline? Man darf nicht sofort einkaufen. Erst macht jeder einen Rundgang für sich und wählt nach dem Geschmack des andern das ausgiebigste Geschenk. Wie kannst du wissen, daß es hier die besten Sachen gibt? Es sind ja soviel Warenhäuser, in denen wir noch gar nicht waren."

„Na schön."

„Komm, wir gehen jetzt ins Warenhaus Samaritaine. Du darfst aber die Sachen, bei welchen du an mich denkst, nicht auffällig ansehen; merke sie dir aber gut, und morgen nachmittag geht jeder allein aus und kauft ein. Ich würde sterben, wenn ich kein Weihnachtsgeschenk bekäme."

„Also dann gebe ich dir jetzt deine zehn Franken."

„Nicht hier, um Gottes willen! Komm unter ein Haustor."

Unter dem ersten Haustor gab mir Céline das Geld; wir küßten uns und gingen Arm in Arm auf die Straße. Da blieb Céline plötzlich stehen.

„Was ist denn?"

„Mein Vater!" flüsterte sie erschrocken.

Er kam aus einem Juwelierladen, der Chauffeur öffnete vor ihm den Schlag. Er bemerkte uns gar nicht und verschwand im nächsten Augenblick im Wirbel der herumflitzenden Autos.

„Was hat er beim Juwelier zu suchen gehabt?" überlegte Céline.

„Mich darfst du nicht fragen, sonst sag' ich dir am Ende meine Meinung."

„Vielleicht hättest du sogar recht."

Diese unangenehme Begegnung verdarb Célines gute Laune. Ich führte sie vergeblich herum — in manchen Warenhäusern gab es sogar Theatervorstellungen gratis —; wenn wir auch lachten, so verdüsterte sich Célines Gesicht doch von Zeit zu Zeit, und sie hörte kaum zu, wenn ich etwas sagte. Ich konnte sie verstehen. Sie ist ihrem früheren Leben, dem Wohlstand, begegnet. Auch ich würde erbleichen, wenn mein früheres Ich vor meiner Nase aus Juwelierläden spazierte.

°

Ich kaufte Céline einen schönen kleinen Schnuller.

„Das ist das schönste Weihnachtsgeschenk, das eine Frau von ihrem Mann bekommen kann", sagte ich und gab ihr das Päckchen.

„Du hast mir einen Schnuller gekauft?"

„Eigentlich ist er nicht für dich, sondern für dein Baby. Eine Mutter liebt ihr Kind am meisten auf der Welt, und ich wollte damit allegorisch ausdrücken, daß ich in diesem Punkt mit dir einig bin. Leider haben mich die zehn Franken ein bißchen beschränkt. Bist du nicht meiner Meinung?"

„Natürlich, du dummer Bub!" sagte sie und gab mir einen Kuß. „So ein schöner Schnuller!" sagte sie. „Hast du sehr lange suchen müssen? Wir wollen später noch darauf zurückkommen, Ypsilon. Schau her, was ich für dich gekauft habe."

Ihr Geschenk war noch ärger: eine Zigarettenspitze. Keine Ahnung, wir ihr das eingefallen ist, ich habe noch nie aus einer Spitze geraucht. Das tun nur Amateurraucher.

„O Liebling", sagte ich, „du hast meinen geheimsten Gedanken erraten! So eine Zigarettenspitze wünsche ich mir schon lange. Sogar die Farbe stimmt."

Wir küßten uns stürmisch. Céline beobachtete scharf, was ich mit der Spitze mache. Schließlich hielt sie nicht länger an sich und sagte:

„Du hast es gar nicht bemerkt?"

„Was denn, mein Engel?"

„Schau dir das Ding genau an."

Ich sehe es an und merke erst jetzt, daß sie ein kleines „Y" hineingekratzt hat.

„Deshalb habe ich mich in den Finger geschnitten."

„Du bist das Süßeste, was es je gab!"

°

Ich habe Céline überredet, anläßlich der Weihnachtstage nicht zu kochen. Wir wollen uns lieber fertige Speisen kaufen, zum Beispiel Austern, grüne Oliven, Sardinen, Käse.

Ein Brathuhn muß es natürlich geben, aber das brate ich. Den schwarzen Kaffee und den Salat darf Céline zubereiten, und Punsch machen wir auch.

Nach dem Essen (das Brathuhn war gottvoll), sagte ich zu Céline: „Jetzt spiele ich dir mein kleines Lied vor, das ich unlängst komponiert habe", und wollte nach der Mandoline greifen.

„Nein, Liebling, am Heiligen Weihnachtsabend kann davon wirklich keine Rede sein!"

„Wieso denn am Heiligen Weihnachtsabend?"

„Ja, du hast recht —, also spiel mir nur vor."

Wenn mir so was zustößt, bin ich nicht mehr in der richtigen Stimmung. Bei den Halbtönen greife ich daneben und patze so schrecklich, daß es geradezu eine Erlösung war, als Céline sagte:

„Wenn du damit fertig bist, Schatz, gehen wir zur Mitternachtsmesse."

„Ich bin schon fertig."

Es regnete draußen, aber es war kalt.

In der Kirche wurde gesungen, Céline sang mit klarer Stimme mit. Sie hatte eine schöne, helle Stimme, die sich weit über die andern erhob, zierlich und leicht in der Luft schwebend, wie eine Schwalbe.

Jetzt kriegt sie's für die Mandoline.

„Sei so gut und sing nicht!" sagte ich leise.

„Warum nicht?"

„Wir sind nicht auf einer Kirchweih!"

Sie suchte eine Zeitlang in ihrer Handtasche, drückte mir dann einen Zettel in die Hand:

„Nicht böse sein, Mandolin", stand auf dem Zettel, „ich singe für dich."

•

Wir gingen gegen zwei Uhr nachts zu Bett. Céline war riesig lustig, — kein Wunder, wir tranken zu zweit einen Liter Punsch aus. Sie sprang wie ein Zicklein im Bett herum und warf mir die Polster an den Kopf. Erst als es im Zimmer plötzlich zu schneien begann, wurde sie ruhiger: die Federn flogen um uns her. Es war eine richtige Weihnachtsstimmung.

Auch der kleine Momo wurde von diesem Herumtollen wach und quietschte laut, wobei er in seinem Käfig herumflatterte. Wir nahmen ihn heraus, damit auch er mitspielen könne, aber das einzige Ergebnis war ein Klecks, den er auf Célines Kopf fallen ließ.

Es dämmerte schon, als wir beschlossen, endlich zu schlafen.

„Céline, was hast du voriges Jahr zu Weihnachten bekommen?"

„Warum fragst du?"

„Nur so . . ."

„Tausend Franken und zwei schöne Toiletten."

Nach einer kurzen Pause sagte sie noch:

„Das hätte ich doch nicht gedacht, daß mein Vater sogar am Weihnachtsabend mich vergessen würde . . . nur, weil er böse ist. Weihnachten muß man doch alle Leute lieben!"

„Du hast recht, Céline! Willst du auf das Wohl deines Vaters trinken?"

„Ja, ich will!"

Und wir tranken.

CÉLINE und ich streiften am Seineufer entlang und stöberten nach alten Büchern.

„Schau, Ypsilon, was ich entdeckt habe! ‚Die Liebschaften des Sieur Lufugoubre!' "

„Das gehört mir!"

„Ich hab's gefunden!"

„Du darfst Sieur Lufugoubres Liebschaften nicht lesen."

„Wieso? Ich bin erwachsen."

„Verstehst du nicht? Vielleicht ist es eine Schweinerei."

„Vielleicht nicht!"

„Dann lohnt es sich wieder nicht, das Buch zu kaufen. Ein unbekannter Kerl."

„Ich muß alles kennenlernen."

Wir gingen mit einem Stoß Bücher unterm Arm nach Hause und entdeckten zu spät, daß Sieur Lufugoubres Liebschaften nicht darunter waren.

„Zeig mir sofort deine Bücher!"

„Na, sei so gut! ... Nicht so brutal!"

Das Buch fehlt. Wir haben Sieur Lufugoubre samt seinen Liebschaften vergessen. Céline scheint zu lächeln. Was gibt's dabei zu lächeln?

Später kaufte ich alten Schmuck, Hufeisen und Hufnägel am Seineufer. Alte Degen, Eisenketten, rostzerfressene, fleckige, blutige Dolche — für einen Pappenstiel.

„Das ist noch gar nichts, Céline. Für nächste Woche hat man mir einen kleinen Böller versprochen, der muß aber hier in der Ecke stehen, ich erlaube nicht, daß du ihn jede Woche umstellst."

Der Böller ist noch gar nicht da, aber schon macht es mich nervös, daß Céline ihn jeden Augenblick umgruppieren wird, denn das ist ihre Leidenschaft. Sie sitzt da und liest mit einem so unschuldigen Gesicht, als könnte sie nicht bis drei zählen.

„Hast du mich gehört?"

„Was gibt's denn, Liebling?"

„Ich habe dir soeben einen Vortrag über den Böller gehalten."

„Abstauben darf ich ihn auch nicht?"

„Es ist mir einfach unbegreiflich! Du hast doch nie im Leben Hausarbeit verrichtet, und jetzt ist Aufräumen eine Wonne für dich!"

„Du irrst, Liebes, es ist keine Wonne, sondern eine Pflicht. Unlängst ist mir auch ein Nagel dabei abgebrochen."

Ich schau mir den lädierten Nagel an und sehe, daß ihre schönen kleinen Hände übel zugerichtet sind.

„Warum räumst du nicht in Handschuhen auf?"

„Das ist eine Idee."

Am nächsten Tag wirtschaftet sie in langen weißen Glacéhandschuhen herum.

„Ich habe soviel Handschuhe, wirklich ... Und wir gehen sowieso auf keinen Ball."

Ich drehe mich zum Käfig des kleinen Momo, um Célines Gesicht nicht zu sehen.

•

Céline saß den ganzen Tag zu Hause, wollte nirgends hingehen, immer nur lesen. Wir entdeckten eine billige Leihbibliothek in der Nähe und schleppten die Bücher schockweise nach Hause. Du lieber Himmel, ich habe sogar Marivaux gelesen!

Monatelang war Lesen unsere einzige Leidenschaft. Ich bin eine Anschlußnatur und fand mich zu guter Letzt auch damit ab, daß wir nur lesen und lesen. In dieser Zeit kam ich nicht einmal mit meinen Freunden zusammen. Es ging mir wider den Strich, durch den Anblick gewisser Leute immer wieder an die Zeit erinnert zu werden, da ich das Geld noch mit beiden Händen ausgab. Alle heiligen Zeiten ging ich trotzdem einmal ins Dôme. Céline wollte mich um keinen Preis begleiten. Sie bleibt lieber zu Hause und liest, ich soll aber nur gehen.

„Sperr mich ein und komm nicht zu spät. Du weißt, ich fürchte mich allein."

Vom Semmel-Hans wußte niemand etwas Bestimmtes zu sagen; ich traf bloß den Bummel-Toni. Soviel er weiß, ist Semmel-Hans wahnsinnig verliebt — in eine Frau, die Monique heißt, also Monika. Sie ist Verkäuferin im Warenhaus Samaritaine, — die beiden leben zusammen und man sieht Semmel-Hans jetzt selten. Angeblich hat er einen Posten; wo und was, wußte Bummel-Toni nicht, wiewohl er täglich ins Kaffeehaus ging. Aber Semmel-Hans war seit vier Monaten verschollen. Es ist auch möglich, daß er nach Hause gefahren war, denn seinerzeit sprach er davon.

28. Kapitel

HEUTE nacht ist etwas Furchtbares geschehen, aber ich habe es erst in der Frühe entdeckt. Ich habe einen sehr leisen Schlaf, beim geringsten Geräusch fahre ich auf und gehe dann in der Wohnung herum, um zu sehen, ob nichts geschehen ist. Die Wohnungstür ist eine einfache Glastür, auch das Schloß ist ganz unkompliziert, man kann es ohne viel Mühe aufbrechen. Es ist zwar ein großer Holzladen da, der aber von außen abzuschließen ist, er ist folglich nur anzubringen, wenn man nachher die Wohnung nicht mehr betritt, außer man steigt beim Fenster herein. Es wäre ein Gaudium für die Nachbarn, wenn wir das jeden Abend täten.

Céline wie auch ich betrachteten jeden Abend mit sehr ängstlicher Miene die Glastür. Keinem von uns war sie recht. Céline fürchtete sich entsetzlich, und auch ich war beunruhigt. Schließlich spielten sich sechzig Prozent der in den Zeitungen erwähnten Morde und Einbrüche in unserem Viertel ab. Einmal wurde ein Erstochener just vor unserem Haustor in seinem Blute liegend aufgefunden. Die verdächtig aussehenden Gestalten in Apachenmützen und gestrickten Schals, die um den Sterbenden herumstanden, bemerkten gleich-

mütig, daß niemand ewig leben könnte. Dann spuckten sie aus und gingen weiter.

Céline sah zur Schlafenszeit immer besorgt nach der Tür und sagte zu mir — da ich mit der Zeit die Furcht adoptiert hatte und mich infolgedessen nicht fürchtete — sie sagte zu mir:

„Ypsilon, du brauchst keine Angst zu haben."

„Das sagst du mir? Du fürchtest dich ja, ich begreife nur nicht, warum. Wenn es uns nicht bestimmt ist, brauchen wir nichts zu fürchten. Hingegen wenn uns etwas Derartiges beschieden ist, kannst du soviel Schlösser du willst an der Tür anbringen . . . Gegen Gottes Willen hilft keine Auflehnung."

Aber mir gefiel die Sache auch nicht.

An jenem Abend gab mir Céline ein Pulver und ein halbes Glas Wasser.

„Nimm das ein, mein Herz, dann wirst du gut schlafen." (Das kam in der letzten Zeit leider selten vor.)

Wir ahnten nicht, daß dieses Schlafmittel vielleicht uns beiden das Leben rettete. Ich, der vor jedem Medikament — sogar vor Aspirin — einen unbezwingbaren Ekel habe, machte merkwürdigerweise nicht die geringste Einwendung.

Ich schlief die ganze Nacht tief und traumlos — von sieben Uhr abends an. Es war neun Uhr morgens, als ich erwachte. Um diese Zeit stand Céline gewöhnlich schon auf.

Ich schaue zu ihr hinüber, sie liegt da mit offenen Augen.

„Céline!"

Sie sagt kein Wort und starrt entsetzt in die Luft.

„Um Gottes willen, was ist mit dir los? So sprich doch!"

Ich springe auf, um Wasser zu holen, da dringt ein seltsamer, röchelnder Laut aus ihrer Kehle, eine Art Schluchzen. Plötzlich springt sie auf mich zu und klammert sich wild an mich.

„Sie waren da . . . Sie waren da . . . In der Nacht . . ."

„Wer war in der Nacht bei uns?"

„. . . zwei fremde Männer . . ."

Ich springe auf, gehe ins Eßzimmer und sehe sofort, wozu die zwei fremden Männer in der Nacht da waren. Die äußere Tür ist nur angelehnt. Die Tür des Schranks, der im Eßzimmer steht, ist weit offen. Der Schrank ist leer, auch unsere Koffer sind verschwunden.

Ich laufe zurück zu Céline.

„Was ist in der Nacht geschehen?"

Endlich kann sie mit schwerer Mühe erzählen, was vorgefallen ist.

Nachts war sie von einem sonderbaren Geräusch geweckt worden. Es kam ihr vor, als ob im vorderen Zimmer jemand herumgehe . . . Auch Flüstern hörte sie. Vor Angst wagte sie nicht, sich zu rühren. Dann wurde auch die Schlafzimmertür aufgemacht. Sie schloß die Augen und stellte sich schlafend. Da hörte sie, wie einer zum anderen sagte: „Wenn sie sich rühren, mach sie kalt."

Sie zitterte ununterbrochen vor Angst, daß ich aufwache und wir dann kaltgemacht werden. Der eine Mann stand lange vor unserem Bett. Sie fühlte das mit geschlossenen Augen . . . Dann gingen sie . . .

Sie hörte, wie die nahe Kirchenuhr vier schlug, aber sie wagte noch immer nicht, sich zu rühren. So lag sie, bis ich aufwachte.

Alle unsere Kleider, unsere ganze Wäsche waren gestohlen worden. Nur das, was ich gestern abend ausgezogen hatte, war hier im Schlafzimmer. Auch mein Überzieher und mein Hut, weil ich am Abend zu faul gewesen war, sie draußen auf den Kleiderhaken zu hängen. Von dort und aus dem Schrank fehlte alles, mein Winterrock und Célines beide Pelze. Céline war überhaupt kein Kleidungsstück geblieben. Sie hatte alles ordentlich in den Schrank gehängt. Zum Glück fand sich in der Küche ein Paket mit zwei alten Kleidern, die Céline den Armen geben wollte. Das war geblieben. Aber von Wäsche hatte sie nichts als ihr Nachthemd, und auch ich nur das einzige Hemd, das ich gestern getragen hatte.

„Siehst du, wenn du gestern meinen Überzieher in den Schrank gehängt hättest, wäre auch der nicht mehr da. Man darf nicht zu ordentlich sein. Jedenfalls müssen wir jetzt eine Anzeige bei der Polizei machen. Also komm! Wir ziehen uns an und gehen. Zieh eines von den Kleidern an, die du den Armen gewidmet hast."

„Ich habe aber kein Hemd."

„Warum hast du es nicht im Schlafzimmer liegengelassen, wie ich? Warum ziehst du dich immer im Schrank aus? Wo ist denn überhaupt das Hemd, das du gestern angehabt hast?"

„Ich habe es in die Schmutzwäsche gegeben. Es war ein so schönes Bündel. Und das haben sie auch fortgetragen. Ich selbst habe es ihnen noch vorbereitet!"

„Dann kaufe ich dir sofort ein Hemd."

„Ich brauche aber auch ein Höschen."

„Dein kleines Höschen hast du ihnen auch eingepackt?" (Dieses Weib ist toll!) „Na, einerlei, gib das Geld her."

Sie wurde weiß wie die Wand und konnte kaum stammeln:

„Das Geld war bei der Wäsche."

„Du steckst unser Geld unter die Wäsche wie die alten Weiber?"

„Ja", hauchte sie.

„Jetzt sind uns nur die paar Sous geblieben, die ich bei mir hatte."

„Auch die nicht", sagte sie, wenn möglich um noch einen Grad bleicher.

„Wieso? Haben sie denn meine Taschen ausgeräumt?"

„Ich habe gestern abend das Geld herausgenommen und Kassa gemacht."

„Mit einem Wort, unser ganzes Geld ist hin?"

Sie gab gar keine Antwort, sondern schluchzte nur lautlos. Später fiel mir ein, daß ich gar nicht zur Polizei gehen kann, um eine Anzeige zu machen, weil ich meine Aufenthaltsbewilligung nicht verlängern ließ, wofür ich sofort fünfhundert Franken Strafe zahlen müßte. Die gestohlenen Sachen werden ohnehin nicht zum Vorschein kommen.

Als ich Céline das sagte, sah sie mich so entsetzt an, als hätte sie die Entdeckung gemacht, daß sie die Frau eines Verbrechers geworden ist, und natürlich auch das nur illegitim. (Überhaupt standen wir außerhalb aller menschlichen Gesetze.)

„Warum hast du die Aufenthaltsbewilligung nicht verlängern lassen? Wie hast du das tun können?"

„Eh bien, — ich hab's vergessen. Als es mir einfiel, war es schon zu spät. Und nun ist es schon so spät, daß man gar nicht mehr darüber diskutieren kann. Besonders jetzt nicht, wo wir nicht einmal einen Bettelstab haben, um ihn ergreifen zu können."

Céline zog eines der Kleider an, die sie den Armen schenken wollte, und begann gedankenvoll im Zimmer spazierenzugehen, da sie weder einen Mantel noch einen Hut hatte.

Gott allein weiß, warum die Räuber alle Schuhe dagelassen haben. Auch ein paar Gnadenstrümpfe befanden sich in einem Winkel des Schranks.

Wie Céline so auf und ab spaziert, sehe ich beim Halsausschnitt ihres Kleides, daß sie ein schönes, spitzenbesetztes Hemd anhat.

„Du hast doch ein Hemd!"

Wortlos trat sie vor mich hin und hob ihr Kleid auf. Sie hatte innen im Kleid ein kleines Spitzentaschentuch angesteckt — das war ihr Hemd.

„Komm her, du Engelchen, und laß dein kleines Märtyrergesicht küssen. Heul nicht! Wirst du dich nicht erkälten?"

„Ich . . . ich . . . habe eingeheizt . . ." weinte sie. „. . . die Einbrecher . . . haben das Holz . . . und die Kohle . . . nicht gestohlen . ."

„Ein Höschen hast du dir nicht gemacht?"

„Das . . . kann . . . ich nicht . . ." weinte sie.

„Hör schon auf zu heulen! Ich mache dir vielleicht aus zwei Taschentüchern von mir eine Hose, aber vorderhand bin ich noch zu nervös dazu. Ein Glück, daß sie meinen Überzieher hiergelassen haben, er ist semmelfarben, wie ein Damenmantel. Den kannst du umnehmen, wenn du unbedingt auf die Straße mußt . . . Jetzt wird es ohnehin bald Frühling . . . Wir werden uns schon etwas ausdenken . . . Ich kann dir vielleicht auch einen Hut aus irgend etwas machen . . . Wenn ich nur nicht so nervös wäre. Wir müssen darüber nachdenken, woher wir uns Geld verschaffen."

„Für heute ist noch verschiedenes da."

„Erstens muß man alle Flaschen zurücktragen, für die wir Einlage gezahlt haben. Dieses Geld brauche ich, um mit der Métro fahren zu können. Im übrigen verlaß dich nur auf mich! Ich werde schon Geld herschaffen."

Céline wollte durchaus wissen, woher, aber das konnte ich ihr nicht sagen, weil ich es selbst nicht wußte. Ich wollte sie nur beruhigen.

Zwölf Flaschen fand sie in der Speisekammer, sie spülte und wischte sie alle aus, in ihrem Armenkleidchen, mit dem kleinen Spitzentuch über dem Busen als Hemd.

Céline ist vom nächtlichen Ereignis sehr mitgenommen. Auch jetzt zittert sie noch am ganzen Leib. Am hellichten Tag muß ich in der Wohnung überall hin mit ihr gehen. — Sogar dorthin.

„Céline, zwölf Flaschen auf einmal zurückzutragen ist zuviel. Erstens werden sich die Kaufleute dagegen auflehnen, denn sie mögen es nicht, wenn man die Einlagen zurückverlangt. Zweitens müssen wir mit den Flaschen sparen."

Céline tat mir so leid, weil sie aus lauter Angst sofort mit allem einverstanden war. Manchmal schauerte sie zusammen. Wenn jemand über den Hof ging, spionierte sie gleich aufgeregt durchs Küchenfenster. Meine süße kleine verwunschene Prinzessin! Wie sonderbar ist unser Leben. Wo ist die frühere überlegene Céline? Die vornehme, parfümierte kleine Dame mit der feinen Zigarette zwischen ihren schönen Porzellanzähnen. Mit dem kleinen Spitzentaschentuch über dem Busen.

„Sei nicht traurig, Céline! Wer weiß, wozu es gut ist, daß alle unsere Kleider gestohlen worden sind. Mich ärgern die vielen Schicksalsschläge, die uns treffen, gar nicht mehr. Glaub mir, sie sind direkt amüsant. Ich lache schon darüber . . . Hahaha."

„Sag, Ypsilon", wandte sie sich plötzlich zitternd zu mir, „wird uns nichts passieren, wenn wir keine Anzeige bei der Polizei machen?"

„Warum? Wir haben doch das Recht, unsere Sachen stehlen zu lassen, wenn es uns gefällt."

Sie seufzte.

Vier Flaschen konnten wir anbringen. Gleich kauften wir uns eine Schachtel Zigaretten.

„Erinnerst du dich noch an den ersten Abend, als du herkamst, Céline? Damals hast du kein Nachthemd gehabt, jetzt hast du nur das. Darin liegt auch soviel Humor!"

„Sag mir lieber, wo du Geld herschaffen wirst?"

„Céline, sei nicht so neugierig. Jetzt mache ich mich auf den Weg." (Herrgott, wohin und zu wem? Ich gehe ja nur, weil ich der Mann bin.)

Zwei Franken waren geblieben, die gab sie mir.

„Ich werde in die kleine Kapelle gehen", sagte sie.

„Geh nicht fort, du wirst dich erkälten."

„Aber sieh nur, wie schön die Sonne scheint. Und ich fürchte mich allein zu Hause. Ich werde nur um ein bißchen Mut beten, dann komme ich gleich wieder zurück und erwarte dich mit dem kleinen Momo. Er hat auch kaum mehr Hanfsamen, du mußt dich sehr beeilen!"

Ich begleite Céline in die kleine Kapelle. Wenn sie nur nicht zu lange bleibt und sich erkältet.

Auf der linken Seite der Kapelle steht eine kleine Nachbildung der Felsenhöhle von Lourdes mit der schneeweißen Marienstatue. Ringsherum brennen Kerzen, die die Gläubigen anzünden. In einer Kassette liegen Kerzen verschiedener Größe, darüber hängt ein Beutel. Wer eine Kerze nimmt, wirft das Geld dafür in den Beutel. (Die Preise sind angeschrieben.)

„Ypsilon, ich kaufe eine Kerze auf Kredit, und wenn wir Geld haben, bezahle ich den lieben Gott."

„Tu das nicht! Lieber gehe ich nirgends hin und wir werfen die zwei Franken in den Armenbeutel." (Das wäre vielleicht das beste.)

„Nein, nein . . . Das will ich nicht."

Vor der Marienstatue fiel mir plötzlich etwas ein: erst nur so, wie man eben in der Verzweiflung alle möglichen Einfälle hat. Dann aber wurde die Überzeugung in mir immer stärker, daß ich zu Célines

Vater gehen müsse. Ich werde kein Geld von ihm verlangen, ich werde nur hingehen . . . Er kann unmöglich noch böse auf mich sein, sonst hätte mir mein früherer Redakteur nicht geschrieben, daß er mich wieder beschäftigen will. Das war sicher auf Veranlassung von Célines Vater geschehen . . . Ich bin der jüngere, ich muß den ersten Schritt tun. Schade, daß ich dem Redakteur einen so frechen Brief geschrieben habe, sonst könnte ich jetzt ihren Vater bitten, mir wiederzugeben, was er mir genommen hat.

„Komm", flüsterte ich Céline zu, die unentwegt betete. Zu Hause kann man auch beten.

„Sofort!"

Ich ging zum Ausgang und drehte mich um. Da sehe ich, daß Céline etwas aus ihrer Handtasche nimmt und rasch vor die Statue hinlegt. Dann schlägt sie ein Kreuz und kommt heraus.

„Was hast du gemacht?"

„Ich?"

„Du hast etwas aus deiner Tasche genommen und vor die Statue gelegt."

„Unterwegs werde ich es dir sagen, aber du wirst es ohnehin nicht verstehen."

„Sag es nur!"

„. . . . ich hab mein Taschentuch hingeworfen. Ich habe noch zwei kleine seidene Taschentücher gehabt, und eins davon hab' ich ihr gegeben. Ich wollte etwas opfern . . . und etwas anderes hab' ich nicht gehabt."

Erschrocken sehe ich sie an.

„Mißversteh mich nicht! Es handelt sich nicht um das kleine Seidentuch . . . Nur um das Opfer. Du kennst doch Anatole France . . ."

„Du bist die Bessere von uns beiden, Céline. Jetzt fühle ich, daß du auch auf Kredit eine Kerze hättest brennen lassen dürfen . . ."

„Nicht wahr? Du darfst mich aber nicht loben, sondern nur lieben."

„Ich bitte dich nur um eins, Céline . . . Fürchte dich nicht, ich komme sofort nach Hause, ich werde mich sehr beeilen. Solange ich aber fort bin, sprich mit dem lieben Gott! Dich versteht er besser. Sag ihm, daß ich gelobt habe, von dieser Stunde an drei Tage lang nicht zu essen, nicht zu trinken und nicht zu rauchen."

„Ich werde mit dir halten."

„Du?"

„Ja, wenn du versprichst, daß du neun Tage lang jeden Morgen mit mir zusammen kommunizieren wirst. Morgen fangen wir an. Wir beginnen eine Novene."

Über die geplante Novene dachte ich ein wenig nach. Neunmal früh aufstehen, spät frühstücken und den ganzen Tag ängstlich darauf achten, daß man keine Sünde begeht, nicht einmal in Gedanken . . . Das ist nicht leicht . . . Aber drei Tage lang werde ich mich ja sowieso in der Enthaltsamkeit üben.

„Gut. Halten wir eine Novene!"

Sie küßte mich lange.

„Gott mit dir! Komm bald wieder."

29. Kapitel

Es war so sonderbar, ins Haus zu gehen, in dem Céline früher gelebt hat: dieselben Stufen hinaufzugehen, über die sie als junges Mädchen ging und kam und die ich bisher noch niemals betreten hatte.

Sie bewohnten den ganzen ersten Stock.

Vor dem Haus war ich zweimal hin- und hergegangen, in der Hoffnung, vielleicht zufällig ihrem Vater zu begegnen. So wäre es viel leichter und weniger peinlich . . . Nein . . . Nein, ich darf die Sache nicht so in die Länge ziehen. Céline fürchtet sich allein zu Hause. Ich ging langsam die Treppe hinauf und läutete. Wie, wenn er nicht allein ist und sagt: ‚Sprechen Sie nur. Was wünschen Sie?' An diese Möglichkeit hab' ich bisher nicht gedacht. Wenn er nur lieber nicht daheim wäre . . . Sicher ist er nicht daheim . . .

Die Glocke schrillte scharf. Niemand kam. Ich machte schon erleichtert kehrt, um nach Hause zu laufen, da höre ich langsame Schritte im Vorzimmer und das Stubenmädchen öffnet die Türe.

„Ich suche Monsieur M."

„Monsieur? Monsieur ist heute vormittag gestorben." Es traf mich wie ein unerwarteter Schlag.

„Gestorben?"

„Ja."

„Wann?"

„Heute vormittag, mein Herr."

Betäubt, verwirrt ging ich hinunter. Auf alles war ich vorbereitet, aber darauf nicht. Auf der Straße stieß ich unversehens an einen Herrn mit einem Regenschirm, der mit rückwärtsgewendetem Kopf vorwärtsging.

„Schlafen Sie nicht auf der Straße!"

Das sagte er noch zu mir. Ja, jetzt kommen die Schicksalsschläge, jetzt wird jeder gegen mich gemein sein.

Auf der dritten Seite des größten Nachmittagsblattes stand ein langer Artikel über Célines Vater. Er war an Gehirnblutung gestorben. Das Blatt hob hervor, daß er ein hervorragender Politiker gewesen war, der seinen Prinzipien stets treu blieb. Am Tag vor seinem Tode hatte dieser behende, besonders fähige, ausgezeichnete Mann noch lange Verhandlungen mit seinen Parteigenossen gepflogen. Man hätte mit Recht noch viel von ihm erwarten dürfen.

Das ungefähr stand darin.

„Das ist ein belgischer Sou", sagte der Kassierer der Métro, als ich ihm das Fahrgeld hinlegte. „Sie könnten wissen, daß er ungültig ist."

„Ich wußte es nicht", sage ich und nehme ihn zurück.

Wozu soll ich ihm sagen, daß ich ihn gerade vorhin beim Herfahren und just auf der Métro bekommen habe? Er würde mir ja doch nicht glauben. Gott prüft mich schwer.

Ich höre noch, wie der Kassierer zu jemandem sagt:

„Der hat mich mit einem belgischen Sou beschwindeln wollen. Und wie ich es bemerkt habe, hat er mich noch dazu angegrinst."

Was soll ich tun, um bei den Menschen keinen Anstoß zu erregen? Heute kann ich machen, was ich will, alles geht schlecht aus.

Ich gehe mit großen Schritten heim. In den Seitengassen laufe ich sogar, aber in den Hauptstraßen nicht. Es könnte am Ende einem Wachmann einfallen, mich zu fragen, warum ich laufe? Dann verlangt er, daß ich mich ausweise, und meine Aufenthaltsbewilligung ist nicht verlängert. Heute muß ich mit jeder Möglichkeit rechnen.

Unterwegs — der Einfall kam mir ganz plötzlich — verpfändete ich meinen Überzieher. Erst wollte man ihn gar nicht nehmen. Dann bekam ich nach langem Bitten für meinen Überzieher, der tausend Franken gekostet hat, fünfzig Franken.

Céline wartete schon hinter der Tür auf mich.

„Wo hast du deinen Überzieher gelassen?"

»Ich war bei deinem Vater", schnitt ich alle weiteren unangenehmen Fragen ab.

„Bei meinem Vater? Er hat sich doch gewiß nicht einmal in ein Gespräch mit dir eingelassen."

„Nein, Céline."

„Das habe ich ja gewußt."

„Du darfst aber nichts Schlechtes mehr von ihm denken. Der Arme ist heute vormittag gestorben."

Sie sah mich an, als verstehe sie mich nicht.

„Gestorben?" . . .

Sie schrie nicht, sie jammerte nicht. Sie stand nur da und konnte kaum atmen.

„Ich habe meinen Überzieher verpfändet, damit du einen Kranz kaufen kannst. Komm, wenn du deinen Vater sehen willst. Ich gehe mit dir."

In den Blumenhandlungen kosteten die Kränze aus lebenden Blumen weit mehr als fünfzig Franken. Nur die Kunstblumenkränze waren billig, aber die sind sehr geschmacklos. Wir konnten nur einen Blumenstrauß kaufen.

„Welche Blumen hatte dein Vater gern, Céline?"

„Weiße Rosen", sagte sie und eine große Träne rollte über ihre Wange.

Wir kauften für fünfunddreißig Franken einen kleinen Strauß weißer Rosen.

Im großen Salon stand schon der Sarg. Ein mächtiges schwarzes Bahrtuch war darüber gebreitet, die Enden fielen auf den Teppich. Eine Menge riesiger vergoldeter Kandelaber standen nebeneinander aufgereiht.

Céline schien das alles nicht zu bemerken, sie ging langsam durch die Zimmer. Wir kamen durch vier mächtige Räume, überall die Spuren des Reichtums: große Gemälde, seidengepolsterte Fauteuils, antike Möbel, Perserteppiche, teure Porzellane, Palmen und Bücher. Besonders viel Bücher.

Sie blieb vor einer Tür stehen und öffnete sie langsam.

Das Zimmer war ganz finster. Céline dreht das Licht an und bleibt regungslos auf der Schwelle stehen. Auf dem Bett liegt ihr Vater, ausgestreckt, die Arme an den Körper gepreßt. Kein Kruzifix, keine Blumen, nur tiefe, große, bedrückende Stille.

Ich hatte gedacht, daß Céline vor Schmerz zusammenbrechen würde, sie vergießt doch über jede Kleinigkeit Tränen. Aber nein. Sie tritt langsam näher zum Toten, kniet nieder und sieht ihn mit seitlich geneigtem Kopf, unendliche Wehmut in den Augen, lange an. Sie beißt auf ihre Lippen und die Tränen kollern eine nach der anderen über ihre Wangen. Lange kniet sie dort und betet. Ich stand neben ihr und wagte nicht, sie zu stören. Ihr Kleid hatte sich verschoben und der Rand des kleinen Spitzentuches guckte hervor, als sie so vor dem großen Politiker kniete, der seinen Prinzipien stets treu geblieben war.

Céline stand langsam auf, neigte sich über die starre Hand des Toten und küßte sie.

Merkwürdig, wie still und stumm Céline ist. Sie öffnet ihre Handtasche, nimmt ihr Notizbuch heraus, reißt ein Blatt ab und schreibt mit Bleistift meinen Taufnamen darauf, nachher: ‚und Céline'.

Das Papier steckt sie in die Rosen und legt sie erst auf die Brust ihres Vaters, dann nimmt sie sie fort und legt sie zu seinen Füßen, aber auch von da nimmt sie sie weg und legt die Blumen auf den Teppich vor dem Bett.

Dann steht sie auf, schwankt ein wenig und flüstert:

„Komm, gehen wir rasch fort!"

Im Herrenzimmer blieb sie vor dem Schreibtisch ihres Vaters stehen.

„Ich will ein Andenken an meinen Vater mitnehmen", sagte sie und trat näher hin. Aber im selben Augenblick sprach jemand hinter ihr:

„Das ist nicht gestattet."

Es war ein dünnes, kleines Männchen mit energischer Miene. Wie es schien, kannte ihn Céline auch nicht, denn sie sagte zu ihm:

„Ich möchte irgendein Andenken an meinen Vater mitnehmen, Monsieur."

„Das ist nicht erlaubt. Übrigens kenne ich Sie gar nicht."

„Laß das, Céline", flüsterte ich. „Es hat gar keinen Sinn."

Zu Hause machte sich ihr Schmerz endlich Luft. Sie weinte stundenlang, auf dem Diwan ausgestreckt. Ich versuchte gar nicht, sie zu beruhigen. Es ist gut, daß sie weinen kann, die Tränen erleichtern ihr Herz.

Ich wandere ziellos in der unmöglichen Wohnung herum. Man spricht nur so vom Tod und auf einmal ist er dann da . . .

Gegen Mitternacht beruhigte sich Céline und sagte:

„Heute bin ich wieder einmal dem Leben begegnet."

Ich gab keine Antwort. Heute darf sie Gemeinplätze reden.

Später behauptete sie nachdenklich, daß etwas Schreckliches mit uns geschehen würde. Der heutige Tag kann uns schwerlich noch etwas Erfreuliches bringen. Aber Céline wiederholte ihre Befürchtungen so lange, bis auch ich von panischer Angst ergriffen wurde. Ich schob den Eßzimmertisch vor die Eingangstür, sperrte auch die Schlafzimmertür ab und schob den Diwan vor. Dann kam ich darauf, daß auch das nicht klug war. Unsere Köpfe lagen nun ganz unmittelbar an der Glastür. Es genügte, daß jemand eine Scheibe eindrückte, und schon konnte er uns die Hand um den Hals legen.

Früh schämte ich mich entsetzlich vor Céline, die apathisch und gleichgültig sowohl der nächtlichen, als der morgendlichen Möbelrückerei zusah. Ich hatte eigentlich weniger Angst um mein Leben als um meine letzte Hose.

Dann war es auch mit dem Gelübde so eine Sache.

Am nächsten Morgen, bei Tageslicht, kam mir das gestrige Gelübde reichlich kindisch vor. Ich hätte die Schicksalsschläge männlicher ertragen müssen und mich nicht auf einen Handel mit dem lieben Gott einlassen dürfen. Dann war noch dieser Trauerfall gekommen. Ich konnte es nicht zulassen, daß Céline sich so abquält. Sie hatte nachts kaum geschlafen und früh versäumten wir die Messe. Ich beruhigte Céline damit, daß wir die Novene morgen beginnen würden. Damit war sie noch einverstanden; als ich aber später, so gegen Mittag, erklärte, daß ich das Gelübde aufgebe, war sie sehr entrüstet.

„Dir zuliebe, nur dir zuliebe!" sagte ich.

„Ein Mann muß sein Wort halten. Du bist gutherzig und lieb, aber schwach."

Die Männlichkeit verlangt also, daß ich drei Tage lang nicht esse, nicht trinke und nicht rauche. Die großen Männer der Geschichte haben sicher keine solchen Gelübde abgelegt.

„Céline, ich kann mich nicht mehr genau erinnern, hab ich auch das Rauchen verschworen?"

„Gewiß, auch das."

Céline trug die Folgen meines Gelübdes mit ungleich größerer Seelenstärke als ich. Sie arbeitete, ging und kam, als ob weder Hunger noch Durst sie plagten. Der Durst war das ärgste — vom Fehlen des Tabaks nicht zu reden. Und doch verbrauchten wir Geld. Nicht einmal der schwache Trost blieb uns, daß wir etwas ersparen. Es kam die Gasrechnung und die Rechnung für das elektrische Licht. Als Céline sie bezahlt hatte, blieben uns nur drei Franken übrig.

Aber die Unglücksfälle wollten noch immer nicht enden.

Auf dem Tisch wartete eine Schachtel Zigaretten und eine Schachtel Streichhölzer auf den Ablauf des Gelübdes. Daneben lag ein Blatt Papier mit vielen, vielen geraden, nebeneinandergezogenen Strichen. Jeder dieser Striche bedeutete eine Stunde. Sowie eine Stunde vergangen war, strich ich sofort eine dieser Linien durch. Sonst hatte ich sowieso nichts zu tun.

Das waren schreckliche Stunden. Ich ging hin und her, setzte mich, stand auf, legte mich hin und erhob mich wieder.

Der dritte Fasttag war der unerträglichste. Wenn ich nicht Célines ruhiges, lächelndes Gesicht, ihre unerhörte Seelenstärke vor Augen gehabt hätte, würde ich längst getrunken haben. Ein ganzes Schaff Wasser hätte ich ausgetrunken: mit verglasten Augen, literweise, daß mir das Wasser nur so heruntergeronnen wäre, — berauscht, mit zitternden Beinen, wie ein abgehetztes Pferd.

Welcher Fluch liegt auf uns? Nicht nur die anderen sind uns aufsässig, wir selbst quälen uns auch noch. Diese Plage habe ich ausgedacht. Auf wen darf man sich noch verlassen, wenn man sich selbst nicht mehr trauen kann?

Wie leicht habe ich früher gefastet . . . Warum fällt es mir jetzt so

schwer? In der ersten Zeit des Pariser Elends habe ich es eine ganze Woche ausgehalten — freilich nicht ohne Wasser. Ein Mensch, der an regelmäßige Mahlzeiten gewöhnt ist, kann nicht gut hungern, — nur der, der stufenweise immer weniger und weniger ißt. Oder kann ich nicht mehr fasten, weil ich alt werde? Ich hätte nicht heiraten sollen, das ist es! Neunzig Prozent aller alten Männer sind verheiratet.

Am letzten Abend unseres Gelübdes las Céline die Bibel und sagte dann:

„Ich muß dir eine große Schwäche bekennen."

(Gewiß hat sie insgeheim getrunken.)

„Gesteh nur alles ruhig ein!"

Sie umarmte mich:

„Ich liebe dich."

Ihre Augen glänzten ganz sonderbar.

Ich war sehr enttäuscht. Wenn sie getrunken hätte, könnte ich jetzt auch trinken.

„Céline, erlaube mir ein Glas Wasser anzusehen. Ich schwöre, daß ich es nur ein bißchen ansehen will. Du kannst dabeistehen und es auch ansehen."

Sie öffnete die Bibel und las mit klarer, kräftiger Stimme:

„Gebt ihnen ihre Felder, ihre Weinberge wieder . . ."

Wie ein Wahnsinniger unterbrach ich sie:

„Céline, das bedeutet das Wasser!"

„Warte! Ich lese da nicht weiter. Leg deinen Finger auf irgendeine Seite und wenn die Bibel damit einverstanden ist, kannst du trinken. Ich selbst gebe dir das Wasser. Aber ich trinke nicht, das sage ich dir gleich. Du hast die Gewohnheit, dir Genossen für deine Sünden zu suchen." (Nun sind wir schon so weit, daß Wassertrinken eine Sünde ist.)

„Ich wollte es ja gar nicht trinken, nur ansehen."

„Zum Ansehen gebe ich kein Wasser. Ich kann nur sagen, daß du mich sehr betrübst."

Auch am vierten Morgen gingen wir zur Messe. Nachher lief ich allein voraus nach Hause, um zu trinken. Herrgott, Wasser trinken! Ob ich genug werde trinken können? Ich habe Angst, daß nicht genug Wasser da sein wird. Nachts hatte ich so einen Traum . . .

Es war ganz, wie ich es mir vorgestellt hatte: Das kalte Wasser lief mir wirklich den Nacken hinunter.

Als Céline heimkam, rauchte ich schon in vollen Zügen.

„Es war doch gut, daß wir das Gelübde gehalten haben", rief ich ihr entgegen.

Céline ging in der Wohnung hin und her und brachte das Frühstück. Im Handumdrehen habe ich's verschlungen. Ich rauchte schon die vierte Zigarette. Was weiter mit uns werden sollte, kümmerte mich nicht.

Céline kam wieder ins Zimmer und legte sich auf den Diwan, die Bibel in der Hand.

„Was soll das heißen? Rauchst du nicht?" verwunderte ich mich.

„Noch nicht. Erst Mittag."

„Mittag? Warum Mittag? Hast du vielleicht auch noch kein Wasser getrunken?"

„Nein."

„Warum nicht?"
„Ich habe gelobt, bis Mittag auszuhalten."
„Mein Gott! . . . Mein Gott! . . . Warum hast du das gelobt? . . . Ich wollte gleichzeitig mit dir trinken."
„Lüg nicht, Ypsilon, du bist doch voraus nach Hause gelaufen. Du wolltest nicht mit mir durchhalten."
„Wenn ich das gewußt hätte, würde ich auch gewartet haben . . . ich habe geglaubt, du kommst gleich . . . ich dachte . . ."
Plötzlich fühlte ich, daß Céline sich von mir losgerissen hatte.
„Warum hast du gelobt, bis Mittag zu warten?"
Ein wundervolles Licht strahlte aus ihren Augen, als sie die ganz unverständliche Antwort gab:
„Damit mein kleines Taschentuch wächst."
„Wie?!"
„Gott wird mir ein Hemd und ein Kleid schenken . . . für das kleine Taschentuch . . . darum . . ."
„Gott wird dir ein Hemd schenken?"
„Ja", sagte sie mit wilder Inbrunst. „Noch heute."
Wenn sie nur das nicht gesagt hätte!
Céline ist verrückt geworden. Sie hat den Verstand verloren und das alles ist nur die Ausgeburt meines eigenen verdrehten Gehirns.
„Schau, Céline! Siehst du diese Zeichnungen? Mit denen werde ich Glück haben und dann kaufe ich dir Wäsche und Kleider."
„Du?" sagte sie und machte ein Mäulchen.
„Trink sofort und iß einen Bissen. Jetzt gibt es kein Gelübde mehr."
„Nein."
„Du schuldest mir Gehorsam."
„Darin nicht."
„Wirst du mittags nicht sagen: Am Abend?"
„Nein. Dann tue ich, was du verlangst."
„Na gut, warten wir den Mittag ab. Wenn du mittags nicht gehorchst, sterbe ich hier vor deinen Augen an Durst. So wahr mir Gott helfe! Aber rauchen werde ich", setzte ich rasch hinzu.
Sie küßte mich und erklärte: daß ich heute morgen ohne sie nach Hause gelaufen bin, um zu trinken, hätte ihr Vertrauen in meine Liebe erschüttert. Darauf sagte ich, daß ich mich nachträglich selbst nicht mehr verstehe und die Sache jetzt von einem ganz anderen Standpunkt aus betrachte. Einerlei, sagte sie, die Hauptsache ist, sie weiß jetzt, daß ich sie doch liebe.
Um dreiviertel zwölf wurde energisch an die Tür geklopft.
„Mach dem lieben Gott die Tür auf!"
„Nein! Ich mache dieses Theater nicht mehr mit!"
Da öffnete sie selbst die Tür und ich harrte gespannt der Ereignisse.
Nach kurzer Zeit kam sie mit einem „Petit bleu", einem Rohrpostbrief, zurück.
Erregt riß ich ihn auf und las:

»Monsieur et cher confrère,
je vous serais très obligé de passer me voir à mon bureau dans la journée de quatre à six.

Je voudrais m'entretenir avec vous au sujet de dessins pour les deux journaux que je dirige.

Recevez, je vous prie, Monsieur, l'expression de mes sentiments distingués."

Das heißt also, daß ich den Unterzeichneten, einen allseits bekannten französischen Redakteur (nur ich kenne ihn nicht) sehr verbinden würde, wenn ich ihn heute nachmittag zwischen vier und sechs Uhr aufsuche. Er hat zwei Zeitungen und für die braucht er Illustrationen. Darüber will er mit mir sprechen, et cetera.

Und das wird mir per Eilbrief mitgeteilt! Man ruft mich zu den Zeitungen, wie einen berühmten Professor zu Schwerkranken.

Ich stehe mit dem Pneu in der Hand da und sehe einmal den Brief und einmal Céline an, die aus ihrer früheren Ruhe in eine hemmungslose Tollheit übergegangen ist. Sie weint und lacht, sie drückt die Bibel an ihr Herz, dann küßt sie sie wie wahnsinnig und sagt unaufhörlich: „Ich hab's gewußt! Ich hab's gewußt!"

Dann sprang sie kriegerisch auf mich los:

„Wagst du zu leugnen, daß es ein Wunder ist?"

Darauf kniete sie vor mir nieder und sagte flehend, mit tränenvollen Augen:

„Erlaube mir doch, daß ich bis heute abend das Gelübde halte. Aus Dankbarkeit will ich es tun!"

„Ich kann es dir nicht erlauben, Céline. Wenn das Gottes Wille wäre, würde er jetzt nicht mein Herz verhärten. Du bist mir Gehorsam schuldig. Komm und folge mir!"

In der Küche füllte ich ein großes Glas mit frischem Wasser und befahl energisch:

„Trinke das!"

Das Glas in ihrer Hand zitterte, als sie es in einem Zug leerte.

Sie bebte am ganzen Körper und leckte sich die Lippen. Mit ihren Blicken verfolgte sie jede meiner Bewegungen.

„Willst du noch Wasser? Wage nicht, nach einem solchen Wunder zu lügen!"

Sie flüsterte liebevoll:

„Ja, ich möchte noch . . ."

„Und jetzt rauche eine Zigarette!"

Zweifellos, es war ein Wunder geschehen. Ich kenne keine der beiden Zeitungen. Das heißt, von der einen weiß ich, daß sie ein sehr verbreitetes politisches Wochenblatt ist, bei dem ich bisher noch nie mein Glück versucht habe.

Gegen vier Uhr sagte Céline:

„Kauf mir nur zwei ganz einfache Hemden. Ich kann immer eines auswaschen, wenn ich das andere anziehe. Auch für dich kaufe vorderhand bloß zwei."

„Sag, bis du närrisch? Wir wissen ja noch gar nicht, ob aus der Sache etwas wird."

„Du ungläubiger Thomas!"

„Na schön. Aber heute kommt es doch nur zu Verhandlungen!"

„Warum sagst du das? Laß mich doch daran glauben. Der Glaube kann Berge versetzen."

„Ich mußte dir das sagen. Wenn wir einig werden, zeichne ich die Illustrationen, trage sie selbst in die Redaktion, dann weist man mir das Geld an. Darüber vergehen Tage. Es kann aber auch sein, daß die Leute nur am Ersten zahlen oder auch erst nach Erscheinen. Es ist schon vorgekommen, daß Zeichnungen erst nach zwei Jahren erschienen sind. Von diesem Brief aus können wir noch immer ruhig verhungern."

Céline war ganz bestürzt, aber dann meinte sie, daß ihr Vertrauen trotz alledem fest bleibe. Sie habe schon früh in der kleinen Kapelle gefühlt, daß uns eine Schicksalswendung bevorstehe. Es war ihr, als habe eine Stimme ihr zugeflüstert, sie solle noch bis Mittag fasten, dann erleben wir bestimmt eine große Freude.

„Komm schnell zurück. Warte, ich begleite dich ein Stückchen und gehe auf einen Augenblick in die Kapelle."

Gottlob, Céline ist nicht wahnsinnig geworden!

30. Kapitel

DIE Redaktion war in der Nähe der Oper, in einer vornehmen Straße.

Der Chefredakteur, ein kleines, ziemlich fettes Männchen, empfing mich mit außerordentlicher Höflichkeit.

Er bot mir Platz an und läutete seiner Sekretärin.

„Suchen Sie bitte die Zeitungen heraus!" sagte er ihr.

Die Sekretärin brachte zu meiner größten Überraschung eine meiner Illustrationen. Sie war in der letzten Nummer jenes Blattes erschienen, das mich auf Veranlassung von Célines Vater hinausgeworfen hat. (Friede seiner Asche.)

„Ich habe die Zeichnung ausschneiden lassen, weil sie mir sehr gut gefiel", sagte der Chefredakteur.

Es war eine Zeichnung der Pariser Börse. Eine Menschenmenge, Kopf an Kopf. Wertpapiere in der Luft — Hände strecken sich nach ihnen aus — ein Knäuel Männer, die sich gegenseitig würgen, niederschlagen, auf den Kopf treten, in den Magen stampfen. — Vorne auf der ersten Stufe der Treppe erschießt sich jemand. Mit einem Wort, eine tobende Menge mit der Überschrift: „Der Mensch ist die Krone der Schöpfung."

„Solche Zeichnungen brauchen wir für das politische Wochenblatt, aber hauptsächlich für die neue Zeitung, die ich jetzt gegründet habe. Für die brauche ich vor allem eine Titelzeichnung. Es muß etwas sehr Originelles sein. Alles ist sehr dringend. Und nun zur finanziellen Seite der Angelegenheit."

Vorsichtig bringe ich aus ihm heraus, daß er bisher zweihundert Franken für ein Titelblatt gezahlt hat. (Fünfzig wenigstens verschweigt er da.) Und zwanzig für die kleineren Zeichnungen. Er kalkuliert, ich ebenfalls. Es ist wie eine Schachpartie.

„Ich verlange fünfhundert für eine Titelzeichnung und fünfzig für die kleineren Zeichnungen." (Abhandeln kann er ja noch immer.)

„Ist das nicht ein bißchen zu viel?"

(Eigentlich wollte ich vierhundert sagen, die fünfhundert sind mir bloß so herausgerutscht.)

„Leider ist das Leben sehr kostspielig. La vie est chère." (Eine weise Bemerkung; das sagen die Leute immer, wenn ihnen nichts Gescheiteres einfällt.)

„Abgemacht, aber eine Bedingung stelle ich: Für Blätter ähnlichen Genres dürfen Sie nicht arbeiten."

Mein Gott, könnte ich denn, wenn ich auch wollte?!

„Dann bitte ich um einen Vorschuß."

„Ausnahmsweise will ich Ihnen fünfhundert Franken Vorschuß geben . . . sonst tun wir das nie. Wann bekomme ich die Zeichnungen?"

„Morgen."

Die Sekretärin ist eine junge Blondine. Sie hat zwar eine große Nase, gehört aber zu jenen Pariserinnen, mit denen man nur ein paar Worte zu wechseln braucht, um ihre große Nase zu vergessen . . . Sie hat eine schöne, samtweiche Altstimme und gibt mir die Maße des Titelblattes mit solcher Begeisterung, daß ich sie dafür fast geküßt hätte, ohne in sie verliebt zu sein. Aber sowas glauben einem die Frauen leider nicht.

Das ist ausschließlich ihr Privileg.

•

Mit einer großen Pappschachtel langte ich zu Hause an.

Céline öffnete mir erschrocken die Tür.

„Momo, der liebe Gott hat dir sechs Hemden geschickt. Wie gehts dir, mein Schatz?"

„Bist du verrückt?"

„Ich wollte nur zwei kaufen, aber Gott hat es nicht erlaubt. Er sagte: Mein Sohn, ich habe dieses kleine Mädchen sehr lieb. Sie braucht wenigstens sechs Hemden und von ganz billigen kann keine Rede sein."

„Wieviel Geld hast du bekommen?"

„Du, morgen kriege ich noch ungefähr tausend Franken. Und jede Woche ebensoviel. Stell' dir vor, das Blatt wird jetzt in die Welt gesetzt und ich stehe allein an seiner Wiege . . . Da schauen monatlich Dreitausend heraus."

„Mein Gott, ich kann ein Kind kriegen. Der kleine Ypsilon darf zur Welt kommen!"

„Spring nicht so viel herum! Ich mag's nicht, wenn Familienmütter herumtanzen. Nimm ferner zur Kenntnis, daß wir aus dieser Wohnung ausziehen. Ich will ein Mahagoni-Arbeitszimmer haben. Und bevor wir ausziehen, lassen wir einen neuen Schornstein bauen, am Tag des Auszugs. Sowas war noch nicht da. Das ganze Haus wird staunen! Tagelang werden sie nicht schlafen können, diese schmutzigen, charakterlosen . . ."

„Schimpf doch nicht!“

„Und jetzt möchte ich ein fürstliches Nachtmahl vorgesetzt bekommen. Nachher gehe ich ins Kino, mit der vollkommensten Frau der Welt.“

„Mit wem?“

„Mit dir, du Gans! Und Wein will ich haben! Und hundert Kerzen auf dem Tisch!“

„Sag, bist du ganz übergeschnappt?“

31. Kapitel

ICH glaube, daß Céline mit ihrem Zustand Mißbrauch treibt. Ich habe sie leider ermuntert, frei herauszusagen, wenn sie besondere Wünsche hat.

Im dritten Monat mußte ich mitten in der Nacht um Kokosnüsse laufen. Erschrocken rannte ich herum, denn ich hatte gehört, daß das Kind ein Muttermal bekommt, wenn sich die Mutter in diesem Zustand vergeblich etwas wünscht.

Ich will eine kleine Tochter haben. Das wäre mir lieber, weil die Mädchen mehr und länger an den Eltern hängen als die Jungen.

„Das Kind wird dir sehr ähnlich sehen“, meinte Céline.

„Sag das nicht, sonst werde ich sehr traurig. Ich wünsche uns ein kleines Mädchen und ein Mädchen soll schön sein.“

Man muß auf Céline sehr achtgeben, denn sie ist ungeschickt. Sie stolpert oft und ich zittere immer davor, daß sie fällt.

Es war schon im Sommer, als sie erschrocken meinen Arm anfaßte — wir lagen zu Bett und lasen beide.

„Es hat sich bewegt.“

„Was?“

„Der kleine Ypsilon hat sich bewegt.“

„Jetzt? Bei Nacht? Weißt du das ganz bestimmt?“

„Er strampelt so unruhig! Gewiß wird er dir sehr ähnlich sein!“

„Warum schaust du nicht immerfort die schönen Kinderbilder an, die ich dir direkt für diesen Zweck gekauft habe?“

Diesen Sommer wollte Céline nirgends hinfahren. Reisen in ihrem Zustand sind nicht angezeigt.

„Warum hast du das nicht früher gesagt? Wir hätten die Wohnung kündigen sollen, du weißt, man muß es drei Monate früher tun. Jetzt reisen wir nicht und können auch nicht umziehen.“

„Macht nichts, um so mehr Geld bleibt für das Baby.“

Je näher der große Tag kam, um so lebhafter bewegte sich das Kind. Später glaubten wir auch, schon seinen Herzschlag zu hören.

Céline war es kaum anzumerken, daß sie eine Mama werden sollte.

„Na, du wirst ein Kind wie eine Haselnuß haben!“

„Über mein Kind hast du keine Witze zu machen! Das verbiete ich dir!“

Ich freute mich auch darüber, daß sie sich so verändert hatte: So energisch war sie geworden.

Oft wunderte es mich, daß wir beide nun Eltern wurden. Auf einmal kommt so ein kleines Kind und man muß ernst werden.

Wie gut, daß Céline schon ernster geworden ist.

Aber auch ich nahm die Sache sehr ernst. Ich hatte schon eine Menge einschlägiger Bücher angeschafft. Zum Beispiel:

„Das glücklichste Alter."
„Die Mutterschaft."
„Mutter und Kind."
„Zielbewußte Erziehung."
„Wie kommen wir den Kindern näher?"
„Das Seelenleben des Kindes."

Auch ABC-Bücher hatte ich schon und Spielsachen. Eine kleine Eisenbahn, ein Würfelspiel, bewegliche Spiele, Puppen. Wenn ich in einem Schaufenster ein hübsches Spielzeug sah, kaufte ich es sofort.

Die Baby-Ausstattung besorgten wir natürlich schon, als Céline im dritten Monat ihrer Schwangerschaft war.

Überhaupt kauften wir so viel ein, daß das Kind bis zu seinem dritten Jahr vollständig versorgt war. Für weiter hinaus konnten wir nicht sorgen. Unsere Liebe hätte natürlich weiter gereicht, aber vom dritten Jahr an muß man doch wissen, ob das Kind ein Bub oder ein Mädel ist. Wenn es ein Bub ist, muß es Hosen bekommen, wenn's ein Mädel ist, Röcke.

„Was ist das? Was hast du gebracht, Ypsilon?"

„Eine kleine Laterna magica, damit kann das Kind Bildchen auf die Wand werfen und sich darüber freuen. Wir müssen unser Baby sehr liebhaben, Céline."

Im letzten Monat war ich schon ganz verrückt vor lauter Laufereien. Das war aber meine Schuld. Ich hatte Céline schwören lassen, daß sie mir im Interesse des Kindes jeden ihrer Wünsche aufrichtig und augenblicklich gesteht, und wenn sie noch so seltsam wären.

Céline hatte phantastische Wünsche. Von Speisen will ich gar nicht reden. Wünsche dieser Art erriet ich ungefähr im vorhinein und konnte mich rechtzeitig eindecken, um nicht nachts herumlaufen und bei Kellnern Bittgesuche einreichen zu müssen. Aber neuestens hat Céline erschreckende Wünsche: Einmal will sie schwarzen Samt streicheln, ein anderes Mal grüne Seide sehen.

„Du, wenn du mich nächstens mitten in der Nacht weckst, daß ich dir einen neuen Hut kaufen soll, hast du den Gipfel der Mutterschaft erreicht. Du treibst Raubbau mit meinen Vatergefühlen."

Im letzten Monat kam ich aus der Angst überhaupt kaum heraus. Nicht unbegründeterweise. Eines Nachmittags geschah etwas Schreckliches.

Céline stand vor dem Vogelbauer und betrachtete den kleinen Momo, ohne auch nur die Hand zu bewegen. Plötzlich fiel sie rücklings nieder.

„Was hast du gemacht, Wahnsinnige?"

„O weh, ich bin gefallen."

„Das sehe ich. War dir schwindlig?"

„Nein."

„Sowas hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen: Daß jemand stehend umfällt."

„Ich habe mein Gleichgewicht verloren. Das könntest du doch wissen, daß sich mein Gleichgewicht verschoben hat, und das vergesse ich manchmal."

Ich legte sie sofort ins Bett und wagte ihr gar nicht zu sagen, was für schreckliche Gedanken ich mir machte.

Abends mußte ich den Arzt holen, denn Céline fühlte sich nicht wohl.

Der Doktor beruhigte mich, es sei alles in Ordnung. Solange sich das Kind bewege, sei alles gut.

Und das Kind bewegte sich — es bewegte sich, als ob es närrisch geworden wäre.

Der Arzt belehrte mich auch über die ersten Anzeichen.

32. Kapitel

Es war ein Knabe und lebte nur zwei Wochen. Ich kann ihn nie mehr um Verzeihung bitten, daß ich beim ersten Anblick eine große Enttäuschung fühlte. Sein Gesicht war faltig und rot, der Kopf länglich, die Augen drückte er fest zusammen, die Finger sahen aus wie Würmer . . .

Das Schrecklichste war, daß er mir glich. Besonders von der Seite betrachtet.

Ich hätte Céline erwürgen können, die mit einem überirdischen Lächeln um die Lippen dalag und fragte:

„Nicht wahr, er sieht dir ähnlich?"

„Der Kopf des Kindes ist ganz rot. Was bedeutet das? Hast du schon die Ärzte gefragt?"

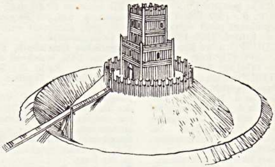
„Sie sagen, es ist nichts, das vergeht schon, jedes Kind ist so."

Auf dem Korridor des Sanatoriums waren viele Türen, jede führte in ein kleines Zimmer. In jedem lag eine Mama mit ihrem Säugling. Einige Türen standen offen, weil es drinnen zu warm war. Der rote Fleck auf dem Schädel unseres Kindes ist nicht natürlich. Er hat eine Form wie eine Kardinalsmütze.

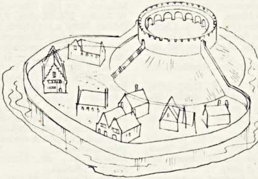
Das muß entweder ein riesiges Muttermal sein (vielleicht hat sich Céline doch einen neuen Hut gewünscht), oder die Ärzte sind gewissenlos. Es kann nicht sein, daß jedes Kind so einen großen roten Fleck auf dem Kopf hat. In den medizinischen Büchern, die ich gelesen habe, steht nichts davon. Ich werde mir andere Kinder ansehen, ob die auch so sind. Ich will so tun, als ob ich mich in der Zimmertür irrte (einige Türen stehen ja ohnehin offen). Nach der Mutter sehe ich gar nicht hin, sondern gehe gleich zur Wiege und erst, wenn ich mir den Schädel des Kindes genau angesehen habe, blicke ich auf und entschuldige mich.

Ich habe mir also drei kleine Kinder angesehen.

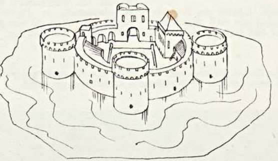
Es war furchtbar. Hätte ich es doch lieber nicht getan! Eins sah aus wie das andere, das andere wie das eine und alle zusammen sahen genau so aus wie meins.



Eine der ersten Burgen, wie sie noch auf dem Teppich von Bayeux zu sehen sind.



Wohnsiedlung mit einer Ringmauer umgeben, von der man zu dem erhöht liegenden Torhof fliehen konnte.



Wasserburgen wurden auf einem künstlichen Hügel errichtet.

ählten Abgeordneten, der Bundesrat ıs Vertretern der Landesregierungen ıach Bev.Stärke gestaffelt). *egierungen d. B.:* 1949–1966 CDU-eführte Koalitionen unter Adenauer bis 1963) u. Erhard; 1966–1969 gr. oalition CDU/SPD unter Kiesinger, 969–1982 SPD/FDP-Reg. unter randt (bis 1974) u. Schmidt; seit 982 CDU/FDP-Koalition unter Kohl.

undesverfassungsgericht (BVG), erfassungsorgan d. Judikative. Aufaben: Kontrolle d. Gesetzgebung auf ereinbarkeit mit d. Grundgesetz *Normenkontrolle)*, Entscheid. bei treitigkeiten anderer Verfassungsorane u. Verfassungsbeschwerden v. ürgern. Zwei Senate. Sitz Karlsruhe.

undeswehr, Bez. d. 1955 aufgestellen Armee d. BRD. Die B. ist d. IATO unterstellt. Teilstreitkräfte: Heer, Marine, Luftwaffe. Die B. ist ine Wehrpflichtarmee mit einer Stäre v. 370.000 Mann.

unsen, Robert (1811–1899), Chemier, Begr. der Spektral- und Gasanase, erfand das *B.element* und den *.brenner.*

untsandstein, roter Sandstein der riasperiode.

urckhardt, 1) Carl J. (1891–1974), chweiz. Historiker, Präs. des Int. Roen Kreuzes; 2) Jacob (1818 bis 1897), unsthistoriker, *Kultur der Renaissane in Italien.*

uren, ndl. Kolonisten der Kapkoloie seit 1652, 1835 der große Treck, Gründung von Oranjefreistaat und Transvaal, im *B.krieg* Versuch, Unabängigkeit von England zu erlangen, 909 innerhalb der Südafr. Union leichberechtigt. Sprache: *Afrikaans.*

urgenland, östr. Bundesland am Rand der O-Alpen. Kam 1921 durch len Friedensvertrag von St-Germain u Östr.

ürger, urspr. Inhaber des B.rechts, ıach Ausgang des MA Stand zwichen Adel und Bauern, später Gegensatz zum Arbeiterstand. Heute jeder wahlberechtigte Staats-B. (in der BRD meist ab 18 J.) unter der Voraussetzung, daß die *bürgerl. Ehrenrechte* nicht aberkannt wurden (z. B. bei Gefängnisstrafen).

Bürgerliches Gesetzbuch, BGB, seit 1. Januar 1900, bestehend aus Allgemeinem Teil, Recht der Schuldverhältnisse, Sachen-, Familien- und Erbrecht.

Bürgschaft, ein schriftl. Vertrag mit der Verpflichtung, dem Gläubiger eines anderen für eine Verbindlichkeit einzustehen.

Burgtheater, Wiener Staatstheater, 1741 gegründet, ursprünglich Theater an der Burg.

Burgund (frz. Bourgogne), Landschaft in SO-Frankreich, wicht. Weinanbaugebiet.

Burkina Faso, »Land d. ehrbaren Männer«, vor 1984 *Obervolta*, Rep. in W-Afrika, 274.200 qkm, 9,4 Mill. E. (Mossi, Bobo u. a.) Hptst. *Ouagadougou (Wagadugu)*. Staatsspr. Franz u. Volta-Semi-Bantu-Sprachen. Hochfläche, Inselberge, Tropenklima. *Wirtsch.*: rückständige Landwirtschaft (Mais, Hirse, Reis, Bohnen, Maniok, Baumwolle, Erdnüsse, Viehzucht), Ausfuhr v. a. Gold u. Baumwolle. *Gesch.*: 1896 frz. Kolonie, zeitweilig zwischen Elfenbeinküste, Frz. Sudan u. Niger aufgeteilt. 1960 unabhängig, Präsidialrepublik mit wechselnden Militärregierungen.

Burleske (it.), die, Darstellung von grotesker Komik.

Burma (Birma) → Myanmar. S. 1948 unabh. Rep. in Hinterindien, 676.552 qkm, 40,8 Mill. E. Hptst. *Rangun.* Gebirge (Himalaja-Ausläufer), tropisches Monsunklima. *Wirtschaft:* Reis, Holz, Baumwolle.

Burnus, der, Wollmantel d. Beduinen.

Burschenschaft, in Freiheitskriegen entstandener Verband von Studenten mit großdt. Zielsetzung. Farben

Mit der Hagia Sophia, die unter Justinian I. im 6. Jh. in Konstantinopel gebaut wurde wurden die Grundlagen für die byzantinische Kirchenbaukunst gelegt.

Zweifellos ist unser Kind vertauscht worden. Mein Verdacht war dadurch noch bestärkt, daß die Wärterinnen immer je zwei Kinder über den Korridor trugen, um sie zu baden und zu wiegen.

Céline versuchte umsonst, mich zu beruhigen.

„Er hat ein kleines Bändchen um das Handgelenk, da steht sein Name darauf. Auch, daß es ein Bub ist."

„Wäre ich nur hier gewesen, als du geboren hast, dann hätte ich ihn gleich bezeichnet. Jetzt trägt er vergebens das Armband. Sie konnten sich schon irren, als sie es ihm umlegten."

Übrigens hat das Kind normales Gewicht. Es war nicht so klein, wie man es vermutet hätte, da man Céline erst im letzten Monat ihre Schwangerschaft anmerkte.

Der Verdacht, das Kind sei vertauscht worden, war manchmal stärker, manchmal schwächer. Ich lief täglich zweimal ins Sanatorium.

Die Haut des Kindes wurde glatt und rein, es öffnete die Augen und war ganz hübsch. Céline behauptete sogar, daß es lächle. Das sei ganz ungewöhnlich in diesem Alter. Céline fängt schon an! Aber wie es scheint, habe ich mich an das Kind bloß gewöhnt, deshalb kommt es mir so schön vor. Wir werden typische Eltern sein. Wie immer ich die Sache ansehe, die anderen Säuglinge sind um nichts schöner geworden. Unserer ist der Schönste. — Aber darüber darf man nicht sprechen.

Er hat schöne, strahlende braune Augen. Sehen kann er noch nicht. Nur sehr helles Licht bemerkt er.

Im Alter von neun Tagen wurde er krank. Sie sagten, er habe sich erkältet. Er wollte nicht trinken und schlief nur immerfort. Man mußte seine kleinen Hände rütteln, um ihn aufzuwecken. Dann weinte er bitterlich und auch Célines Augen schwammen in Tränen.

Das Kind nahm ununterbrochen ab. Es bekam die Muttermilch aus einem kleinen Glas und Sauerstoff aus einem Ballon zugeführt.

Am letzten Tage konnte er schon sehen. Bevor er starb, sah er Céline staunend an: mit einem kummervollen Blick.

Was für ein trauriges, kurzes Leben das doch war. Erst konnte ich ihn nicht gleich liebhaben, dann mußte man seine kleinen Hände rütteln, damit er nicht schlafe. — Und schließlich starb er eines Nachts, fern von Céline, den Erstickungstod.

Ich habe ihn niemals in meinen Armen halten dürfen. Ich weiß, es gibt viel schwerer wiegende Dinge, es war aber doch eine große Ungerechtigkeit.

Ich war ganz allein bei seinem Begräbnis. Man hatte ihn in der Kirche aufgebahrt, zwischen Blumen und flammenden Kerzen. Die Orgel brauste, im Sanatorium lag Céline in einer Nervenkrise. Man mußte sie Tag und Nacht bewachen, weil sie um jeden Preis auf den Friedhof wollte.

Wo der Leichenwagen vorbeikam, stockte der Verkehr. Die Leute nahmen ihre Hüte ab, Polizisten salutierten. Wie beim Begräbnis eines Erwachsenen.

Vor dem Friedhofstor trat der Aufseher auf mich zu und fragte, ob dies das Begräbnis des Herrn X. sei. (Er nannte meinen Namen.)

„Ja."

Zum ersten- und zum letztenmal wurde mein Sohn Monsieur genannt.

Aus dem Sanatorium telephonierte man, ich solle sofort kommen, sie könnten mit Céline nicht fertig werden.

Eine Woche lang fürchtete ich um ihren Verstand.

Es waren schreckliche Tage.

Später, als sie schon nach Hause kommen durfte, wollte sie nichts von einer Übersiedlung aus der unmöglichen Wohnung hören.

„Hier habe ich ihn unter dem Herzen getragen und hier will ich bleiben."

Mit Vernunft konnte man bei ihr einstweilen nichts durchsetzen. Sie ging nicht aus dem Hause. Manchmal sah sie stundenlang das Armbändchen und eine kleine braune Locke an (sie hatte sie dem kleinen Toten abgeschnitten, aber nicht vom Stirnhaar, weil man das gesehen hätte). Oft fragte sie, warum man seine kleinen Hände rütteln mußte, damit er weine. Und warum er gestorben sei, ohne zu wissen, daß seine Mutter ihn so sehr geliebt hat.

„Am letzten Tag, als ich ihn im Arm hielt, hat er mich angesehen, als ob er fragen wollte: Warum hast du mich nicht lieb?"

Was hätte ich darauf sagen sollen? Auch mir tat das Herz sehr weh.

33. Kapitel

CÉLINE kränkelt fortwährend. Das heißt, sie ist eine eingebildete Kranke: So hypochondrisch, daß es jede Vorstellung übersteigt. Heute kam sie mit einer neuen Krankheit: Wenn sie sich aufs Herz drückt, fühlt sie einen stechenden Gegendruck. Ich soll ihr sagen, was das ist?

„Herzkrebs, Liebling."

„Was?"

„Ja. Es ist besser, wenn du ein für allemal erschrickst. Vielleicht ist es auch Typhus oder die Beulenpest."

Sie sah mich entsetzt an.

„Leg deine Hand unter die linke Brust! Da klopft's, nicht wahr? Das ist eine furchtbare Krankheit. Denn andere Menschen haben gar kein Herz; aber du entdeckst jetzt mit zwanzig Jahren, daß du eins hast, und darüber soll ich vor Schreck in Ohnmacht fallen."

Am ganzen Abend sprach sie kein Wort mit mir. Ich glaubte schon, ich hätte sie kuriert. Aber am nächsten Tag sagte sie:

„Ich möchte dich um eine große Gefälligkeit bitten, aber ich weiß im voraus, daß du böse sein wirst."

„Lange Einleitungen hasse ich, das weißt du. Sag rundheraus, was du haben willst."

Sie schlug die Augen zu Boden und sagte:

„Horch einmal auf meinen Herzschlag."

Aber die Arme tut mir doch sehr leid.

Am nächsten Tag lag sie auf dem Diwan, beide Hände aufs Herz gedrückt.

„Was fehlt dir?"

„Oh, etwas ganz Unbedeutendes."
„Was ist das Unbedeutende? Tut dir wieder das Herz weh?"
„Ja . . . a . . ."
„Na warte, jetzt gehe ich in die Bibliothek und studiere sämtliche medizinischen Bücher durch. Dann werde ich dir sagen, was dir fehlt."
Zum Bibliotheksbesuch kam's aber nur einmal. Ich entdeckte so schreckliche neue Krankheiten in den Büchern, daß mir der Todesschweiß auf der Stirne stand. Es gibt auch Krankheiten, bei denen man sich ganz wohl fühlt. Plötzlich stößt man einen Schrei aus — und man ist gewesen.

•

Heute früh fühlte sich Céline sehr schlecht.
Sie saß im Bett und bekam keine Luft. Sie sagte, daß ihr Herz zu bersten drohe.
Ich horchte auf ihren Herzschlag. Es hämmerte furchtbar.
Draußen war's noch finster. Ein kalter Wintermorgen.
„Hab nur keine Angst, ich laufe um einen Arzt."
„Nein, hol keinen Arzt! . . . Einen Priester."
Der Geistliche eilte mit mir zu Céline zurück.
Sie lebte noch.
Es mußten zwei Kerzen angezündet werden, Céline beichtete und bekam die letzte Ölung.
Ich hörte im Eßzimmer, wie der Priester zu ihr sagte:
„Beten Sie jetzt mit mir das Sterbegebet: Herr, aus deinen Händen empfange ich den Tod . . ."
„Herr, aus deinen Händen empfange ich den Tod . . ."
Da lief ich um einen Arzt. Er untersuchte Céline gründlich. Besonders das Herz.
„Ich kann nichts finden", sagte er, „es ist nur Nervosität."
Ich holte noch einen zweiten Arzt. Auch der untersuchte Céline. Besonders das Herz. Es fehle ihr gar nichts. Ja, er riet, sie solle aufstehen und keinesfalls im Bett bleiben.
Als der Arzt gegangen war, trat ich zu Céline. Sie schloß sofort die Augen und stellte sich schlafend.
„Warum hast du mir das angetan?"
Übrigens, wozu mit ihr so viel reden? Sie ist doch unheilbar gesund . . . Der kann man nicht helfen. Ich nehme ihre Existenz einfach nicht zur Kenntnis.
Sie hat das Herz gehabt, sich um nichts und wieder nichts die letzte Ölung geben zu lassen. Ist diese Frau denn verrückt?
Jetzt bemerke ich erst, wie mager sie in den letzten Monaten geworden ist. Sie sieht aus wie ein zwölfjähriges Kind. Später beklagt sie sich über Kälte, es ist aber sehr warm im Zimmer. Sie sitzt in ihren Mantel gehüllt auf dem Bettrand. Wenn sie einen Moment auf den Beinen war, setzt sie sich gleich wieder, weil sie müde ist. Schließlich streckt sie sich aufs Bett und starrt den Plafond an.
Auf dem Nachttisch liegt ihr Gebetbuch, das Thermometer und ein Haufen Medikamente. Sowie ich mit meiner Arbeit fertig war, setzte ich mich zu ihr aufs Bett und versuchte, seelisch auf sie einzuwirken.

„Sei stark! Du mußt doch einsehen, daß dir nichts fehlt. Zwei Ärzte haben es gesagt."

„Du glaubst mir nicht, daß ich krank bin?"

„Nein. Wenn dich zwei Ärzte als Patientin abgelehnt haben, kann ich nicht an deine Krankheit glauben. Es kommt vor, daß ein Arzt eine unrichtige Diagnose stellt. Es kommt auch vor, daß jemand behandelt wird, dem absolut nichts fehlt. Aber daß man einen Kranken für gesund erklärt, ist ganz ausgeschlossen. Noch dazu zwei Ärzte . . . das gibt's nicht . . ."

„Hör mich an, Liebling. Erstens sprich nicht so laut, das tut mir weh. Ich habe wirklich starkes Herzklopfen, glaub mir doch! So stark, daß mir der Atem ausbleibt. Und vor dem Einschlafen habe ich immer Angst, denn wenn ich aufwache, fühle ich mich so schrecklich elend . . . Manchmal weiß ich nicht, wer und wo ich bin . . . Und diese ewige Müdigkeit. Glaubst du wirklich, daß das nur Verstellung ist?"

„Du Unglückskind, davon ist doch keine Rede. Aber du bringst selbst diese krankhaften Erscheinungen hervor. Du bist ein Hypochonder."

„Du kannst es nennen, wie du willst, aber es ist furchtbar."

„Jetzt werde ich dein Arzt sein. Aber ich werde dich radikal kurieren. Steh auf, oder es setzt Prügel."

Zitternd stand sie auf.

„Hast du schon einmal von Coué gehört?"

„Ja."

„Geh im Zimmer auf und ab und suggeriere dir, daß du gesund bist! Sag es laut und suggeriere dir auch, daß kein Arzt und kein Pfarrer mehr ins Haus kommen wird. Das war schon deine allerletzte Ölung. As-tu compris? Verstanden?"

„Oui."

„Ich gehe jetzt in die Redaktion, so lange muß die Suggestion vorhalten. Und ich werde auch dafür sorgen, daß du früh beim Erwachen weißt, wer und wo du bist."

Damit verließ ich sie.

Vom Hof aus guckte ich verstohlen zurück und sah, daß sie mit gefalteten Händen im Zimmer auf und ab ging.

Beim Heimkommen sah ich vor unserem Haus eine junge Frau im Gespräch mit einem Mann. Sie mußte irgendwo in der Nähe wohnen, denn sie war ohne Mantel, nur in einer Bluse mit kurzen Ärmeln. Ihr Gesicht war rosig und heiter. Sie lachte und ihre schneeweißen Zahnreihen blitzten hinter den roten Lippen hervor. Ihr Hals war glatt, die Augen sahen staunend in die Welt.

Diese Erscheinung verwirrte mich. Ich blieb im Hof ein wenig stehen und wäre am liebsten umgekehrt — ich weiß nicht, warum.

Als ich ins Zimmer trat, sprang Céline aus dem Bett. Ich tat, als hätte ich es nicht bemerkt. Sie wiederholte mit lauter Stimme: „Ich bin nicht krank . . . ich bin nicht krank." Dann legte sie sich wieder nieder und beobachtete mich.

Sie hat offenbar Angst vor mir. Na, wenigstens hat sie weniger Zeit, sich mit ihrer Krankheit zu beschäftigen. Ich sprach kein Wort. Abends im Bett las ich bis ein Uhr nachts. Céline schlief noch nicht,

schloß aber immer rasch die Augen, wenn ich mich bewegte oder umblätterte.

Dann drehte ich das Licht aus. Aber ich konnte auch nicht einschlafen. In dem fahlen Licht, das durch die Spalten der Fensterläden ins Zimmer drang, erschien die junge Frau, die ich vorhin gesehen hatte, und setzte sich zu mir auf den Bettrand.

Man hörte nichts als das Ticken der Uhr auf dem Kamin und das sonderbare Zwitschern des kleinen Momo im Traum.

Der Lichtstreif unter der Nachbarstür wurde sichtbar und die Stimme der trunksüchtigen Alten unterbrach die Stille.

„Willst du schon wieder Wasser? Hol dich der Teufel! Muß ich deinetwegen krepieren? Ich hole dir kein Wasser! Erstick' und sei ruhig!"

Der kranke alte Mann erwiderte kein Wort.

Ich tastete leise zu Céline hinüber. Sie klammerte sich sofort mit beiden Armen an mich. Ihre Wangen waren tränenfeucht — das spürte ich.

„Céline, ich liebe dich so. Glaub' mir, ich war nur hart gegen dich, um dich zu heilen. Sag, brauchst du etwas? Ein bißchen Wasser? Ich hol' es dir vom Montmartre, wenn du willst."

„Nein . . . aber . . . aber mein Herz tut so furchtbar weh."

„Bleib nur ruhig, es wird schon vergehen."

34. Kapitel

CÉLINE ist nervös. Beim Arzt muß man warten. Wir waren die vierten.

Der Salon ist das typische ärztliche Wartezimmer. Überall Porträts und Photos. Ein bärtiger Herr in verschiedenen Variationen. Das ist gewiß der Doktor. Es sind auch ein paar neutrale Bilder da, das heißt, ohne ersichtlichen Zusammenhang mit dem ärztlichen Beruf, aber auch die sehen aus, als wären sie zu einer Konsultation gekommen.

Auf dem Salontisch liegen verschiedene Zeitschriften. Natürlich sind sie weder interessant noch aktuell. Das ist auch überflüssig, denn in diesem überreizten Zustand kann man ohnehin nicht lesen, man sieht sich höchstens die Illustrationen an. Freilich denkt man dabei nur, den Leuten auf diesen Bildern geht es gut. Sie haben nichts mit dem Arzt zu tun. Allerdings können sie auch schon lange tot sein (die Zeitschriften sind zwei Jahre alt).

Eine weißgekleidete Pflegeschwester öffnet die Tür. Da erhebt sich ein älterer Herr und verschwindet mit ihr.

Nun sind noch zwei Personen da: eine Dame, die nervös ihr Taschentuch zerknüllt, und ein Herr in mittleren Jahren, der sich entschieden langweilt. Unaufhörlich zupft er die Bügelfalte seiner Hose zurecht. Der kennt keine Todesfurcht, das ist einmal sicher. Er regt die anderen Patienten direkt auf. Was hat er sich hier aufzuspielen? Er soll seine erhabene Ruhe zeigen, wenn ihn einmal die Elektrische überfahren hat. Wenn er dann noch seine Bügelfalte zurechtzupft, will ich ihm glauben.

Na, wir sind hier die Jüngsten.

Jetzt öffnet sich die Tür und ein kleiner, schwarzgekleideter, bärtiger Herr sieht fragend umher. Die Dame steht auf und geht hinein.

Später erscheint wieder die Pflegerin. Darauf geht der mittelalterliche Herr mit ihr hinaus.

So ein Niemand! Er braucht sich nicht einmal dem Arzt zu zeigen, — die Pflegerin kann ihn erledigen . . .

An seiner Stelle hätte ich ganz bescheiden dagesessen, gelesen oder mich mit Gehirnforschung beschäftigt.

Das ist sehr interessant: Man nimmt ein Blatt Papier und schreibt irgend etwas auf. Sagen wir: Mörder. Dann notiert man hintereinander die Wörter, die einem ohne Nachdenken, unmittelbar einfallen.

. . . Mörder . . . Messer . . . Arzt: So erscheinen in logischer Folge die Wörter. Gestern habe ich mit Mörder begonnen und kam bis Niagara. Hingegen folgte auf Messer das Wort Pfropfen. Ich erschrak ein wenig, denn das sah nicht logisch aus. Aber dann fiel mir ein, daß wir keinen Korkenzieher haben und ich die Pfropfen immer mit einem Messer herauskitzeln muß. Da sieht man, wie logisch und genau so ein Gehirn arbeitet . . . Liebes, gutes Gehirn . . . Das Kalbshirn, das mir Céline gestern vorsetzte, war nicht gut. Ich vergaß es ihr zu sagen . . . Jetzt habe ich keine Zeit dazu, weil ich mich fürchte.

Eine halbe Stunde später erscheint der Arzt wieder in der Tür. Céline steht auf und geht hinein. Nach einer kleinen Weile holt sie mich. Wir sind bei einem der berühmtesten Ärzte von Paris. Nur Célines wegen. Ich will endlich wissen, was ihr fehlt.

Der Arzt ist ein netter kleiner alter Herr mit etwas gebeugtem Rücken und einem gebrechlichen Körper. Wenn er mit uns spricht, heftet er den Blick nicht auf uns, sondern auf einen bestimmten Punkt in der Luft. Als Gymnasiast habe ich das auch gemacht. Ich sah nie den Professor an, sondern stets die Seitenwand des Katheders. Wenn wir aufgerufen wurden, nahmen wir immer gleich die betreffende Seite des Lehrbuches mit, befestigten sie mit Reißnägeln an dem Katheder und lasen so den Lehrstoff ab. Ein Kurzsichtiger konnte keine gute Note in Geschichte kriegen — das war ausgeschlossen.

Nach dem Antworten beugte man sich nieder, zog die Reißnägel heraus und ging samt dem Lehrstoff in die Bank zurück. Die übrigen gratulierten. Es ging beinahe so gemütlich zu wie im Parlament.

Das fiel mir jetzt ganz plötzlich ein.

Der Doktor fragte Céline genau aus: was für Krankheiten sie von Kind auf gehabt hatte, woran die Eltern gestorben waren et cetera.

Ein gründlicher Mensch. Er notierte die Daten und fragte dann, worüber sich Céline beklage. Schließlich mußte sie sich auskleiden, um untersucht zu werden.

Zuerst klopfte er ihre Lungen ab und machte dann mit einem blauen Bleistift ein Kreuz unter ihre rechte Schulter.

„Hier ist etwas“, sagte er gewissenhaft.

Ich sehe nur auf Céline. Ihr Gesicht ist bleich. Sie versucht das Zittern ihrer Hände damit zu bemänteln, daß sie nervös mit ihrer Kombination spielt. Der Blick, den sie mir zuwirft, sagt:

„Siehst du, daß ich wirklich krank bin! Hast du dir das erst be-

weisen lassen müssen? Darüber wirst du gewiß auch noch deine Witze machen. Aber ich werde krank sein und . . ."

„Mon dieu!" Sie seufzte tief auf.

„Sei nicht kindisch, Céline!"

„Das ist nicht schlimm, Madame. Ich halte es aber für unrichtig, wenn der Arzt den Patienten gegenüber geheimnisvoll tut."

„Ist es gefährlich?" fragt Céline mit blassen, bebenden Lippen.

„Nicht gefährlich und unbedingt heilbar."

Dann muß sie sich auf den Diwan legen und er stellt rasch hintereinander folgendes fest:

„Der Magen hat sich um acht Zentimeter gesenkt . . . Oh, das ist nicht arg . . ." (Freilich, Céline, ich selbst habe jemanden gekannt, dessen Magen sich einundzwanzigeinhalb Zentimeter gesenkt hatte. — Der Doktor sieht mich betroffen an, aber ich winke ihm ab.)

„Auch die Leber ist angegriffen."

Nun kommt die Reihe an mich. Céline schleppte mich eigentlich deshalb mit, weil ich ihr in einem unüberlegten Augenblick gestanden habe, daß mir mein Magen schon seit drei Jahren zu schaffen macht. So ergeht es einem, wenn man schwätzt.

Auch ich werde ausgefragt und untersucht. Der Doktor klopft mir Brust und Rücken ab.

„Sagen Sie fünfmal hintereinander trente-trois." (Dreiunddreißig.)

Sein Kopf riecht schrecklich nach Moschus. Das ist unangenehm, aber zugleich beruhigend. Der Geruch der Wissenschaft . . . Er hat auch in der Zeit studiert, die andere zum Waschen benutzten.

Der Doktor zeichnet zwei längliche Figuren auf ein Papier. Das sind die Lungen. Dann schraffiert er die eine sorgfältig.

Halt, du! Ich lasse meine Lunge nicht so anschwärzen!

Céline bebt am ganzen Leib.

Ich darf diese Stimmung nicht einreißen lassen. Augenblicklich muß mir ein Witz einfallen. Sonst fällt Céline in Ohnmacht und ich mit ihr. Ich bin eine Anschlußnatur.

Von draußen hört man das Klingeln der Elektrischen. Durch das Fenster sieht man das Stück Straße, auf dem die Leute unten hin- und hergehen. Wahrscheinlich hat keiner von ihnen eine schraffierte Lunge . . . Übrigens, was weiß schon der Doktor? Aber halt! Sein Kopf riecht stark nach Moschus: das ist der Geruch des Genies. Der kann kein Trottel sein. Auch sein Kragen ist unsauber. Die Hose zerdrückt, fleckig. Herrgott, das ist ein Mann der Wissenschaft.

Meine Leber ist auch angegriffen. Das ist die Folge der früheren eintönigen, das heißt ungenügenden Ernährung.

Ich ahnte ja, daß man für die Vergangenheit büßen muß, dachte nur nicht, daß es so bald geschieht. Das ist die Folge der ersten zwei Pariser Hungerjahre. Nachher kam gleich die eintönige Ernährung. Céline hat auf Kosten unserer Lebern kochen gelernt. Wenn sie das Mittagessen verpfuschte, sagte sie:

„Warte, Liebling, ich koche dir zwei weiche Eier."

Das ging eine Zeitlang so, bis ich nicht einmal mehr Ostereier ansehen konnte.

„Warte, Liebling . . ." und nun haben wir die Folgen des Weichen-

Eier-Zeitalters. Na, wenn wir wieder zu Hause sind! Übrigens werde ich kein Wort darüber verlieren. Ihre Leber ist ja auch krank. Aber warum soll ich ihr nichts sagen? Jeder hat seine eigene Leber. Ihre rechte Lunge hat einen dunklen Fleck, meine auch. Gott ist doch sehr gerecht.

Céline soll sich wenig bewegen. Überhaupt sollen wir beide viel liegen. (Und wer wird uns erhalten? Gott?)

Célines Kur ist besonders kompliziert. Wegen der Magensenkung darf sie nur wenig essen, dagegen beansprucht ihre angegriffene Lunge eine reichliche Kost. Zweimal wöchentlich bekommen wir Injektionen. Die erste hat er uns gleich jetzt versetzt. Fünf Minuten später riechen wir beide nach Spital.

Außerdem verordnet uns der Arzt etwas Sirupähnliches. Das ist gut für die Lungen — für die Leber bekommen wir eine andere Medizin. Céline bekommt auch noch ein nervenberuhigendes Mittel. Sie beeilte sich so, die Medikamente in der ersten besten Apotheke zu besorgen, als ob sie unsere Genesung keine Minute lang verzögern wollte.

Dieser Kinderglauben ist ein Glück für sie.

„Ypsilon, wir sind sehr krank."

„Warte einen Moment, ich kaufe mir eine Schachtel Zigaretten."

„Das erlaube ich nicht! Der Arzt hat gesagt, du darfst täglich nur eine Zigarette rauchen."

„Du willst alles tun, was er vorgeschrieben hat?"

„Natürlich! Wir müssen gesund werden. Wir werden auch die strenge Diät befolgen. Statt Brot Zwieback essen, und so weiter."

„Dieser Trottel hat ja auch gesagt, daß wir wegen unserer blöden Lebern kein Wasser trinken dürfen."

„Er hat schon recht. Du wirst kein Wasser trinken. Ich auch nicht. Nach jeder Mahlzeit bekommst du ein wenig lauwarmen Lindenblütentee."

„Er hat auch gesagt, daß wir den ganzen Tag liegen sollen. Am besten, wir bestellen gleich unsere Särge und legen uns hinein."

„Hör mich an, Ypsilon!"

„Nenne mich in so ernsten Augenblicken nicht Ypsilon!"

„Mein lieber Mann, in zwei Stunden täglich zeichnest du das, was wir für einen Tag brauchen. Ich ruhe während dieser Zeit, trage dann die Zeichnungen fort und du kannst dich niederlegen."

„Werden wir im Gasthaus essen oder uns die Kost ins Haus bringen lassen?"

„Ich werde kochen. Wir müssen diät leben, da verlasse ich mich auf keinen Gastwirt."

„Sag, hast du das Kochenspielen noch nicht satt? . . . Wozu willst du es forcieren? Du liest doch während des Kochens ununterbrochen, aber nicht im Kochbuch . . . Spar deine Tränen, ich bin ebenso krank wie du, überdies ist mein linker Lungenflügel schraffiert, das verdanke ich auch nur dir."

„Was fällt dir ein? Bist du meinetwegen krank geworden?"

„Ungefähr. Wäre ich nicht zum Arzt gegangen, wüßte ich von nichts, und das, was man nicht weiß, existiert nicht."

„Auf deinem Totenbett wärst du schon draufgekommen."
„Endlich ein vernünftiges Wort! Alles zu seiner Zeit, meine Liebe. Wozu muß man schon vorher wissen, daß man zugrunde gehen wird? Und während man auf dem Aussterbeetat ist, noch einen Arzt aushalten?"
Zu Hause wollte sie mich gleich ins Bett stecken.
„Ich lege mich am frühen Nachmittag nicht nieder."
„Sprich nicht solchen Unsinn. Gott sei Dank wissen wir nun endlich, daß wir krank sind. Leg dich auf den Diwan, wenn du dich nicht ausziehen willst, aber ruhen mußt du."
Ich legte mich in Kleidern hin, nur um endlich Ruhe zu haben.
Jetzt komme ich mir vor, wie eine angekleidete Leiche. Clemenceau erwartete vollständig angezogen, in Hut und Handschuhen, mit dem Spazierstock in der Hand den Tod. So wurde er stehend begraben, am Meeresufer. Ein Mann, der auch im Grab aufrecht bleibt.
Ich hätte nie zu diesem Arzt gehen sollen. Jetzt kann ich liegen. Niemals hatte ich die geringsten Beschwerden. Wem ist es je eingefallen, nachzusehen, ob ich Fieber habe oder nicht? Auch die Magenschmerzen waren nicht unangenehm, ich hatte mich an sie gewöhnt.
„Céline!"
„Na?"
„Spürst du schon eine Besserung?"
„Die Ruhe tut mir wohl."
Céline hat's gut. Sie ist nur so lange zappelig, bis sie Medizin bekommt. Sie nimmt alles ein und ist dann beruhigt. Sie meint, es ist mit der Krankheit und den Medikamenten so, wie mit der Nacht und dem Licht . . . Es genügt, Licht zu machen, und die Finsternis verschwindet . . . Es genügt, Medizin einzunehmen, und der Mensch ist gesund.
„Na, für heute hab' ich genug vom Kranksein. Ich stehe auf."
„Leg dich sofort zurück! Ich will nicht, daß du stirbst, und ich mag auch nicht sterben. Es ist fünf Uhr, gib das Thermometer her."
„Ich halte es für ganz unrichtig, den Organismus so zu kontrollieren."
„Ich habe jetzt bestimmt Fieber."
„Keine Spur. Wir haben dieselbe Krankheit. Wenn ich kein Fieber habe, kannst du auch keins haben. Und ich habe außerdem eine schraffierte Lunge."
„Gib doch das Thermometer her, Lieber! Wenn ich kein Fieber habe, werde ich ganz beruhigt sein."
„Warte!"
„Nein, du wirst nicht rauchen! Gib die Zigarette her!"
„Schau, mein Kind, im Leben gibt's nur kleine Freuden, wie zum Beispiel das Rauchen. Eine harmlose Zerstreuung. Hör mich an, mein Engel . . . denn ich zerbreche den venezianischen Spiegel, wenn du mich noch einmal unterbrichst. Wenn man diesen kleinen Freuden entsagt, wird das Leben so öde, daß es jeden Wert verliert. Nehmen wir an, daß ich nicht mehr rauchen werde und dadurch zehn Jahre länger lebe — also statt mit sechzig Jahren erst mit siebzig sterbe. Von Fünfzig an beginnt das vorsichtige Leben. Die Pantoffeln . . .

Wo ist Großpapas Bauchbinde? . . . und dergleichen. Von Sechzig aufwärts lebt der Mensch gar nicht — er vegetiert nur noch. Jetzt frage ich dich: Ist die Verlängerung dieser Existenz es wert, den Freuden der Jugend abzuschwören — der einzigen Zeit, in der man wirklich lebt?"

Céline steht vor mir und sieht mir lange in die Augen.

„Warum willst du so früh sterben?"

„Das frage Gott, nicht mich."

„Wenn du nur einen Funken von Willenskraft hättest, würdest du mir zuliebe nicht mehr rauchen."

„Dir zuliebe? Du vergißt, daß ich nicht mehr in dich verliebt bin."

„Einerlei. Wenn du ein Mann bist, tust du es. Übrigens bin ich auch nicht mehr in einen so unmöglichen Menschen verliebt, der keine Willenskraft hat."

„Ich habe keine Willenskraft? Um dir das Gegenteil zu beweisen, werde ich einen Monat lang nicht rauchen." (Sie hat mich drangekriegt.)

Durch das Nichtrauchen sind meine Tage sehr öde geworden. Ich gehe nur herum; alles, was ich tue, geschieht allein, um die Zeit irgendwie totzuschlagen. Ich halte zwar mein Wort, aber es gibt Augenblicke, in denen ich Céline fast hasse, weil sie mich in so etwas hineingehetzt hat. Einzig das Lutschen von Bonbons betäubt die Sehnsucht nach dem Nikotin. Schließlich habe ich täglich vierzig Zigaretten geraucht. Die Bonbons verursachen Durst, — Wassertrinken ist aber auch verboten, wegen der kaputten Leber. Und Céline bewacht die Wasserleitung wie ein Drachen. Zu trinken bekomme ich bloß eine halbe Tasse Lindenblütentee und nur nach dem Essen. Auch dieses Geschlader darf ich nicht auf einmal austrinken.

„Du sollst nur schluckweise trinken, sonst schadet es dir."

Ich hege den Verdacht, daß sie sich insgeheim satt trinkt und darum so gut die Enthaltsame spielt. Aber es gelingt mir nicht, sie dabei zu erwischen.

Seit einer Woche leben wir nun schon so diät und lungenkrank, mit angegriffenen Lebern: und fühlen uns alle beide entschieden schlechter. Wir haben Rückenschmerzen, Seitenstechen, und je mehr wir uns schonen, um so zerschlagener fühlen wir uns.

Der kleine bärtige Doktor erklärt dies für ein gutes Zeichen. Diese Krankheit tut nicht weh, wenn sie im Körper sitzt, sondern erst, wenn sie ausgetrieben wird. Na, dann soll sie nur wehtun.

Überdies mußte ich Céline für vierhundert Franken ein Mieder kaufen und muß ihr jeden Morgen beim Zuschnüren helfen, während sie noch im Bett liegt. Dabei sind mir Mieder seit jeher ein Greuel.

„Was meinst du, wie lange Zeit kann diese Magensenkung noch dauern?"

„Warum?"

„Es ist mir nur so eingefallen."

Zum Krankenpfleger bin ich nicht geeignet.

Ich ekle mich vor mir selbst, wenn ich krank bin. Zwei Wochen lang ließ ich mir die Injektionen gefallen, mit Rücksicht auf meine schraffierte Lunge. Aber dann wurde mir die Sache entsetzlich fad. Nein, so

geht das nicht weiter. Ich habe Céline überredet, zu verreisen. Mit dem kleinen bärtigen Doktor kann man nicht über Krankheiten reden. Auf medizinische Bücher gestützt, verteidigt er seinen Standpunkt und vergißt dabei seine Ordination und die übrige Welt. Er disputiert nur und behauptet, daß es keinen ganz gesunden Menschen gebe und Arzt zu sein kein Beruf sei, sondern eine Sendung. Wenn ich unbedachterweise sage, daß der Mond die Ursache aller Krankheiten sei, hält er mich bis Mitternacht fest, so viel hat er dagegen vorzubringen. Er war nicht dafür, daß wir verreisen. Man soll sich auskurieren und erst dann zur Natur flüchten. Aber wenn wir schon um jeden Preis aufs Land wollen, sollen wir weder Sonnenbäder noch Seebäder nehmen noch . . . Na gut, ich lasse ihn ausreden, ohne eine Einwendung zu machen. Wohin sollen wir aber fahren? An den Genfer See. Mit den Zeitungen habe ich vereinbart, daß ich die Zeichnungen von dort aus schicken werde.

•

Einen Monat lang waren wir am Genfer See. Ich kümmerte mich um keine ärztliche Verhaltungsmaßregel, ich hatte genug davon. So lohnt es sich doch nicht zu leben. Nach der Meinung des bärtigen kleinen Doktors darf man nicht anständig essen, nicht trinken, nicht baden, keine Sonnenbäder nehmen und nicht tanzen. Was darf man denn? (Vielleicht für solche Ratschläge bezahlen?)

Besonders empört war ich, weil er uns auch das Singen verboten hat. Ich singe zwar nie, aber jetzt, da ich es nicht durfte, traf mich dieser Verzicht sehr schmerzlich.

Nein, ohne zu singen, halte ich es nicht lange aus.

In einem entschlossenen Moment nahm ich alle ärztlichen Ratschläge, legte sie auf den Boden, und mit einem Anlauf trat ich sie nieder.

Unmittelbar danach mietete ich ein Fahrrad und fuhr den ganzen Tag spazieren. Gleich in den ersten Tagen lag ich stundenlang in der Sonne, fuhr mit einem Boot weit in den See hinaus, wo ich bei angenehmem Südwestwind nackt badete. Und ich rauchte auch wieder.

Céline lag unterdessen zu Hause, mit dem Thermometer unter der Achsel. (Ich versicherte ihr, daß ich ebenfalls alles streng einhalte.)

Auf meinem Tisch, so daß ich es während der Arbeit immer vor Augen hatte, lag ein Zettel:

„Du glücklicher Kerl, wie gesund bist du!"

Ich nahm keine Medizin ein und fühlte mich täglich wohler.

Hingegen wollte sich Célines Zustand — obzwar sie alle Vorschriften genau befolgte — nicht im geringsten bessern.

Als wir wieder nach Paris kamen, wurde sie plötzlich kränker als je.

Jetzt verordnete ihr sogar der bärtige kleine Doktor Höhenluft.

Gott sei Dank, ich fühle mich ganz gut; Arbeit habe ich ausreichend. Wenn Célines gesenkter Magen wieder auf seinem richtigen Platz ist, wird sie auch eins-zwei wieder in Ordnung sein. Telephonisch machte ich mit einem eleganten Hotel in den Bergen aus, daß ich jeden

Monat das Geld für den Aufenthalt meiner Frau schicken werde, die nach ihrer vorgeschriebenen Diät verköstigt werden müsse.

Céline hat auch schwache Augen. (Wie viele Leiden diese Unglückliche hat!) Sie muß eine schwarze Brille tragen, weil das Licht sie stört. Sie trägt sie sehr gewissenhaft. Ich mag das nicht. Ich habe das Gefühl, neben einer Blinden zu leben.

Nein. Ich kann auch die Krankheiten anderer nicht vertragen.

35. Kapitel

HEUTE ist unser letzter gemeinsamer Tag in Paris.

Céline hat schon gestern abend fertig gepackt. Ich begleite sie nur zum Zug. Jetzt ist die größte Nachfrage nach Zeichnungen, die Hauptsaison. Da kann ich nicht reisen.

Céline geht im Zimmer hin und her, dann legt sie sich wieder auf den Diwan. Ihre beiden Hände legt sie als Polster unter den Kopf und sieht zur Zimmerdecke auf. Woran sie jetzt wohl denkt?

Meine arme, kleine, illegitime Frau, woran denkst du?

Céline liegt regungslos da. Plötzlich verzieht sich ihr Mund zu einer häßlichen Grimasse, sie weint bitterlich, wie ein Kind. Die Brille nimmt sie ab. Auf dem schwarzen Glas glänzen die Tränen wie Tautropfen.

„Du Dummchen, warum weinst du denn? Dazu ist doch gar kein Grund?"

„Ich . . . werde . . . nicht . . . wieder . . . gesund."

Ich setze mich zu ihr und tröste sie. Langsam beruhigt sie sich und sagt: „Gewiß sind diese vielen Krankheiten über uns gekommen, weil wir damals . . . du weißt ja . . . kein Kind haben wollten. Darum ist auch Er gestorben und darum ist alles so geschehen."

Wir reden die halbe Nacht hindurch.

Früh um sechs waren wir schon auf den Beinen, obwohl der Zug erst um halb neun geht. Ich spielte lustige Platten auf dem Grammophon und stopfte ein Handtuch in den Kasten, damit die Nachbarn nicht aufwachten. So eine traurige lustige Musik habe ich auch noch nie gehört.

Céline machte noch Ordnung im Zimmer. Das findest du hier . . . das da . . . immer wieder sagte sie, daß ich auf mich achtgeben solle, denn ich sei ja auch krank.

„Wäre es nicht besser, wenn wir aufs Land zögen?"

„Das geht nicht, Süßes. Du brauchst doch Höhenluft."

„Ich dachte, später."

„Später wirst du es nicht mehr brauchen. Denk nur an die ersten schweren Zeiten. Sie sind vorbeigegangen. Jetzt ist diese kleine Unannehmlichkeit, aber wir werden schon darüber hinwegkommen. Verlaß dich nur auf mich . . . Ich verdiene jetzt mehr als damals, wie wir uns kennenlernten. Aber ich will noch mehr und werde es auch erreichen."

„Ich glaube es ja, ich bin nur traurig."

„Sei nicht traurig! Beeile dich, gesund zu werden, denn ich möchte

ein Kind haben . . . Ein neues . . . Nein . . . dasselbe wird wiederkommen."

„Dafür danke ich dir", sagte sie leise und küßte mich.

Ich hatte ihre Koffer schon vor die Tür getragen. Sie ging noch einmal ins Zimmer zurück und sah sich um. Ungeduldig wartete ich draußen, dann sah ich hinein, was sie so lange machte?

Sie kniete vor dem Käfig des kleinen Momo; auf dem Zeigefinger ihrer rechten Hand saß der Vogel und sie sah ihn so liebevoll an, daß ihr Tränen in die Augen stiegen.

„Ich nehme auch von ihm Abschied."

„Es ist doch kein Abschied auf ewig!"

An diesem kalten Morgen muß mich Gott sehr lieb gehabt haben, denn er legte mir leise seine Hand aufs Herz, als es sehr wehtat. Ich hörte auch Gottes Stimme, wie er sich auf seinem Thron vorneigte und sagte:

„Leidet nur ein wenig, Kinderchen. Das Leiden ist das beste Gebet", dann stieß er mich mit dem Daumen leise an und zeigte auf Céline: „Lüge ihr doch etwas vor, damit sie weniger traurig ist."

Mein Gott ist so ein gemütlicher, seltsamer Gott. Er hat mich nach seinem Bilde geschaffen und ich ihn nach dem meinigen.

Nur so können wir uns verstehen, aber auch so nicht immer.

O nein, nicht immer. Es gibt Tage, wo der Teufel in meinem Herzen sitzt.

•

Ich bin allein in der Wohnung und sehe den leeren Diwan an. Gestern um diese Zeit lag Céline darauf und hatte ihre beiden Arme als Kissen unter den Kopf gelegt. In der Zimmerecke standen ihre Koffer . . . Und nun ist das Zimmer leer.

Jetzt stehe ich hier vor dem Diwan, wie der Henker, der dem Richter meldet:

„Das Urteil ist vollzogen."

Dieser erste Tag des Alleinseins muß auch für Céline sehr schwer sein. Gewiß weint sie. Man darf nicht traurig sein . . . man darf nicht traurig sein, sage ich mir immer wieder. Dann laufe ich aufs Postamt und telephoniere in das vornehme Berghotel.

Fünf Minuten später höre ich schon Célines erschreckte kleine Stimme:

„Hallo!"

„Ich bin's, Céline. Sag mir gleich, warum du weinst."

„Ich habe nicht geweint."

„Ich sehe es von hier aus, daß du geweint hast. Was soll das heißen? Ich wollte dir nur sagen, daß ich gerade vorhin dem Doktor begegnet bin — er hatte eine lächerliche Krawatte um — und er sagte, du darfst wieder rauchen, aber nicht mehr als drei Zigaretten täglich . . . Du bist auch schon auf dem Weg der Besserung . . ."

„Hallo! Ist das wahr?"

„Aber vorderhand nicht mehr, damit du deine Lungen nicht anstrengst."

„Gib mir dein Ehrenwort!"

„Mein Ehrenwort! Freust du dich?"
„Unaussprechlich. Ich darf also drei Zigaretten rauchen?"
„Ja."
„Fein ... Ich bin so froh! Aber vorläufig werde ich noch nicht rauchen, um schneller gesund zu werden ... Ypsilon, wie war die Krawatte des Doktors?"
„Lila mit weißen Rosen."
„Hahaha ... haha ..."
„Jetzt gehe ich und kaufe dir ein paar Bücher und lasse sie dir noch heute schicken!"
„Liebes!"
„Zerstreue dich! Mache kleine Spaziergänge in den Fichtenwäldern."
„Oh, ich werde lieber liegen und lesen."
„Na, leb wohl! Der kleine Momo läßt dich grüßen. Lache noch einmal in den Apparat, so wie vorhin."
Ich verließ das Postamt ohne Ehrenwort. Aber vielleicht wird sie gesund davon.

36. Kapitel

SOWIE ich meine Arbeit beendet habe, mache ich Streifzüge durch Paris. Früh weiß ich noch nicht, wo ich Mittag essen werde, und mittags nicht, was ich abends mache. Jetzt bin ich wieder viel im Dôme. Manchmal sitze ich bis zum Morgen dort. Bummel-Toni geht pünktlich um Mitternacht heim. Semmel-Hans ist seltener zu sehen. Bummel-Toni hat recht gehabt: Semmel-Hans ist wirklich verliebt. Sie heißt Monika. Aber er bringt sie niemals mit ins Dôme. Einmal bin ich den beiden flüchtig begegnet. Sie stiegen eben aus der Métro aus, als ich einstieg. Leider konnte ich Monikas Gesicht nicht sehen und so kann ich nichts von ihr sagen.

Semmel-Hans behauptet, daß sie innere Werte hat. (Da hapert es sicherlich mit dem Äußeren.)

„Bruderherz, diese Frau hab' ich total verrückt gemacht. Sie ist so verliebt in mich, daß sie mich nirgends hingehen läßt. Ich habe auch die kleinen Abenteuer satt. Vorderhand ruhe ich mich bei ihr aus."

Ich habe den Verdacht, daß es eine Frau mit hoffnungslosem Lebenswandel ist, die sich Semmel-Hans eingefangen hat und ihn aushält: wenigstens teilweise. Sie kocht und wäscht für ihn, und hofft, daß er sie einmal heiraten wird.

Semmel-Hans sieht ebenso vernachlässigt aus, wie immer. Er wohnt jetzt mit der Dame zusammen. — „Monika ist großartig, ich werde sie euch einmal vorstellen." — (Das hat er nie getan.)

Von Céline kommt beinahe täglich ein acht Seiten langer Brief. Ich trage alle bei mir, um sie öfter durchlesen zu können, wenn ich allein auf irgendeiner Kaffeehaus-Terrasse sitze und der Himmel über den Pariser Dächern hell zu werden beginnt.

Es gibt Tage, wo es mir unerträglich vorkommt, daß Céline

nicht bei mir ist. Dann setze ich mich hin und schreibe ihr lange, verzweifelte Briefe. Aber das Ende ist immer, daß ich mich am nächsten Tag einzelner Stellen wegen schäme. Einen neuen Brief zu schreiben, habe ich keine Lust, und so gehen immer nur kurze Karten an Céline ab, die nichts von den vernichteten Briefen weiß und nicht ahnt, daß ich halb verrückt vor Nervosität bin, wenn zufällig zwei Tage lang keine Nachricht von ihr kommt.

Ich habe Céline sehr lieb.

•

Ich habe eine Frau gekauft.

Sie war überraschend billig. Dreißig Franken. Schrecklich billig. Sie braucht nie ein Kleid — auch keinen Hut. Sie wird den ganzen Tag nackt zu Hause herumhüpfen und zwitschern.

Ihre Verköstigung wird, hoch gerechnet, einen Franken täglich kosten.

Ich habe ein Kanarienweibchen gekauft. Eine Frau für den kleinen Momo.

Wenn er freigelassen war, stand er stets vor dem Spiegel und betrachtete sich. Er meinte, einen anderen Kanarienvogel vor sich zu haben, und sehnte sich nach ihm.

Man mußte ihn nur vor den Spiegel stellen und schon war er ganz verliebt in sich selbst. Sicher fehlt ihm ein Weibchen. Na, jetzt habe ich ihm eins gekauft.

Auch so kleine Vögelchen haben ein gefühlvolles Herz. Gewiß sehnt auch er sich an Sommerabenden nach einer Gefährtin.

Ich kaufte ihm eine junge, fesche Kanarienfrau und bemühte mich, sie mit Vogelaugen anzusehen, um seinen Geschmack zu treffen. Sie war sehr jung. Es ist immer gut, wenn die Frau jung ist.

Ich kaufte beim Tierhändler gleich auch ein Nest für die Kanarienkinder und wurde entsprechend aufgeklärt. (Ich bin für Familienzuwachs.)

Wenn ich sehe, daß sie verliebt tun, soll ich das Nest in den Käfig stellen.

Der kleine Momo begann damit, daß er seiner neuen Frau mit dem Schnabel auf den Kopf schlug. Von Liebe war keine Rede. Ich beobachtete das Paar tagelang. Tagsüber vertrugen sie sich noch irgendwie, aber sowie es finster wurde, begannen die wilden Raufereien. Jeder von ihnen beanspruchte die oberste Sprosse für sich (sie vertritt im Käfig die Stelle des Bettes).

Da werden uns die Vögel als Beispiel hingestellt! Würde das ein Mann je tun? Wenn man zum Beispiel einen Mann mit einer wildfremden, feschen Frau zusammensperrte — ich kann mir nicht vorstellen, daß er sie auf den Kopf schlagen würde, wenn sie in der Dämmerung schnurstracks ins Bett liefe. (Das tat der kleine Momo: mit ausgebreiteten Flügeln und gespreiztem Schnabel ging er auf die Frau los und verteidigte sein Bett.)

In der ersten Nacht fand sich das Weibchen damit ab, daß nichts Nennenswertes geschehen würde. Vom zweiten Abend an hackte

sie aber mit ihrem Schnabel so auf ihren Gatten ein, wenn er räsonierte, daß er schreiend vor ihr flüchtete.

Der kleine Momo beklagte sich ganz unmißverständlich bei mir: Er stellte sich ans Gitter des Käfigs und piepste hinaus, daß ich Ordnung schaffen solle.

Ich schlug das Weibchen mit einem Federstiel. Darauf wurde Ruhe.

Das Nest stellte ich ihnen auch hinein. Ich dachte, das würde ihnen vielleicht Gusto machen — ich hätte schon gerne Kinder gesehen. Aber der einzige Effekt war —, daß sie das Nest zerzupften.

Nach einer Woche war es mit dem Weibchen nicht mehr auszuhalten. Tag und Nacht machte es seinem bedauernswerten Gatten die Hölle heiß. Ich trug es zum Tierhändler zurück und wollte ein anderes dafür haben. (Wie einfach auch das bei den Vögeln ist!)

„Die sind gerade so, wie die Menschen. Einer ist gut, der andere ist gemein“, sagte der Mann und gab mir einen anderen Kanarienvogel.

Die neue Frau gefiel nicht einmal mir. Sie hatte eine tiefe, heisere Stimme; so eine Art Marlene Dietrich.

Aber schließlich soll ja nicht ich mit ihr leben. Der Tierhändler gab mir noch den Rat, das Nest erst in den Käfig zu stellen, wenn ich sehe, daß das Weibchen Flaumfedern vom Boden des Käfigs in den Schnabel nimmt und mit ihnen herumflattert. Das ist das Zeichen, daß sie ein Nest bauen will.

Das neue Weibchen sprang eines Tages wirklich mit einer Flaumfeder im Schnabel auf den Sprossen herum. Schnell stellte ich das Nest in den Käfig. Sie legte die Feder auch richtig hinein. Dann aber riß sie die weiteren Federn aus dem Schopf des kleinen Momo heraus. Der quiekte ganz erbärmlich, denn er war durchaus nicht dafür, daß das Nest mit seinen Federn ausgepolstert werde.

So unterblieb der Nestbau.

Von Liebe war auch diesmal keine Rede.

Eines Tages flog ein fremder Kanarienvogel zum Fenster herein und setzte sich auf den Käfig. Dort duckte er sich erschrocken und atemlos zusammen und blickte duckmäuserisch umher. Ich fing ihn mit meinem Hut und steckte ihn zu den anderen in den Käfig. Gott mochte wissen, von wo der herkam. Er war nicht schön gelb, sondern mehr grauschwarz, wie ein Spatz.

Am ersten Tag fraß er sich satt. Dann bandelte er sofort mit dem Weibchen an. Vor den Augen des Gatten besprang er es vielleicht fünfmal. Der Trottel blinzelte nur und sah zu. Abends verdroschen sie dann einträchtig den kleinen Momo. Zwei Tage lang beobachtete ich geduldig die Ereignisse, dann aber prügelte ich jeden von ihnen. Der neue Ehemann wurde sodann der Frau überdrüssig — manche sind schon so. Gott weiß wie — aber auf irgendeine Art gelang es ihm, sich zwischen den Drahtstäben durchzuzwängen, und er flog davon. Am nächsten Tag war auch das Weibchen spurlos verschwunden.

Der kleine Momo war wieder allein.

Wenn ich ihn freiließ, betrachtete er sich auch jetzt wieder lange im Spiegel. Mittlerweile kam ich aber darauf, wo der Fehler gesteckt hatte: die ganze Heiratsgeschichte war zu spät gekommen. Der kleine Momo war schon zu alt und müde.

37. Kapitel

HEUTE früh erschienen in der unmöglichen Wohnung Ameisen. Es war ein großer Aufzug. Sie kamen in geschlossenen Doppelreihen aus dem „schattigen Garten“ ins Eßzimmer, wo sich aber die Ordnung auflöste und sie hin- und herliefen.

Auf dem Eßzimmertisch stand ein Glas Honig. Es war ganz toll, was die Ameisen damit aufführten. Ein paar erstickten auch darin, andere blieben im Flaschenhals stecken und turnten dort herum, sich halb in die Luft hebend.

Freilich, wenn man nicht aufräumt, muß man auf solche peinliche Überraschungen gefaßt sein. Ich warf das Honigglas in den Garten hinunter — mochten sie sich dort weiter darum balgen, — und nahm den Kampf gegen die Ameisenplage auf. Ich fand sogar im Wohnschlafzimmer welche. Sie werden mir schließlich noch nachts in die Ohren oder in die Nase kriechen. Aber aus dem Schlaf wäre heute nacht ohnehin nichts geworden.

Es war ungefähr zehn Uhr vormittags, als die Vettel nebenan zum sterbenden alten Mann sagte:

„Ich werde dich nicht bedienen, bilde dir das ja nicht ein! Steh auf, dort ist der Kübel!“

Der alte Mann erhob sich. Langgedehnte Seufzer und das Knarren des Bettes ließen auf dieses Unternehmen schließen. Wie es sich später herausstellte, fiel er auf den Kübel und starb.

Man hätte geglaubt, daß die Alte nun in sich gehen und ihre Gemeinheiten bereuen würde. Sie kleidete sich in Schwarz und sagte, als sie an meinem Fenster vorbeikam:

„Oh, Monsieur, jetzt hat der Herr ihn zu sich genommen“, und senkte andächtig den Kopf.

Gegen Mittag erschien die Tochter des alten Mannes.

„Vater! Lieber, guter Vater“, jammerte sie.

Später stritt sie mit der Frau, weil sie ihr die Hinterlassenschaft des Alten nicht herausgeben wollte.

„Sie waren nicht verheiratet, Sie haben kein Anrecht“, schrie das Mädchen.

Die alte Frau keifte, daß die Tochter sich nie habe blicken lassen, wenn es sich darum handelte, dem Vater Medikamente zu kaufen und ihn zu pflegen. Das Mädchen erwiderte, daß sie gern zum Vater gekommen wäre und nur wegen der Alten nicht ins Haus kam. Endlich einmal müsse sie ihr das sagen.

Irgendeine ordinäre Unflätigkeit war die Antwort.

Etwas klatschte drüben und das Mädchen schrie und brüllte, was ihre Kehle nur hergab.

Schließlich rannte die Tochter davon.

Da ging die Alte um Schnaps und betrank sich.

Gott sei Dank, daß Céline diesen gräßlichen Auftritt nicht anhören mußte.

Wenn sich in unserer Umgebung solch ordinäre und abstoßende Szenen abspielten, schämte ich mich immer vor Céline, als ob ich daran schuld wäre.

Die ganze Nacht hindurch las ich.

Am dritten Tag wurde ausnahmsweise das Tor geöffnet, welches von unserem Hof auf die Straße führt. Dort trug man den Sarg hinaus.

Am Tage des Begräbnisses trug die Alte ihre falschen Zähne. Sie sprach dadurch ganz verändert und seltsam lispelnd.

Gewiß spielten sich auf dem Friedhof scheußliche Szenen ab.

Ein paar Tage später zog die Tochter der alten Frau ein, die ihren Mann verlassen hatte. Der Mann erschien aber und forderte, daß sie zu ihm zurückkehre; es sei nicht wahr, daß er eine Geliebte habe. Wenn seine Frau nicht zu ihm zurückkehre, würde er sie samt ihrer Mutter erschießen. Dabei zeigte er ihnen auch seinen Revolver, um ihrer Phantasie nachzuhelfen.

Das alles erzählte mir die Alte sehr entrüstet, als sie mich einmal beim offenen Fenster erwischte, denn sie mußte immer an mir vorbei ein und aus gehen. Ich tat mein möglichstes, um den Gesprächen mit ihr zu entgehen; wenn ich ihre schlurfenden Schritte hörte, versteckte ich mich hinter der Gardine. Sie guckte immer neugierig zum Fenster herein und suchte mich mit ihren Blicken, Schnapsgeruch verbreitend.

„Sie sind so sympathisch!" sagte sie einmal. „Wenn mein Schwiegersohn uns wieder bedroht, werde ich an die Tür klopfen, damit Sie uns zu Hilfe kommen."

Die Alte war sehr eingebildet. Nicht einmal einer schönen jungen Frau zuliebe wäre ich hinübergegangen. Wozu auch? Damit ich einen Magenschuß riskiere und sie mir nachher sagt: „Vielen Dank, das war wirklich nett von Ihnen." Oder eventuell ein Stück schlechtes Backwerk ins Spital bringt, das ich nicht einmal essen würde? Meinetwegen kann man die Nachbarinnen unter Trommelfeuer setzen und sie können bis früh an die Tür klopfen, ich täte keinen Schritt, geschweige denn, daß ich hinüberginge.

Eines Abends, als ich heimkam, standen die Leute in kleinen Gruppen im Hof. Der dicke Wärter erzählte eben den übrigen, die aufgeregt zuhörten:

„Ich packe seinen Arm, da läßt er auch schon den Revolver fallen."

Der Fahrradbesitzer meint, daß man einem Angreifer einen Stoß in die Magengrube versetzen muß, dann ist er sofort kampfunfähig.

Vor der Wohnung der Alten geht es am lebhaftesten zu. Aus abgerissenen Worten kann ich feststellen, daß sie heute nachmittag tatsächlich von ihrem Schwiegersohn angeschossen wurde. Er traf sie aber nicht und rannte gleich davon.

In der Wohnung bemerkte ich, daß die Kugel zu mir herübergekommen war. Sie schlug durch die Tür und fuhr seitlich in den Schreibtisch hinein. Eine schöne Geschichte. Wenn ich nachmittags

zu Hause gewesen und zur Tür gegangen wäre, um zu horchen, hätte mich der Schuß gerade ins Herz getroffen. Auch im besten Fall wäre ich verwundet worden.

Bei Gericht wird man als Zeuge vorgeladen.

„Warum standen Sie unmittelbar hinter der Tür?"

„Ich habe gehorcht, Herr Richter."

(Lebhafte Heiterkeit im Zuschauerraum.)

„Schön", sagt der Richter, „statt der unglücklichen Frau zu helfen, haben Sie gehorcht!"

Die alte Frau wird in ihren Trauerkleidern mit dem falschen Gebiß dasitzen und weinen, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Ich möchte erklären, wer diese alte Frau ist und wer ich bin.

Ich: Als der alte Mann noch lebte ...

Richter: Sprechen Sie nur, wenn Sie gefragt werden. Was ist das für ein renitentes Benehmen?

Verteidiger: Ich beantrage die Psychiatrierung des Herrn Zeugen.

Und da wird mir plötzlich einfallen, daß in der Tür Regale angebracht sind, auf denen Bücher stehen. Wenn ich mir ein Buch geholt hätte, wäre ich auch angeschossen worden. Ich hätte gleich lügen sollen.

Ich breche die Kugel aus dem Schreibtisch heraus und verstopfe damit das Loch in der Tür. Ich bin nicht in der Lage, Zeuge zu sein.

Die Kugel will nicht halten.

Was habe ich mit dieser Kugel zu schaffen? ... Vorhin hast du sie gar mit dem Messer zerkratzt, du Esel! Nimm sie rasch heraus! Außerdem ist sie überall angegriffen, voller Fingerabdrücke. Ich hätte in Handschuhen arbeiten sollen. Wische die Kugel nicht ab, du Ochs, sondern leg sie auf den Tisch oder auf den Fußboden: Man untersucht sie ja mit der Lupe ...

Drei Tage lang lebte ich in größter Unruhe, bis ich erfuhr, daß die alte Frau keine Anzeige erstattet hatte. Die Nähe der Tür mied ich nach Tunlichkeit.

Nach diesem Ergebnis beschloß ich, so bald wie möglich auszuziehen.

Nicht einmal die Kündigungsfrist werde ich abwarten.

In dieser Wohnung wurden wir schon ausgeraubt. Neuestens hat man sogar hereingeschossen ... In solchen Sachen bin ich empfindlich.

Es herrschte noch immer Wohnungsnot in Paris, aber man begann auch hier schon neue, moderne Zinshäuser zu bauen. Vorderhand sind die Mieten noch so teuer, daß so eine Wohnung für mich nicht in Betracht kommt. Für Céline muß ich jeden Monat pünktlich bezahlen und zwei solche Lasten kann ich nicht auf mich nehmen. Ich habe ja immer eine leichte Hand gehabt, — aber systematisch kann ich nicht einmal leichtsinnig sein, nur so, wie es sich gerade trifft.

Endlich fand ich nach vielem Suchen ein sehr schönes Zimmer in einem zweihundert Jahre alten Haus, in unmittelbarer Nähe des Luxembourg-Gartens, aber nur ein Zimmer. Das tauschte ich gegen die unmögliche Wohnung ein. Mein Tauschpartner hielt mich offenbar für wahnsinnig. Macht nichts. Nur fort aus der unmöglichen Wohnung. Die Möbel sind ohnehin nicht viel wert, so nehme ich nur

das Nötigste ins neue Heim mit. Die übrigen schenkte ich dem neuen Mieter, der mir sofort seine Braut vorstellte. Sie waren glücklich, weil sie jetzt heiraten konnten, und dankten entzückt für die Eßzimmereinrichtung. Wenn sie einen Buben kriegen, muß ich sein Taufpate sein.

In meiner neuen Wohnung werde ich doch besser dran sein. Es fehlt zwar jede Bequemlichkeit (ich werde eine Menge Geld hineinstecken müssen, bis sie halbwegs wohnlich gemacht ist), aber ich werde doch unter manierlichen Menschen leben.

Außerdem ist die Wohnung in nächster Nähe des Dôme.

•

Endlich muß ich meine Aufenthaltsbewilligung doch verlängern lassen. Jetzt habe ich Geld und kann die Strafe bezahlen. Es wird ein teurer Spaß werden. Ein wenig besorgt ging ich in die Cité. Was für eine Ausrede soll ich erfinden, zum Kuckuck noch einmal? Die Bewilligung ist doch schon seit zwei Jahren abgelaufen.

Es geschah aber nichts Besonderes: Man fragte nicht einmal, warum ich nicht früher gekommen sei; ich mußte auch keine Strafe zahlen.

Auf dem Boulevard Saint-Michel traf ich Semmel-Hans. Er trug einen großen Blumenstrauß und hatte es sehr eilig.

„Wohin, wohin?"

„Monika hat Geburtstag."

Er war wegen der Blumen ein wenig verlegen. Was man nicht alles erlebt!

„Wenn ihr ein Kind kriegt, nehmt ihr mich doch als Taufpaten?"

„Warum sollten wir ein Kind kriegen?"

„Weil ich jetzt als Taufpate in Mode gekommen bin."

Semmel-Hans ist besser dran als ich. Es muß schön sein, jemanden so zu lieben, daß die eigene Individualität darüber zum Teufel geht. Es ist überhaupt gut, ständig jemanden um sich zu haben, besonders, wenn dieser Jemand eine junge Französin ist.

Noch zwei Tage und ich übersiedle in die neue Wohnung. Céline freute sich sehr darüber, als ich ihr davon schrieb, aber ich kann mich nicht freuen. Es ist weniger die Macht der Gewohnheit, aber ich muß von einem Stück meiner Jugend Abschied nehmen. Am liebsten möchte ich diese zwei Tage verlängern. Hier habe ich mit Céline gelebt und es war so beruhigend, mich manchmal selbst zu beschwindeln. Ich lag auf dem Diwan des Wohnschlafzimmers und bildete mir ein, Céline ist in der Küche und wird gleich hereinkommen. Ich glaubte fast, ihre Schritte zu hören. Wenn ich am offenen Fenster stand, erwartete ich jeden Augenblick, daß sie plötzlich über den Hof laufen, lachend ihre Arme heben und sagen wird: Da bin ich endlich! In jeder Ecke stand Céline und kam bereitwillig näher, wenn ich sie rief.

Oft komme ich in Versuchung, sie heimzuholen. Ich werde lieber mit ihr aufs Land ziehen: irgendwohin in die Umgebung von Paris, nur um mit ihr beisammen sein zu können. Aber Geduld, Geduld! In

den Bergen wird sie rascher gesund, und das Wiedersehen wird dann um so schöner sein.

Wie hab' ich dich nur so sehr ins Herz schließen können, Céline, süße kleine Céline?

Der Plafond ist schon gemalt, die neue Tapete fertig. Mein neues Zimmer ist so seltsam winklig, daß ich es nur mit eingebauten Möbeln praktisch gestalten konnte.

Heute ist alles fertig geworden und morgen ziehe ich ein.

Ich schlafe zum letztenmal in der unmöglichen Wohnung. Dem kleinen Momo habe ich einen schönen Messingkäfig gekauft, einen wahren Vogelpalast. Alles, was ich mitnehme, ist eingepackt. Ein paar von Célines zurückgelassenen Kleidern sind noch da. Ich weiß, daß es eine sentimentale Dummheit ist, sie über meinen Arm zu legen und zu streicheln. Sie strömen noch einen seltsamen, leisen Duft aus: ein fühlbares Andenken an Céline. Ich sehe sie deutlich vor mir, wie sie aussah, als sie noch gesund war: die qualmende Zigarette zwischen den Zähnen . . . den ungeschminkten, süßen Kindermund . . . den zerzausten Lockenkopf . . . die großen Augen . . . den schlanken, zarten Körper . . .

„Paß auf, Ypsilon . . ."

Es wird Frühling.

Im Doppelhof stehen alle Fenster weit offen, um die frische, angenehme Luft einzulassen.

Der Abend kommt näher. Irgendwo singt jemand. Das Lied klingt mir so bekannt. Woher kenne ich es, von wem habe ich's gehört?

Dann, wie ich in meinen Erinnerungen forsche, fällt es mir plötzlich ein. Ja, dieses Lied hat Céline einmal gesungen.

„Paß auf! Das wird das Wiegenlied vom kleinen Ypsilon sein."

Und sie sang. — Sie war so seltsam, so kindlich. Nie konnte ich mir Céline als Mutter vorstellen. Als wäre sie selbst das Kind gewesen, dem das Lied galt:

„Dormez pendant que votre mère
Le soir vous tient sur ses genoux.
Que d'enfants couchent sur la terre.
Petits enfants, y pensez-vous?
Dormez, dormez bien vite,
Dormez, ne songez à rien . . ."

Sonderbar . . . Der kleine Momo stößt einen leisen Schrei aus und ich fahre aus meinem verworrenen Traumzustand auf: Ich weiß nicht mehr, woran ich eigentlich dachte.

Und es wurde Frühling.

1. Kapitel

Es war ein zweihundert Jahre altes Haus — im ganzen wohnten fünf Partien darin. Im Parterre ein Herr mit einem so langen und vollen Bart, daß er weder Kragen noch Krawatte gebraucht hätte. Wozu denn, man sah sie ja doch nicht.

Den ersten und zweiten Stock — in jedem Stock gab's nur eine Wohnung — bewohnte die Gräfin, Madame la Comtesse Z., eine dürre alte Frau mit gebeugtem Rücken, die sich immer schwarz kleidete. Sie hatte einen erschrockenen, lebhaften Blick, wie eine Maus. In jedem Stock hatte sie vier Zimmer, und die beiden Wohnungen waren durch eine Innentreppe verbunden, so daß die Gräfin nicht das Stiegenhaus benutzen mußte, wenn sie in ihren Appartements wie ein Gespenst herumspazieren wollte. Sie lebte allein mit einer Haushälterin.

Im dritten Stock wohnte ein altes Ehepaar. Der Mann hatte einen schneeweißen Prophetenbart und ich konnte ihm niemals beim Grüßen zuvorkommen. Ein einziges Mal gelang es mir, da mußte ich mich aber auf den Fußspitzen nähern, um nicht bemerkt zu werden. Er nahm diesen Überfall mit einem so vorwurfsvollen Blick zur Kenntnis, daß ich Gewissensbisse bekam.

Im vierten Stock wohnte die Gattin des Hausbesitzers mit ihren zwei Kindern. Der Mann, ein Arzt, lebte schon seit Jahren irgendwo in Afrika, Gott mochte wissen, warum. Eine alte Magd lebte mit ihnen, eine Art Hausfaktotum, die die ganze Familie duzte, mit bei Tisch saß und der man es nie recht machen konnte. Sie hatte schon an der Wiege der Frau gestanden, und so wurde ihr viel nachgesehen.

Im fünften Stock gab es sechs einzelne Zimmer. Vor hundertfünfzig Jahren hausten hier die Lakaien und die koketten blonden Kammerzofen mit schlanken Taillen und weiten, rauschenden Röcken. Im ganzen Haus hielt außer der Gräfin und der Hausfrau niemand ein Dienstmädchen. Die Pariser waren von den erschreckenden „Vorteilen" des siegreichen Krieges so betroffen, daß sie die Freuden des Bedientwerdens abgebaut hatten. Es kam die Wohnungsnot, und die Leute rissen sich auch um diese kleinen Zimmer — man konnte sie nur durch Bezahlung einer hohen Ablösung bekommen.

In einem dieser Zimmer wohnte eine fromme alte Frau, die stets mit gefalteten Händen über die Treppen ging und die ich, was immer sich auch im Haus abspielte, stets im Mittelpunkt des Tumults fand. Sie lebte von irgendeiner Pension, es ist aber meine heilige Überzeugung, daß sie zu jenen alten Frauen gehörte, nach deren Tod man im Strohsack verborgen schwere Tausende findet. Sie beklagte sich stets und über jeden. Immer geschah ihr bitteres Unrecht.

Ein anderes Zimmer bewohnte der älteste Sohn des Hausherrn, und endlich hatte auch die Haushälterin der Gräfin eines. Die zwei letzten Zimmer behielt sich ebenfalls der Hauswirt vor; in einem wur-

den Möbel aufbewahrt, das andere diente als Speisekammer. Das Backwerk und die Torten wurden zum Auskühlen heraufgebracht, wenn unten musikalische Nachmittage stattfanden. Die Gattin des Hauswirtes, die ständig ihre Hand zum Kuß ausstreckte und ein entsetzlich starkes Parfüm benützte, war eine große Musikfreundin.

Jeden Morgen eilten junge Männer und Mädchen mit Notenrollen und Violinkästen die Treppen hinauf. Unten im Stiegenhaus war ein riesiger Spiegel in die Wand eingelassen, und kleine Engel aus Sandstein hielten Messinglampen mit großen bunten Glaskugeln hoch. (Heute war das freilich bloße Dekoration, da man ja elektrisches Licht hatte.) Auf den Treppen erinnerten mit Messingstangen befestigte, rote Teppiche daran, wie elegant das Haus noch vor hundert Jahren gewesen war, als auch ein schöner Garten dazu gehört hatte. Seither ist der Garten verkauft worden, die Bäume ausgerottet, und Zinshäuser stehen an seiner Stelle.

Vom fünften Stock führte ein tunnelartiger, dunkler Aufgang in die Mansarde. Hier wohnte ein altes Fräulein samt ihrem Leberleiden allein in allen drei Mansardenzimmern. Das eine war ihr Speicher, das zweite ihr Atelier, das dritte ihr Wohnraum. Das einsame alte Fräulein hatte sich hier mit ihrem pedantischen Geschmack ein ganz gemütliches Heim geschaffen. Sie hatte schon vor Ausbruch des Krieges hier gewohnt und zahlte einen lächerlich geringen Zins: ungefähr hundert Franken jährlich.

Die Türe des Treppenaufgangs zu ihrer Wohnung schloß schlecht, man mußte sie mit Gewalt aufstoßen und zuschlagen. Diesen Lärm hörte ich immer in meinem Zimmer und wußte genau, wann das Fräulein in ihre überirdische Katakombe heimgekehrt war. Gleich danach hörte ich auch ihre Schritte über mir, wie sie in ihrem Heim hin- und herging und ihr freudloses, bescheidenes kleines Dasein genoß.

Die Haushälterin der Gräfin hieß Madame Gay. Ihr Name bedeutet heiter, fröhlich, aber eine traurigere Frau habe ich niemals gesehen als Madame Gay. Ihr Mann war im Krieg gefallen, und seither ging sie in Trauerkleidern. Ich sah sie nur einmal in einem hellen Frühlingsmantel, aber da lief sie wie gehetzt durch die Gassen. — Anderntags war sie wieder in Schwarz wie stets, und ging langsam, den Blick zum Himmel erhoben, im Luxembourg-Garten spazieren. Ich hätte gern gewußt, was damals mit ihr geschehen war — in dem hellen Mantel . . . Was war das? Aufruhr? Eine innere Rebellion? . . . Und nun war die Ordnung wieder hergestellt?

Sie hatte auch ein Kind, das bei Verwandten in der Provinz aufgezogen wurde. Von diesem Kind sprach sie viel und fuhr jede Woche zu ihm, brachte es aber niemals mit nach Paris, wiewohl es nach flüchtiger Berechnung wenigstens vierzehn bis fünfzehn Jahre alt sein mußte.

Ich wurde ganz zufällig eines Nachts mit Madame Gay bekannt — es mochte gegen Mitternacht gewesen sein. Erst da erfuhr ich, daß im ganzen Bezirk Kurzschluß war; nirgends brannte das Licht.

Zündhölzer abbrennend stolperte ich die Treppe hinauf und schrie auf, wenn mir die Flamme den Nagel verbrannte. Ich ärgerte mich

über das alte Haus, wo angeblich Gespenster in Krinolinen im teppichbelegten Stiegenhaus herumgeisterten. Wie es schien, hatte mich Madame Gay in ihrem Zimmer gehört, denn sie kam mit einer brennenden Kerze in der Hand heraus und leuchtete mir. Als sie hörte, daß ich gern in der Nacht gearbeitet hätte, lief sie zur Gräfin hinunter und brachte mir eine schöne Petroleumlampe, deren Fuß reich mit Reliefs verziert war. Kleine Engel spielten da herum — was weiß ich, vielleicht war sie aus purem Gold.

So lernte ich Madame Gay kennen, die mir erzählte, daß die Gräfin oft nach Rom zum Papst reise, sehr reich und Präsidentin aller möglichen Wohltätigkeitsinstitute sei, aber eine sehr einfache Frau. Sie wusch sogar selbst das Geschirr ab — nicht aus Geiz, nur wolle sie eben den Himmel verdienen und sei darum zu allem bereit. Madame Gay hatte es sehr gut bei der Gräfin, nur sei die Wohnung so düster . . . Niemals schien die Sonne herein . . . Die acht Zimmer hatten etwas Gruftähnliches . . . „Wenn nur kein Krieg gewesen wäre", fügte sie traurig hinzu. „Haben Sie schon das Bild meines Sohnes gesehen, Monsieur?"

Merkwürdig, das Bild zeigte ein dickes kleines Kind von höchstens vier Jahren.

Madame Gay war keine gläubige Seele — sie lächelte darüber, daß die Gräfin in den Himmel kommen will und zu diesem Zweck Geschirr wäscht, den Boden reibt und jeden Morgen um fünf Uhr zur Messe geht — aber Madame Gay war trotzdem eine sehr liebe, brave Frau.

•

Céline hat in ihrem letzten Brief etwas sehr Sonderbares geschrieben:

„. . . Du kannst nicht so leben, das sehe ich ein. Mach nur keine Dummheiten und gib acht auf Dich . . . Ich weiß ja, es ist sehr merkwürdig, wenn ich das sage, aber ich weiß auch, daß Du mich dennoch nie verlassen wirst.

Was macht der kleine Momo? . . ."

Manche Buchstaben sind verwischt, ich habe die Spuren von Tränen auf ihnen entdeckt.

Meine Ausgaben hatten sich vervielfacht. Für Céline mußte die Sanatoriumsrechnung jeden Monat pünktlich bezahlt werden. Außerdem kam auch der Sommer näher, die tote Saison bei den Zeitungen.

Jetzt, bei Eintritt des Frühjahrs hatte ich noch keinen Centime für den Sommer gespart. Im letzten Monat war ich zwei Tage erkältet, der Zeitpunkt war aber so unglücklich, daß ich einen Schaden von tausend Franken hatte. Diese Arbeit läßt sich nicht ökonomisch einteilen; es gibt Tage, wo ich absolut nichts zu tun habe, und oft muß ich auch die Nächte durcharbeiten.

Andere, geschicktere Illustratoren hatten eine eigene Villa und ein Auto. In ihrem Heim erwarteten sie Gattin und Kinder, und gesund waren sie auch. In meinen Händen schmolz das Geld dahin. Einsam und allein stand ich wieder einmal da, vor mir die Arbeit, hinter mir ein krankes Kind, das meine Frau war.

Es gibt Tage, wo mich ein plötzliches Unwohlsein packt. Meine Nerven sind so kaputt, daß ich auf der Straße bei jedem Hupenton zusammenfahre und physische Schmerzen fühle. Dann packt mich der Wunsch, dem Chauffeur nachzurennen und ihn zu erschlagen, oder einfach auf den nächsten zu schießen — ob er hupt oder nicht.

Es gibt Tage, wo mir alle Speisen zuwider sind. Ist das noch die kranke Leber? . . . Oder was sonst?

Das ist doch nicht richtig, daß jemand schon seit Jahren Magenschmerzen hat und nicht weiß, warum. Aber wozu muß ich es so bald erfahren? Meinem Vater war es auch nicht eilig, er ging der Sache nicht nach und wußte schließlich doch Bescheid — endlich begann man ihn zu behandeln und das war der Anfang vom Ende. Mit der Zeit gewöhnt man sich auch an Schmerzen. Wenn ich an meinen Vater denke, der ebenfalls nichts von den Ärzten wissen wollte, beruhige ich mich.

2. Kapitel

SEMMEL-HANS wurde von Monika erledigt.

Vor Frauen mit ausgefallenen Namen muß man sich hüten — darauf bin ich schon längst gekommen. Aber was diese Monika mit Semmel-Hans aufgeführt hat, übersteigt doch alle Begriffe.

Nächtelang hörten Bummel-Toni und ich uns Einzelheiten von Semmel-Hans' Liebesgeschichte an. Anfangs gab ich ihm sogar noch Ratschläge:

„Mach das . . . mach dies . . . sei ein Mann! Stell dich auf die Hinterfüße! . . ." Oder: „Na, ich an deiner Stelle, lieber Freund . . ." Mit einem Wort, ich sagte ihm kluge Dinge, weil ja jeder Mensch genau weiß, was man tun muß, wenn es sich um andere handelt.

Semmel-Hans war aber nicht zu helfen, so wenig wie jedem anderen Verliebten.

„Du hast recht, das werde ich tun." Und eine halbe Stunde später sagte er:

„Jetzt hör dir das an und gib mir einen Rat!" Worauf er mir noch einmal dasselbe erzählte. Wenn man ihm vorhielt, daß er doch ein anerkannter Fraueneroberer sei, machte er nur eine resignierte Geste. Was konnten wir wissen! Monika war eben eine komplizierte Bestie.

Jede Einzelheit seines Liebeslebens mußten wir wenigstens fünf- oder sechsmal anhören. Und je gemeiner ihn dieses Weib behandelte, um so heftiger wurde Semmel-Hans' Liebe.

„Du", sagte Bummel-Toni einmal zu mir, „wenn Monika ihn noch einmal betrügt, heiratet er sie."

Auch gestern mußte ich die ganze Nacht hindurch mit Semmel-Hans und Monika auf der Terrasse der „Coupole" sitzen. Monika war eigentlich nicht anwesend, aber Semmel-Hans zitierte sie unaufhörlich mit so überirdischer Kraft, daß sie schließlich fast Gestalt annahm. Ich saß dabei wie ein Idiot mit meinem großen Mitleid und kam überhaupt nicht zu Wort. Wenn man mich nicht ausreden läßt, fühle ich mich immer sehr unbehaglich. Gegen Mitternacht beschloß

ich, nur den gegebenen Augenblick abzuwarten, um aufzustehen und zu sagen:

„Na, ich gehe jetzt, mein lieber Semmel-Hans."

Leider war die unabsehbare Reihe seiner bitteren Kränkungen nicht in Kapitel eingeteilt; ohne Ruhepunkt strömte alles als unteilbare Masse aus ihm hervor.

Er machte höchstens bei solchen Stellen eine Pause:

„Sie stand vor mir, bleich und keuchend . . . und sagte . . . und sagte . . ."

Darauf kann ich doch unmöglich sagen:

„Na, ich gehe, lieber Freund."

Oder:

„. . . darauf ging Monika wortlos fort."

Auch da kann ich nicht sagen:

„Na, dann gehe ich auch."

Ich wartete daher geduldig auf irgendeine tiefe philosophische Bemerkung, zum Beispiel:

„Das hat diese Bestie mir angetan!"

Man darf einem betrogenen Liebhaber nie recht geben, sondern muß ihn nur ausreden lassen, den armen Teufel. Er wird die Frau davonjagen . . . sie wie einen Fetzen zum Fenster hinauswerfen . . . mit einem Fußtritt durch die geschlossene Türe hinausfeuern . . . Er will ja sowieso nichts, als reden. Wer eine Frau wirklich verlassen will, tut es, ohne viel Worte zu machen. Aber Männer wie Semmel-Hans reden nur, um jemandem zu imponieren, weil ihnen das bei der Dame ihres Herzen schon längst nicht mehr gelingt.

Deshalb ist es Wahnsinn, einem verliebten Freund helfen zu wollen; eine lächerliche Dummheit, ihm mit greifbaren Beweisen der Untreue seiner Geliebten zu kommen. Der verliebte Freund wird dich hassen und nicht die Frau; denn sie wird ihm alles erklären und so durcheinanderbringen, daß ihm schließlich nur zwei Möglichkeiten bleiben: zu glauben oder verrückt zu werden. Und wer wird das letztere wählen?

Das richtige ist daher, den Freund unter allen Umständen zu trösten.

„Und ich sage dir, diese Frau liebt dich trotz alledem."

Der Freund wird uns daraufhin lieben und ehren.

Wer würde nicht glauben, daß er doch geliebt wird? So was glauben die Menschen auch nachträglich gerne.

Es dämmerte schon und Semmel-Hans sprach noch immer, Monika hin und Monika her. Ich saß schon halb vertrottelt neben ihm, den Hut in der Hand, auf mein Stichwort wartend.

Um halb sieben Uhr mußten wir aufstehen, damit die Terrasse unter uns aufgekehrt werden könne.

„Ich will nicht kleinlich sein . . .", begann Semmel-Hans von neuem.

Aber ich hatte genug. Plötzlich und unerwartet hatte ich genug.

„Kusch!" brüllte ich so laut, daß die Reinmachefrau neben mir gegen einen Stuhl fiel.

„Herrgott!" stammelte sie.

Aber da rannte ich schon davon. Erst ging ich in ein Bad, dann lief

ich in die Redaktionen und erst gegen Mittag kam ich nach Hause, um mich umzuziehen.

Aber damit begnügte sich Semmel-Hans noch immer nicht.

Zu den unmöglichsten Zeiten suchte er mich heim, um mir mitzuteilen, daß Monika ihn überhaupt nicht mehr interessiere. Als ob es mich interessiert hätte, ob sie ihn interessiert oder nicht.

Einmal zum Beispiel kam er um drei Uhr morgens.

„Servus, laß dich nicht stören!" Und er setzte sich mit Rock und Hut in einen Fauteuil. Er war noch nicht stockbesoffen, und so hatte ich keine Hoffnung, daß er eine Vase zerbrechen würde, — sodann ein wenig weinen (nicht der Vase wegen), und auf den Fußboden rutschend einschlafen, wie ein niedergeschlagener Ochse.

„Sei nicht böse, Semmel-Hans, ich lege mich ins Bett zurück, es ist kalt."

„Aber natürlich! . . . Mit einem Wort, Monika war sich klar darüber, daß sie eine Gemeinheit begangen hat . . . Ich wollte die Situation aber nicht mißbrauchen . . ."

„Semmel-Hans, ich schließe jetzt meine Augen, damit ich um so intensiver über alles nachdenken kann, was du mir erzählst."

Bei dem monotonen Rhythmus seiner Worte gelang es mir dann, schön vorsichtig wieder in den Schlaf zu gleiten.

Als ich früh erwachte, saß Semmel-Hans im Überrock, mit verrutschtem Hut, zu Füßen des Fauteuils auf dem Fußboden und schnarchte.

Schon seit drei Monaten erzählte Semmel-Hans seine endlose Liebesgeschichte von Monika. Er sprach entsetzlich viel, ohne daß ich eigentlich je erfuhr, was mit den beiden los war.

Schließlich fand seine Liebe — aus besonderer Gnade des Schicksals — dadurch ein Ende, daß Monika plötzlich spurlos aus Paris verschwand.

Zwei Monate lang war es mit Semmel-Hans nicht auszuhalten. In jeder Frau auf der Straße sah er Monika und rannte einem alle Augenblicke davon. Oder er sprang im Kaffeehaus auf und lief auf die Straße, denn auch von dort beobachtete er die Vorübergehenden. Das war noch erträglich, aber in seinem Liebeskummer begann er wild zu saufen und erzählte dann noch wütender seine Erlebnisse.

Trotzdem tat mir Semmel-Hans leid, wenn er mit tränenfeuchten, vom Trinken verquollenen Augen neben mir in der Coupole saß. Am Rande des schmutzigen Pariser Himmels begann es schon zu dämmern. Bloß ein paar betrunkene Amerikaner schlummerten auf der Terrasse, und er saß traurig da, schweigsam, weil er sich schon heiser geredet hatte; er stützte die Ellbogen auf die Marmorplatte, die ich in meiner Qual ganz vollgekritzelt hatte, und wiederholte immer wieder todunglücklich:

„Wenn du nur wüßtest, wie gleichgültig sie mir ist!"

3. Kapitel

CÉLINE schrieb jede Woche zwei lange Briefe. Anfangs hatte sie jeden Tag geschrieben. Ich bekomme sehr gerne Briefe, und Céline wußte das, — manchmal kamen an einem Tag sogar zwei Briefe.

„Das nenne ich Liebe!" rühmte ich mich vor Semmel-Hans.

Er nahm es zur Kenntnis, ohne daß es merklichen Eindruck auf ihn machte. Aber ein paar Minuten später kam er wieder darauf zurück und verriet dadurch, daß er über die Sache nachgedacht hatte:

„Ich möchte doch gerne wissen, was aus Monika geworden ist."

Célines Briefe sind sehr interessant, gerade weil sie von lauter einfachen Dingen schreibt. Immer findet sie Stoff zum Schreiben. Eine Seite wenigstens ist stets voll praktischer Ratschläge.

Dennoch gibt es Stunden, in denen mein Leben verzweifelt langweilig ist. Draußen fällt der Regen. Das einzige Lebewesen in meiner Nähe ist der kleine Momo. Er flattert im Käfig herum und piepst. Ich gehe in dem käfigartigen Zimmer mit den eingebauten Möbeln herum, die Hände in den Taschen, die Zigarette im Mund. Ich wohne in einem vornehmen Viertel. Ja, mein Vater pflegte auch in der Wohnung auf und ab zu gehen und zu erzählen, wie gut wir es alle einmal haben würden. Er sprach oft davon, als er noch lebte.

Wenn mein Vater jetzt an meiner Stelle hier stünde, würde er sich nicht in den schwarzen Mantel der Verzweiflung hüllen, er würde eine neue Zigarre anzünden und dem kleinen Kanarienvogel einen goldenen Käfig kaufen, so groß, daß er einen Tag brauchte, um von einem Ende zum anderen zu hüpfen. Er würde ihm besondere Salate züchten, den besten Hanfsamen kaufen . . . und der Käfig stünde in einem großen Blumengarten . . . Mein Vater liebte es, in runden Summen zu sprechen. Das ist offen und ehrlich. Ein Geschäftsmann sagt schon deshalb hundertachtundneunzig, weil es weniger ist als zweihundert und viel billiger aussieht.

Mein Vater machte sich über das Geld nie Sorgen.

Ich gehe nur immer auf und ab, auf und ab.

„He, kleiner Momo, was würdest du dazu sagen, wenn ich dich auf die Kanarischen Inseln zurückbrächte?"

Ich muß Céline sofort schreiben, daß sie sich in den Bergen umsieht. Ich will in einem schönen Fichtenwald ein kleines Schloß bauen lassen . . . ich habe die Erbschaft meines Vaters angetreten . . . ich will bauen . . . ich will Leben um mich haben . . . Arbeit . . . und . . . und . . . von morgen an rauche ich Zigarren.

4. Kapitel

DER kleine Momo wird alt.

Er springt nur nach reiflicher Überlegung von einer Sprosse auf die andere, manchmal schwankt er dabei ein wenig, denn in seinem Eifer verrechnet er sich immer. Dann ruht er eine Zeitlang aus. Gewiß schlägt sein kleines Vogelherz vor Schreck zu rasch. Ach ja, wo

sind die Zeiten, kleiner Momo, als du noch ohne Pause hinauf und hinunter, rechts und links im Käfig herumgehüpft bist? Wenn ich jetzt vor deinen Käfig trete und du im Herumspringen dein Gleichgewicht verlierst, sperrst du böse den Schnabel gegen mich auf und rutschst zum Gitter hin, um mich in den Finger zu picken. Du meinst, ich sei die Ursache, daß du alt geworden bist. Morgens reklamierst du nicht mehr den Hanfsamen und das frische Wasser — schön still sitzt du auf der obersten Sprosse des Käfigs und wartest. Du weißt, daß ich ein schlechter, fauler Kerl bin. Drei Jahre lang ist es dir nicht gelungen, mich zu ändern, und nun hast du dich damit abgefunden. Nachmittags nickst du ein, wie eine alte Frau.

Auch jetzt, wo du so alt geworden bist, mein kleiner Vogel, hast du deine Individualität bewahrt. Von der obersten Sprosse wirfst du dich, ganz wie in deiner Jugend, in das Samenschüsselchen, aus dem du dann erschrocken herausspringst und wieder kehrt machst. Du wirst nicht klüger dadurch, daß du dich manchmal anschlägst. Um keinen Preis würdest du schön langsam, stufenweise, von einer Sprosse zur anderen herunterhüpfen. Du bist eben eine Persönlichkeit, da kann man nichts machen!

Eines Morgens bemerkte ich, daß der kleine Momo auf dem rechten Auge erblindet ist. Wenn ich mich ihm von rechts näherte, muckste er nicht. Vergebens steckte ich den Finger ganz nah neben ihn hin — er bemerkte ihn nicht. Auf der linken Seite sah er ihn aber sofort und schaute mich fragend an, was ich von ihm wolle.

Ich wollte Céline sofort schreiben:

„Céline, der kleine Momo ist auf dem einen Auge blind geworden. Herr Jesus, was fangen wir nur an! . . ."

Dann schrieb ich's ihr aber doch nicht. Sie würde sehr weinen, und sie darf nicht traurig sein. Was für große Ungerechtigkeiten geschehen doch hier auf Erden. So ein kleiner Vogel tut zeit seines Lebens nichts Böses, er ißt und trinkt, springt hin und her; manchmal piepst er vor Freude, manchmal vor Kummer. Wenn es dunkel wird, verkündet er durch ein seltsam gurgelndes Piepsen, daß er schlafen möchte. Dann muß man seinen Käfig zudecken. Ein befriedigter Piepser zeigt an, daß man ihn richtig verstanden habe, dann zieht er ein Beinchen unter den Bauch und steckt den Kopf unter den Flügel.

Warum hatte es der kleine Momo entschieden schlechter als andere Kanarienvögel? In seiner Jugend fürchtete er sich oft und war traurig, weil er so viel allein war. Später hatte er keine Frau. Zwei Jahre lang mußte er sich immer vor einen Spiegel stellen, wenn er einen anderen Kanarienvogel sehen wollte. Als er dann endlich eine Frau bekam, war es schon zu spät, er war zu alt, um sich darüber freuen zu können.

Nun ist er auch auf einem Auge blind geworden.

Ich dachte, daß es vielleicht doch noch nicht zu spät wäre. Man müßte es probieren und ihm eine gutmütige kleine Kanarienfrau verschaffen. Alle Kanarienweibchen können ja unmöglich schlecht sein. Der arme kleine Momo muß sich doch tagsüber langweilen. Ich bin jetzt wenig daheim. Vielleicht fehlt ihm Céline? Céline befaßte sich viel mit ihm, weil sie ihn sehr gern hatte.

Auch die neue kleine Kanarienfrau sekkierte den Momo, wenig-

stens gegen Abend: Sie stritt mit ihm über die oberste Sprosse, genau wie die frühere; wie es scheint, sind darin alle Vogelweibchen gleich. Frühmorgens schrie die neue Frau laut nach Futter, das sie auch gleich für sich mit Beschlag belegte. Der kleine Momo sah ihr nur von weitem zu. Manchmal hüpfte er um sie herum; vorsichtig und greisenhaft pickte er die Samenkörner auf, die sie auf dem Boden des Käfigs verstreut hatte.

Eines Vormittags wollte ich den Käfig reinigen und ließ die Vögel heraus. Der junge flog sofort fröhlich im Zimmer herum, während der kleine Momo beim Käfig sitzen blieb, immer wieder auf ihn zutappte und auf diese Art zeigte, daß er zurückwolle. Er fühlt sich nur noch in seinem Käfig wohl.

Plötzlich sah ich, daß er den Kopf wie von einem elektrischen Schlag getroffen hin- und herwarf, so daß er umfiel und ich ihn kaum wieder auf die Beine bringen konnte.

Erschreckt sah ich ihn an.

Diese seltsamen Zuckungen wiederholten sich später, als ich ihn in den Käfig zurückgetan hatte. Er konnte nicht mehr gerade stehen und zuckte immer wieder; dabei piepste er kläglich. Mit diesem gequälten, schmerzlichen Piepsen drückte er seine Angst aus. Ich steckte ihm meinen Finger hin — er stützte seinen kleinen Kopf darauf, und es schien mir, daß er weniger zucke. Auch das Piepsen hörte auf.

Zwei Stunden lang stand ich so beim kleinen Momo und beobachtete ihn angstvoll. Da sich keine Besserung zeigen wollte, nahm ich meinen Hut und rannte zum Tierhändler. Er wird mir sicher einen Rat geben können. Es muß übrigens in Paris auch Ärzte für Kanarienvögel geben. Man muß dem kleinen Momo unbedingt helfen. Geld spielt da keine Rolle. (Man lebt nur einmal.) Ich schilderte dem Tierhändler genau den Zustand.

„Der Vogel ist eben schon alt. Da gibt's nur eins, mein Herr: Schlagen Sie seinen Kopf an die Wand, damit er weniger leidet."

„Muß er sterben?"

„Ewig kann auch er nicht leben. Er wird eingehen, das sind die sicheren Anzeichen."

Langsam, mit vorsichtigen Schritten, trat ich ins Zimmer. Der kleine Momo lag auf dem Boden des Käfigs und rutschte im Kreis den Käfigrand entlang. Ich beugte mich ganz nahe zu ihm und sah ihn an. Dann nahm ich ihn schön vorsichtig in meine Hand.

„Verzeih mir, lieber kleiner Momo, aber ich kann dich nicht umbringen. Verzeih mir deine Leiden, ich habe nicht die Kraft, sie von dir abzuwenden, noch sie abzukürzen. Es ist nicht wahr, was die Leute sagen. Momo. Es gibt einen Himmel für kleine Vögel! . . . Voll schöner, großer, goldener Käfige mit wunderbar wohlschmeckendem Hanfsamen. Hab keine Angst, es dauert nicht mehr lange. Und dann wird alles gut sein." Sein winziger Körper zittert, als ob ihn fröre.

Ich stopfte eine Ecke des Käfigs mit Watte aus, damit er es warm habe. Aber er blieb nicht dort. Immerfort rutschte er im Kreis den Käfigrand entlang und kratzte mit seinen Krallen das Papier. Das knisterte die ganze Nacht hindurch, seltsam und mystisch.

Sterben ist nicht so leicht.

Den anderen Vogel ließ der Fall kalt. Er setzte sich auf die oberste Sprosse und schlief. Gemeines Frauenzimmer.

Am anderen Morgen war alles unverändert, nur daß der kleine Momo zu essen versuchte, aber nicht konnte. Dann trippelte er zum Wassernäpfchen und steckte seinen kleinen Kopf hinein, so daß er ganz naß wurde, aber er trank. Ich hatte den Eindruck, daß er auf keinem Auge mehr etwas sah und die Entfernungen im Käfig nur abschätzte: er wußte aus Erfahrung, wo der Hanfsamen sein mußte und wo das Wasser. Die Vermutung wurde dadurch bestätigt, daß er auch dort Hanfsamen aufzupicken versuchte, wo es keinen gab.

Gegen Abend trat eine überraschende und unerwartete Besserung ein. Der kleine Momo konnte wieder aufrecht stehen, sein Körper zuckte nicht mehr. Er hüpfte zum Samennapf hin, schälte sich ein paar Körner und aß sie.

Nachts sprang er auf die untere Sprosse (um die obere hätte er kämpfen müssen und dazu war er jetzt noch zu schwach), steckte den Kopf unter den Flügel und schlief süß und sanft ein. Auch ich schlief diese Nacht süß und sanft.

Ich dachte, alles habe sich zum besten gewendet, und war schon im Begriff, zum Tierhändler zu gehen, um ihm zu sagen:

„Sie unverschämter, dummer Kerl, wie konnten Sie es wagen, mir zu raten, daß ich meinen Vogel an die Wand hauen soll? Er ist schon wieder ganz gesund. Wenn jemand so blöd ist wie Sie, darf er nicht Tierhändler werden! Jedenfalls schlage ich gleich Sie an die Wand."

Aber dem kleinen Momo wurde plötzlich wieder sehr übel. Er saß auf dem Boden des Käfigs und konnte sich nicht bewegen. Trotzdem versuchte er von Zeit zu Zeit, Hanfsamen aufzupicken — aber vergeblich.

Da ereignete sich etwas sehr Rührendes: Der andere Vogel flog herbei, ergriff ein Samenkorn, schälte es und versuchte, den kleinen Momo damit zu füttern. Aber das Korn fiel dem armen Kerlchen aus dem Schnabel. Plötzlich breitete er die Flügel aus, warf sich in die Luft, als ob er fortfliegen wollte, drehte sich aber bloß um sich selbst und fiel zurück. Der andere Vogel erschrak und betrachtete, auf der obersten Sprosse sitzend, mit seitwärts geneigtem Kopf — wie ein Hund, wenn ihn etwas sehr überrascht, — erschrocken, was da vorging.

Ich nahm den kleinen Momo behutsam heraus, damit der andere Vogel das Ende nicht sehe. Es waren seine letzten Minuten. Ich hielt ihn in meiner Hand und war schrecklich unglücklich. Ein-, zweimal schrie er noch kläglich auf, dann streckte er sich aus, legte sein Köpfchen auf meinen Finger und schloß für immer seine kleinen, tränenverschleierten Augen.

Es war vorbei.

Was machte Céline wohl jetzt, weit droben in den Bergen? Ahnt sie, daß uns unser treuester kleiner Kamerad für immer verlassen hat?

Der andere Vogel flatterte erschrocken im Käfig herum und piepste. Der bemerkte auch erst jetzt, wo er ihn verloren hat, daß er den Toten geliebt hatte, — ganz wie die Menschen.

Nachmittag trug ich den kleinen Momo in einer wattegefütterten Schachtel auf den Friedhof, zum Grab des kleinen Ypsilon, und grub ihn dort ein. Ganz dämmerhaft tauchte der Gedanke in mir auf, daß es wohl verboten ist, Vögel auf einem Friedhof zu begraben, weil man dadurch den Friedhof entweiht. Aber die Toten protestierten nicht, und die Lebenden gehen mich nichts an.

5. Kapitel

„SCHAU, Bummel-Toni, im Grunde genommen bin ich wirklich kein beneidenswerter Mensch. Es ist ja wahr, daß ich leicht und viel verdiene, man könnte sagen, spielend. Aber ich glaube nicht an das, was ich mache. Das Zeichnen ödet mich an. Weißt du, wie traurig es ist, etwas machen zu müssen, was einen langweilt?"

„Fallen dir keine Witze mehr ein?"

„Früher dachte ich auch, daß es damit hapern wird. Das war, als man bei mir die ersten zehn Zeichnungen mit Witzen bestellte. Was ist das Wesen des Witzes? fragte ich mich verzweifelt und dachte an die Idioten, die mir, als ich mich mit einem Wörterbuch und ein paar Hellern nach Paris aufmachte, gesagt hatten: Zeichnungen versteht man in jeder Sprache, man muß sie den Leuten bloß herzeigen.

Dann kam ich darauf, daß zeichnerische Geschicklichkeit nicht genügt; man muß auch ausgezeichnet Französisch können und Ideen haben. Vor allem aber lernen, französisch zu zeichnen. Überhaupt muß man das französische Leben kennen, die französischen Möbel, Geschirre, Autos, Kleider und so weiter. Mit einem Wort, ich mußte alle Formen, die sich meinem Gedächtnis bisher eingeprägt hatten, vergessen und vollkommen umlernen, denn hier ist alles anders. Als ich auch darüber hinaus war, dachte ich, die Witze würden nicht langen. Aber glaube mir, das ist nur Übungssache. Solche Witze, die man hier braucht, fallen einem täglich fünf bis sechs ein. Es gibt auch Witze, die man mit kleinen Änderungen immer neu gestalten kann. Dafür will ich dir nur ein Beispiel nennen. Wenn man irgendwo etwas einkauft, fragt der Kaufmann immer: ‚Et avec ça?' Das heißt: ‚Womit kann ich außerdem dienen?' Aber er sagt nur: ‚Und damit?' Nun erschien in einem Blatt folgender Witz: Jemand kauft ein Stück Käse. Der Kaufmann fragt: Und damit? ‚Damit ich etwas zum Abendbrot habe', lautet die Antwort.

Diesen Witz stiehlt ein anderer Zeichner folgendermaßen: Jemand kauft einen Hosenträger. Die Pointe lautet diesmal natürlich: Damit ich meine Hosen nicht verliere.

Denselben Witz habe ich als Dritter gestohlen.

Bei mir kaufte der Mann eine Brille, und als ihn der Optiker fragt: ‚Und damit?' antwortet er: ‚Und damit will ich jetzt mal nachsehen, ob ich Geld bei mir habe, mon vieux.'

Also du siehst — davon kann man auch leben.

Servus, Toni!"

Frühmorgens besuchte mich Semmel-Hans. Er trat mit tragischer Miene ins Zimmer und ließ sich in den Fauteuil fallen. Wenn er jetzt sagt, daß er Monika begegnet ist, erschlage ich ihn.

„Was ist mit dir los?"

Er sagt kein Wort, zieht mit zitternder Hand ein Päckchen Tabak heraus und dreht sich eine Zigarette. Den Hut hat er tief in die Stirne gezogen. (Nein, das ist nicht Monika . . .)

„Hast du kein Geld? Ich kann dir was pumpen."

Seine Lippen beben, er kann die Zigarette kaum anzünden.

„Bist du krank?"

„Gestorben . . . heute nacht . . ."

„Wer? Monika?"

„Bummel-Toni."

„Bummel-Toni?! . . . Wann?! . . ."

„Heute nacht."

„Gestern abend hab' ich doch noch mit ihm gesprochen."

„Hat er dir irgend etwas gesagt?"

„Während der ganzen Zeit habe nur ich geredet . . ."

Hans sieht mich mit leeren Blicken an.

„In der Nacht hat er sich erschossen."

„Ja", sage ich und bin einer Ohnmacht nahe. „Gestorben. Er hat sich erschossen."

Lange Zeit finden wir keine Worte.

„Aber warum?" . . .

„Vielleicht . . . vielleicht hat er . . . kein Geld gehabt."

Semmel-Hans legt den Kopf auf die Stuhllehne, sein Hut fällt zu Boden; er weint.

In den Morgenblättern stand eine kurze Notiz mit den kleinsten Lettern: Ein ungarischer Student hat sich erschossen.

Bummel-Toni sprach niemals über seine eigenen Angelegenheiten. Nur einmal, vor langer Zeit, beklagte er sich. Wir gingen damals auf den Großen Boulevards spazieren. An einer Stelle drängte sich eine große Menge um einen Camelot, der billige Füllfedern verkaufte.

Damals hatte Bummel-Toni geseufzt:

„Wie gut wäre es, in Ungarn zu leben."

Wieso ihm das bei den Füllfedern einfiel, war mir unbegreiflich.

Bummel-Tonis ganzer Nachlaß wurde von der Behörde beschlagnahmt und als Todesursache festgestellt: Raison pécuniaire.

Aus Budapest kam noch keine Verständigung. Aber die Leiche wird uns ausgefolgt, wenn wir sie begraben lassen.

Was ich an Geld bei mir hatte, gab ich Semmel-Hans, um das Begräbnis zu bestellen. Ich lief rasch in die Redaktion und holte Geld, denn das, was ich bei mir hatte, genügte nicht.

Ich habe schon eine Menge Vorschuß. Was tue ich, wenn man mir nein sagt? Ich beschloß, zu lügen, und tat es auch.

Ich erzählte, daß ich ausgeraubt worden sei. In letzter Zeit sind Überfälle in den Pariser Straßen ohnehin Mode geworden. Ein Auto gleitet neben den ahnungslosen Passanten, zwei Männer springen heraus. Der eine packt den Hutrand des Opfers und zieht ihm den Hut rasch über die Augen — manchmal über den ganzen Kopf (damit

er weder sieht noch hört; später muß man den Hut abschneiden), inzwischen raubt ihn der zweite bequem aus. Wenn er versucht, sich zu wehren, wird er niedergeboxt. Dann springen die Räuber wieder ins Auto und sausen davon. In einer Nacht erledigen sie fünf bis sechs Leute.

Der Redakteur gab mir wortlos Geld, obwohl ihm die Sache nicht ganz geheuer vorkam. Ich erzählte zwar überraschende Einzelheiten des Überfalls: Einer meiner Angreifer hatte rotbraune Bartstoppeln gehabt; seit mindestens vier Tagen hat sich der Kerl nicht rasiert.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht vom frechen Raubüberfall in der Redaktion. Fünfzehn Menschen mußte ich die Geschichte wiederholen; ich merkte selbst, daß ich mich dabei oft in Widersprüche verwickelte — aber sie bemerkten nichts.

Ich war schon im Weggehen begriffen, als mir einer der französischen Zeichner nachlief. Er hatte gehört, welches Malheur mir passiert sei, und bot mir sehr herzlich dreihundert Franken an.

„Danke, Sie sind sehr liebenswürdig, aber ich habe eben einen Vorschuß aufgenommen."

„Einerlei, Sie werden es vielleicht doch brauchen! Zurückgeben können Sie es, wann Sie wollen."

Ich konnte ihn kaum beruhigen, daß ich es bestimmt nicht brauchen würde.

Semmel-Hans bekam die fehlende Summe.

Morgen früh ist das Begräbnis.

Ich gab Semmel-Hans auch Geld für seinen eigenen Gebrauch. Wer weiß, vielleicht hat er keins, braucht was und bringt sich auch noch um, obzwar er nicht danach aussieht.

Für mich wurde ein Kranz besorgt, für Semmel-Hans ein großer Rosenstrauß. Ich dachte, wir würden die Blumen auf das frisch aufgeworfene Grab legen, aber einer der Totengräber riß sie uns aus der Hand und warf sie dem Sarg nach. Ich hatte mir die Sache anders vorgestellt, erhob aber keinen Einspruch.

Die Leute hatten kaum ein paar Schaufeln Erde in die Grube geworfen, als sie die Arbeit sein ließen und sich in einer Art um das offene Grab zu schaffen machten, als ob sie erst das Trinkgeld erwarteten. Aber kaum hatte ich es ihnen gegeben, da dankten sie und wollten gehen.

„Heda, wohin? Werfen Sie das Grab nicht ganz zu?"

„Nein", sagten sie seelenruhig.

„Lassen Sie wenigstens die Schaufeln da, damit wir es zuwerfen können."

Sie erwiderten, daß sie das Grab in zwei Tagen zuschaufeln würden; bis dahin müsse es bleiben, wie es ist.

Aber warum bleibt es so?

Es regnete ununterbrochen. Vielleicht haben sie Toni nicht ganz begraben, damit er, wenn er nur scheintot war, sich wieder aus dem Grab herausarbeiten kann.

Aber im Grab rührt sich nichts. Auf einer Seite liegt die aufgeworfene Erde, unten gähnt die Grube, und der Regen fällt.

„Komm, wir werden bis auf die Haut naß."

Ich drehe noch das Grabkreuz um — und sehe nach, was sie darauf geschrieben haben.

Entsetzliche Überraschung.

„Na so was!"

Auf dem Kreuz stand folgende Inschrift:

„Hier ruht
V i l l i b a u l d O n é s i m e
gestorben im Alter von 89 Jahren
Friede seiner Asche."

Villibauld Onésime?

Ich habe also mit meinen letzten Groschen einen wildfremden Menschen begraben?

Semmel-Hans begann zu stammeln, daß vor dem Tor zwei Leichenwagen standen. Er hätte gefragt, welcher der von Bummel-Toni sei, da habe man ihm gesagt, dieser. Woher hätte er es besser wissen sollen? Hier ist es nicht Sitte, den Namen des Toten auf die Seitenwand des Sarges zu schreiben.

Unrichtig genug. Unterdessen war Bummel-Toni wer weiß wo begraben worden. Und niemand hat ihn auf seinem letzten Weg begleitet.

Noch lange Zeit, wenn ich abends auf der Terrasse des Dôme saß, erwartete ich, daß Bummel-Toni — wie früher jeden Abend — plötzlich auftauchen würde, mit seinen englischen Zeitungen unterm Arm. Als wäre nichts geschehen, kommt Bummel-Toni langsam, bedächtigen Schrittes daher.

Denn er eilte nie. Immer hatte er alles gründlich überlegt.

Er wußte, warum er starb. Auch das hat er bestimmt gründlich durchdacht.

6. Kapitel

ICH war daraufgekommen, daß ich mich gegen den Leichtsinn erfolgreich nur schützen kann, wenn ich meine Honorare sofort an Céline schicke. (Mit der Gesundheit anderer darf man nicht scherzen.) Aber aus purem Leichtsinn schickte ich immer mehr als nötig; so kam es oft vor, daß mir selbst nicht genug blieb. Diese Art Leichtsinn hatte eine gute Seite. Wenn ich nicht genug Geld hatte, kümmerte ich mich mehr um die Zeitungen.

Da jedes Blatt ein anderes Genre hat, waren die zu den Bildern gehörenden Witze von entscheidender Wichtigkeit. Die Zeichnung selbst war Nebensache. Es kam selten vor, daß ein Einfall der Zeichnung wegen gekauft wurde. (Mit Ausnahme der pikanten Blätter.)

„Rasch und gut! Vite et bien!" sagt der Pariser. Die Zeichnungen mußten in amerikanischem Tempo hergestellt werden. Ich arbeitete am laufenden Band — ohne amerikanische Bezahlung. So eine Arbeit macht einem freilich wenig Vergnügen.

Es kam vor, daß ich innerhalb einer Woche hundert bis zweihun-

dert Zeichnungen liefern mußte. Dann machte ich eine Zeichnung in zehn Minuten fertig. Oft ergriff mich ein solcher Ekel vor dieser Massenproduktion — meist waren es Illustrationen für Kalender oder für neue Blätter — daß ich mir damit bis zum allerletzten Moment Zeit ließ.

Die Ideenfabrikation war das Ärgste. Es gab Tage, wo mich die Einfälle nur so überrannten; an anderen Tagen rannte ich verzweifelt dem winzigsten Einfall nach.

Vormittags mußte ich die Tagesblätter lesen, um keine Aktualität zu verpassen. Nachmittags oder nachts hieß es arbeiten, denn untertags mußte ich in den Redaktionen herumlaufen; oft fuhr ich stundenlang von einem Ende der Stadt zum andern.

Eine grenzenlose Müdigkeit überfiel mich. Nein, lange kann man das nicht aushalten. Man müßte etwas erfinden, was weniger anstrengend und einträglicher ist. Die Routine kann ich nicht mehr steigern. Wie gewissenhaft hatte ich anfangs gearbeitet: nur zwei bis drei Zeichnungen täglich. Jetzt brachte ich es an einem einzigen Tag auf dreiundsechzig Zeichnungen. Das war der Rekord. (Es waren Illustrationen zu Novellen.) Nach einer solchen Anstrengung starrt man tagelang auf einen Punkt und schrickt zusammen, wenn man angesprochen wird. Das ist die Rückenmarksschwindsucht der Seele . . . Und wohin kommt das viele Geld? Wohin?

Es gab Monate, in denen ich zwölftausend Franken verdiente. Die schmolzen aber ebenso zusammen wie die dreitausend.

Ein Nervenzusammenbruch war unvermeidlich.

Er kam so plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Im Restaurant, während des Essens, wurde mir schlecht . . . als ob sich eine unerträgliche Last auf meine Brust gelegt hätte; ich konnte kaum atmen, meine Beine begannen zu zittern. Ich stand augenblicklich auf, um fortzugehen . . . Lieber Gott, laß mich nur bis nach Hause kommen, nur nicht hier . . . auf der Straße . . . ich will nicht zusammenklappen . . . ich bin stark . . . stark bin ich . . . stark . . .

Der Heimweg schien mir endlos. Bis zum Abend lag ich auf dem Diwan in Gesellschaft der entsetzlichsten Gedanken. Ich werde wahnsinnig . . . ganz bestimmt . . . ich bin nicht mehr Herr über meine Nerven . . .

Wenn mir keine Zigarette mehr schmeckt, muß ich ernstlich krank sein. Ich hatte auch keinen Appetit. Ich muß ausspannen . . . aber auch Céline ist krank . . . was soll mit uns werden? . . .

Abends wurde mir besser. Aber ich ließ die Arbeit doch sein: ich muß mich ausruhen . . . Das Rauchen werde ich aufgeben . . . Alles, nur keinen Arzt . . . Herrgott, schütze mich vor den Ärzten . . .

In der Nacht schlief ich ausgezeichnet, aber das Erwachen war sehr unangenehm.

Ich wußte in den ersten Minuten nicht, wo ich war, saß stur auf dem Bettrand, und das Bewußtsein kroch nur mit Mühe in mich zurück. Davon hatte Céline immer gesprochen. Es ist ein gräßliches Gefühl. Süße Céline, verzeih, erst jetzt kann ich dich verstehn! Die Ärzte hatten damals gesagt, daß man solche Depressionen am besten

selbst behandelt. Man muß seine Nerven in der Gewalt haben . . . Jawohl . . . ich werde sie zu beherrschen wissen . . .

Ich saß im Luxembourg-Garten unter den Bäumen und atmete mit emporgewandtem Kopf ihren Duft so tief wie möglich ein . . . Ich brauchte Höhenluft . . . Céline würde mir gern davon geben, wenn sie könnte . . .

Eine Woche verbrachte ich in völligem Nichtstun. Die Anfälle wiederholten sich von Zeit zu Zeit, aber sie machten mir keine große Angst mehr.

Daß ich mich zuviel mit mir befasse, ist auch ein Übel. Ich müßte Gesellschaft haben, um weniger einsam zu sein . . . Das Alleinsein schadet mir bestimmt . . .

Ich konnte den Straßenlärm nicht vertragen, folglich ging ich so wenig wie möglich aus. Ein paar Einnahmequellen gingen mir dadurch verloren, aber ich saß lieber mit einem Buch in der Hand im Luxembourg-Garten.

Zu jener Zeit schrieb ich Céline die meisten Briefe.

Lustige Musik hatte einen sehr günstigen Einfluß auf mich. Ich kam ganz zufällig darauf; von da an hörte ich mir in den Musiksalons alle Grammophonplatten an.

Vor den Mahlzeiten hatte ich Angst. Am liebsten hätte ich tagelang nichts gegessen, aber ich mußte mir sagen, daß das nicht gut für mich wäre. So wurde ich wieder ein Kind . . . ein selbständiges Kind . . . Iß nur das Gemüse, Kleiner . . . wenn du es gegessen hast, hören wir schöne Musik . . . Wenn du auch den Käse brav aufißt, gehen wir ins Bois de Boulogne spazieren. Da gibt's erst schöne Bäume und gute Luft! . . .

Was waren das für traurige Tage: Übelkeit morgens, Übelkeit mittags, Übelkeit abends. Nur die Nächte waren schön und gut. Denn schlafen konnte ich. Dieser Zustand dauerte ein halbes Jahr und kam auch später von Zeit zu Zeit wieder. Er verging sehr schwer, eigentlich nur so, daß ich ihn schließlich vergaß. Aber ein Gedanke daran genügte, und schon sprang die alte Übelkeit bereitwillig herbei.

„Da bin ich, mein Lieber!"

7. Kapitel

AN jenem Nachmittag besuchte ich die Malerakademie Grande Chaumière.

Ein sechzehnjähriges Mädchen stand zum erstenmal Modell und trat verschämt, mit blutroten Wangen, hinter der wackligen spanischen Wand hervor, wo sie sich aufgeregt ausgezogen hatte. Hinter der spanischen Wand hing ein Spiegel; so konnte ich beobachten, wie sie diese Handlung zum erstenmal in ihrem Leben vollzog. Strumpfbänder hatte sie keine, sie rollte die Ränder der Strümpfe ein, zog sie seitlich fest und rollte sie nochmals ein. Eine komplizierte Sache, aber wer kein Geld für Strumpfbänder hat, lernt es doch. Na, in einem Jahr wird sie vielleicht Seidenwäsche tragen und lachen, wenn sie sich auskleidet. Liebes, schüchternes kleines Mädel mit dem schönen Kör-

per, schon sperrt das ewig weiberhungrige Paris den Rachen nach dir auf . . .

Wie sie auf das Podium trat und ungeschickt dort stand, die beiden schmierigen Hände an die Hüften gepreßt, mit krebsrotem Gesicht, Tränen in den Augen, ahnte sie nicht, daß kein Mensch diesem großen, aufwühlenden Ereignis, das sie ihrem Schicksal zutrieb, auch nur einen Gedanken opferte. Die ewigen Kunstschüler (es gab siebzigjährige Männer und vierzehnjährige Mädchen unter ihnen) blinzelten sie ebenso gelangweilt an, als hätten sie eine achtzigjährige Bäuerin oder einen Blumentopf vor sich.

Dann ging ich auf den Boulevard Montparnasse. Der Himmel hinter den schwarzen Häuserblöcken hatte eine Farbe, wie in der frühen Morgendämmerung. Diese optische Täuschung bringen die Bogenlampen der entfernten, beleuchteten Plätze hervor.

Beim Zeitungskiosk an der Ecke kaufte ich mir die neuesten Nummern von ‚Judge' und ‚Life'. Vielleicht kommt mir beim Durchblättern eine neue Idee.

Daneben war ein Grammophonplattengeschäft. Ich hörte mir eine Menge Platten an, darunter die neueste von Lucienne Boyer. Die Verkäuferin hatte schöne, gelbgrüne Augen. Sie konnte so lieb mit ihnen schauen. Ich kaufte noch eine spanische Platte und eine als Überraschung. Die lasse ich mir nämlich nicht vorspielen und werde erst zu Hause wissen, was ich gekauft habe. Eine harmlose Zerstreuung.

Vor dem Kaffeehaus ging ein junges Mädchen an mir vorüber und sah mich an. Sie hatte ein besonders feines Parfüm und es tat mir wohl, daß sie mich ansah. Wahrscheinlich wird es regnen. Auf der Terrasse des Dôme ist kein Platz frei. Nur drinnen bekomme ich einen kleinen Tisch.

Na, was soll ich jetzt bestellen? Kaffee mag ich nicht, auch keinen Alkohol.

„Bringen Sie mir einen Tee."

„Bien, Monsieur!"

Nein, jetzt rauche ich nicht, erst nach dem Tee. Die Platten lege ich zuerst neben mich. Nein, da setze ich mich noch, zerstreut wie ich bin, auf die Platten — ich bringe sie lieber hier auf der Rückwand des Diwans unter, dort, wo man die Überzieher hineinstopft. Aber da liegen schon eine Menge Sachen, und am Ende wird sie mir jemand anderes zerbrechen: er reißt sie samt seinem Überzieher heraus. Ich lege die Platten schließlich vor mich auf den Tisch. Zuerst überfliege ich ‚L'Intran', dann sehe ich die amerikanischen Blätter durch.

Jetzt meldet sich wieder die böse Übelkeit . . . Ruhe. . . Ruhe . . . es wird vorübergehen . . . Ich schließe die Augen und reibe meine Stirne.

Na, da ist der Tee.

„Ich bin gesund, wie ein dreißigjähriger junger Mann, das hat mir der Doktor selbst gesagt", höre ich hinter mir.

Ich drehe mich um, um zu sehen, wem der Doktor das gesagt hat. Ich muß sogar aufstehen, denn ein Berg von Überröcken verstellt mir die Aussicht.

Der Ausspruch stammt von einem glückseligen Greis. Der Doktor hat gewiß nicht an mich gedacht —, als er das sagte.

Mir gegenüber, sitzen zwei junge Mädchen an einem Tischchen.

So hat es angefangen.

Ich erinnere mich an alles haargenau. Der Teufel war entzückend: Er hatte keinen Pferdefuß — im Gegenteil: schöne, schlanke Beine in eleganten Seidenstrümpfen.

Man sah ihnen auf den ersten Blick an, daß sie Fremde waren. Beide hatten rabenschwarzes Haar, tiefe, glutvolle Augen, einen dunklen Teint, wie Kreolinnen, und beide waren sehr schön. Sie waren wohl Schwestern. Mir gefiel die Kleinere mit dem seltsam strahlenden Blick besonders gut.

Eine halbe Stunde saß ich noch dort, dann verließ ich das Café, weil es schon übermäßig heiß war, um ein wenig spazieren zu gehen. Zur gleichen Zeit gingen auch die beiden Mädchen Arm in Arm fort. Nun sah ich erst, daß die Kleinere eine viel schönere Gestalt hatte.

Sie sprachen Italienisch.

Da ich keine Lust hatte, heimzugehen (was soll ich um sieben Uhr zu Hause anfangen?), ging ich ihnen schön langsam nach. Sie steckten die Köpfe zusammen und kicherten und tuschelten in einem fort.

Auf dem Boulevard Montparnasse gab's einen Musiksalon. Sie gingen hinein, ich ihnen nach. Dort machte sich ein Franzose mit keck aufgestülptem Hut sofort an die beiden heran und sah ihnen unverschämt ins Gesicht. Er war der Typ des up to date gekleideten jungen Parisers, trug einen auf Taille gearbeiteten Anzug, einen langen Überzieher und, kokett um den Hals geschlungen, einen blauen Schal mit großen weißen Tupfen. Kurzum ein Ohrfeigengesicht.

Das weitere interessierte mich nicht. Ich setzte mich zu einem Kasten und wählte ein italienisches Lied. (Nichts Schöneres, als italienische Lieder.)

Rechts und links von jedem Platze baumelten zwei Hörer, ich benützte aber bloß einen. Die Kästen standen so gedrängt, daß mein freier Hörer sich mit einem anderen verwickelt haben mußte, denn auf einmal hieß es hinter mir auf italienisch:

„Aber, Rita! Ich höre ganz etwas anderes als du!"

Ich drehte mich um. Es waren die beiden Mädchen. Sie bemerkten gleich, daß eine irrtümlich meinen Hörer ergriffen hatte.

Die Kleinere gab ihn mir zurück und sagte mit leuchtendem Blick: „Ein italienisches Lied, Signore!"

So zog Din in mein Leben ein, mit einem italienischen Lied.

Sie waren keine Schwestern, nicht einmal verwandt, glichen sich aber doch auffallend. Sie waren gute Freundinnen, kamen auf einen Monat nach Paris und wohnten auch beisammen. Din war die reichere und besaß sogar ein Auto, mit dem sie aus Mailand hergekommen waren.

Din (eigentlich hieß sie Dina), hatte auch einen kleinen weißen Bologneser namens Bianca, und angeblich einen Bräutigam, der Arzt war und in Turin lebte. Ich sage angeblich, weil ich die italie-

nischen Frauen nicht kenne; die Französinnen lügen sich, kaum, daß sie sechzehn Jahre erreicht haben, prompt einen Bräutigam zurecht.

Das italienische Lied verhalf mir zu dieser Bekanntschaft.

Ich weiß nicht mehr, was ich sagte, ich kann mich nur daran erinnern, daß Din immer sehr viel zu antworten wußte und noch viel mehr lachte. Sie hatte einen schönen, sinnlichen Mund mit blitzenden weißen Zähnen.

Am nächsten Tag um vier Uhr trafen wir uns wieder im Dôme. Din war pünktlich und fragte in einem fort: Bitte? Ist sie schwerhörig oder höflich? Abends aßen wir zusammen. Dann brachte Din ihren Wagen und den Hund Bianca nach Hause und kam mit mir zur Premiere eines französischen Films. Es war kein besonderer Film, ich muß aber doch den Inhalt erzählen: Ein junges Mädchen aus der Provinz kommt nach Paris, wo sie einen jungen Mann kennenlernt, der sie zu einer Tasse Tee in seine Junggesellenwohnung einlädt. Das Mädchen bekommt natürlich ein Kind und der junge Mann läßt sie sitzen. Später heiratet er eine andere; die Mutter des jungen Mädchens jedoch wird an der Leiche ihrer Tochter wahnsinnig. Es war eine düstere Angelegenheit.

Nach der Vorstellung sagte ich zu Din:

„Kommen Sie auf eine Tasse Tee zu mir."

Nach dem lehrreichen Film sagte ich das natürlich nicht im Ernst. Aber Din lächelte nicht einmal, sondern erwiderte ganz einfach, daß sie gegen Mitternacht keinen Tee zu trinken pflege.

„Im Film war es auch kein Fünf-Uhr-Tee", meinte ich geistreich. Einerlei, sie kommt nicht.

Ich bestand nur darum noch immer auf dem Tee, weil ich mit meinem verdrehten Kopf dachte: wenn ich mich so schnell mit ihrer Zurückweisung abfinde, glaubt sie vielleicht, daß mir nichts an ihr liegt.

Aber während sie konsequent Nein sagte, bemerkte ich, daß wir von der Richtung ihrer Wohnung abgekommen waren und sie trotzdem ruhig mit mir weiterging.

„Ich habe Angst", sagte sie ebenso plötzlich wie grundlos.

„Wovor?"

„Vor mir selbst."

Wenn eine Frau vor sich selbst Angst hat, braucht man nichts mehr zu fürchten.

„Na schön, kommen Sie nicht zu mir, aber gehen wir irgendwohin, etwas trinken."

Schon das Bewußtsein, daß sie zu mir käme, wenn ich es unbedingt wollte, beruhigte mich.

Der Alkohol tat dann seine Schuldigkeit. Wenn Din damals nur mit einem Wort gesagt hätte, daß sie nicht wolle, wäre nichts geschehen, aber sie sagte gar nichts, hängte sich in mich ein und kam zu mir.

Sie machte keine banalen Redensarten, sprach überhaupt kein Wort, biß sich nur manchmal auf die Lippen. Din war ein modernes Mädchen. Sie legte ihren Pelz ab und setzte sich in einen Fauteuil. Ihre Stirn war hoch, ihre Augen schwarz wie die Nacht. Der Mund

schön rot . . . gesunde Zähne, eine schlanke Figur . . . Jetzt sah ich, daß sie Kay Francis glich. Sie hatte eine dunkelgrüne Bluse an. Durch den hauchdünnen Stoff sah man ihre schöngeformten Arme. Sie saß mit gekreuzten Beinen da und umspannte ihre Knie mit den Händen.

Noch bevor der Tee fertig war, sagte Din folgendes:

„Ich möchte bloß feststellen, daß nicht Sie mit mir angebandelt haben, sondern ich mit Ihnen."

„Ich verstehe nicht."

„Geben Sie zu, daß es so war!"

„Ich gebe es zu, wenn Sie's durchaus wollen, obwohl es sich gar nicht so verhält und ich nicht begreife, warum Sie sich in ein schlechtes Licht stellen wollen?"

„Später ist so was sehr wichtig."

Dann stand sie auf, bat um eine Zigarette und erklärte, daß sie sich aus dem Tee nichts mache.

Als ich ihr Feuer gegeben hatte, nahm sie nach ein paar Zügen die Zigarette aus dem Mund und sah mich schüchtern lächelnd an.

Ich beugte mich zu ihr und küßte ihren Mund. Es war ein lammfrommer Kuß. So küssen sich Menschen, die sich nicht mehr lieben.

8. Kapitel

WARUM habe ich Céline betrogen?

Warum?

Man müßte es irgendwie begründen, denn ich hatte gar kein Vergnügen davon. Wie konnte es aber geschehen? Auch in jener Nacht dachte ich, was wohl sein würde, wenn Céline plötzlich zur Tür hereinkäme und ein fremdes Mädchen hier im Zimmer fände? . . . Ein fremdes Parfüm . . . Auf dem Fauteuil fremde Kleider . . . Ein fremder Mädchenkörper gleitet ins Bett . . . drückt das Gesicht ins Kissen und wartet . . .

. . . Wir hätten nicht Tee trinken sollen . . . Das war das Malheur. Wenn Céline das wüßte! Übrigens, sie hat es ja erlaubt . . . Aber so hat sie sich's vielleicht doch nicht gedacht . . . ich hingegen habe mir gar nichts gedacht, und dennoch . . . Es war gemein von mir . . . Ich spüre das seltsame Parfüm der Italienerin noch immer an mir . . . So sehr ich auch meinen Fehltritt bereue, muß ich doch immer wieder an diese Nacht zurückdenken. So ist es eben mit der Sünde. Auf einmal steckt man mitten drin, ohne besondere Freude daran, nur so.

Es war schöner, mich nach Céline zu sehnen; wenn das Verlangen stärker wurde, im Luxembourg-Garten spazieren zu gehen und höchstens in Gedanken zu sündigen, nur so flüchtig . . .

Ich kann mir vorstellen, wie böse der liebe Gott auf mich ist.

Eigentlich müßte ich an einer Kirche vorüber, aber lieber mache ich einen Umweg.

Für diese Nacht wirst du sowieso noch büßen, du . . . und ich drehe mich nach der Kirche um. Zwei alte Frauen gehen eben hinein . . . Wie gut wäre es, alt zu sein, ganz alt, oder ein ganz kleines Kind . . .

Die dazwischen liegenden Jahre reißen einen nur hin und her . . . Wenn ich ein kleines Kind wäre, würde ich mir höchstens Schokolade wünschen . . . Wenn ich alt wäre, würde ich mir wünschen, keine Schmerzen zu haben.

Rasch in ein Bad. Diesen fremden Duft muß ich endgültig loswerden. Ich ging in den dreizehnten Bezirk, in das Bad, welches ich mit Céline immer besucht hatte.

Die dicke Frau an der Kassa erkundigte sich teilnahmsvoll nach Céline. Ob es ihr nicht schwer fiele, so allein zu leben? Nein, also sie könnte es keine zwei Tage ohne die Ihren aushalten.

„Tenez, Monsieur, neulich fuhr mein Mann mit den Kindern auf einen Tag zur Schwiegermutter, und ich konnte nirgends meinen Platz finden." (Dabei ist sie sehr dick.)

Wieder streife ich im Luxembourg-Garten herum. Am Rande des Longue-Paume-Platzes setze ich mich nieder. Hier pflegte ich auch mit Céline zu sitzen. Wenn Céline nervös war, saß sie ganze Nachmittage hier mit ihrem Buch und wartete auf mich, bis ich aus der Redaktion kam. (Im dreizehnten Bezirk gibt's keinen so schönen Park.) Wir sahen den Longue-Paume-Spielern zu. Sie haben langstielige Schläger und spielen ohne Netz. Der Ball ist nicht aus Gummi und springt kaum. Er darf nur einmal den Boden berühren, dann muß er gleich zurückgeschlagen werden. Auch jetzt spielen dieselben Leute wie damals . . . Der häßliche, breitschultrige Mann mit dem schwarzen Barett, der so hart schlägt . . . auch der Knirps mit dem dicken Bauch springt noch immer da herum, der sich vor jedem Schlag zusammenreißt, und der elegante, weißbärtige alte Herr . . . der hat die tadelloseste Bügelfalte.

Ich sehe nicht mehr zu, denn es tut mir so weh, daß Céline nicht da ist . . . Eigentlich ist Céline an allem schuld. Na ja, muß immer ich das schwarze Schaf sein?

9. Kapitel

SEIT DIN in mein Leben eingezogen ist, macht mich das Kissenproblem einfach wahnsinnig. Ich besitze zwei Kissen: ein richtiges, großes, und ein ganz kleines, wie ein Nadelkissen.

Tausende sind durch meine Hände gegangen, aber ein zweites Kissen habe ich noch immer nicht. Immer fällt es mir erst um Mitternacht ein, wenn ich zu Bett gehe. Um diese Zeit — das ist doch klar — schläft jeder ordentliche Tapezier und denkt auch im Traum nicht daran, Nachtdienst zu machen.

In den schlechten Zeiten erlaubte Céline nicht, noch ein Kissen anzuschaffen; sie behauptete, das kleine sei gerade gut für sie. Wenn sie ihren Kopf darauf legt, schläft sie sofort ein. Sie ist ja auch so klein, wie ein Kind, das Kissen paßt zu ihr. Dann wurden wir ausgeraubt und brauchten alles Geld, um uns neue Kleider zu kaufen. Ich dachte gar nicht mehr an das kleine Kissen — ich lag ja nicht darauf. Nach den Räubern kamen gleich die ärztlichen Rechnungen. Céline ist eine echte Frau, ein großes, warmes, fühlendes Herz. Als

ich sie einmal in den Bergen besuchte, zeigte sie mir ihr Zimmer, deckte das Bett auf und sagte:

„Schau, die schönen großen Kissen, noch dazu zwei!"

So erfuhr ich, daß es mit dem kleinen Kissen doch nicht so einfach war. Später lebte ich allein und brauchte kein zweites Kissen. Seit Din sich bei mir eingenistet hat, habe ich keines mehr.

Din nahm das große Kissen sofort in Beschlag.

„Ich bin die Dame", sagt sie und stopft das Kissen unter ihren Kopf. Sie möchte sogar noch ein zweites haben. Und ich stehe mit dem kleinen Kissen da, das nicht größer als eine Stempelmarke ist. Merkwürdig, seit ich darauf schlafe, kommt es mir noch kleiner vor. Bei Céline sah es entschieden größer aus.

„Versuch es nur gar nicht, mein Mitleid zu wecken", sagt Din, wenn ich vor dem Schlafengehen das kleine Kissen von allen Seiten betrachte und mir nachdenklich den Kopf kratze.

„Ich schenke dir meinen Körper, diesen vollkommenen Marmorleib, und soll nicht einmal ein Polster haben? Nein, nein, davon kann keine Rede sein", sagt Din erbarmungslos.

Din schreibt ihrem Bräutigam, diesem „Hund, der ihr Leben vergiftet", manchmal einen Brief. Dann sagt sie: „Du, schreib jetzt deiner Frau!" Und sie bestellt Briefpapier und läßt mir keine Ruhe. Ich glaube, Din will auf diese Weise zeigen, daß sie eine verständnisvolle Seele ist.

„Zeig mir nur den Schluß", sagt sie, wenn ich mit dem Brief fertig bin. „Du könntest wirklich ein bißchen herzlicher schreiben", meint sie dann gönnerhaft.

Ich mag das nicht. Din irrt sehr, wenn sie glaubt, dadurch einen Stein in meinem Brett zu erringen.

10. Kapitel

Es geschah ganz unerwartet. Früher hatte ich oft darüber nachgedacht, was wohl wäre, wenn . . . Vor zwei Jahren noch täglich, fast minütlich. Aber jetzt nie mehr.

Ich habe ganz plötzlich Louise getroffen und bemerkte sie erst, als wir kaum zehn Schritte weit voneinander standen. Ich konnte der Begegnung unmöglich ausweichen.

Als sie mich auch erblickte, blieb sie einen Augenblick lang starr stehen.

Sie trug ein elegantes dunkelblaues Kostüm. Die kleine Kosakenmütze ruhte schief über dem linken Auge. Seitlich schmiegte sich eine rote Locke an ihre Wange, ein kurzer Schleier bedeckte ihre Augen. Es waren merkwürdige Augen: wenn sie gut aufgelegt war, glänzten sie in reinem Blau, aber bei schlechter Laune wurden sie plötzlich ganz grau.

Es war eine erschreckend aufrichtige Begegnung: wir konnten unmöglich irgendeine belanglose Bemerkung über noch belanglosere Dinge machen und dann weitergehen.

Louise stand mit großen, erstaunten Augen da und konnte ihren Blick nicht von mir abwenden.

Es war im Bois de Boulogne, an einem späten, ein wenig kalten Nachmittag. Über den sonderbar gefärbten Himmel zogen seltsam geformte Wolken. Auf den Wegen ging kaum noch jemand, nur hier und da flitzte ein elegantes Auto vorbei, und wir standen uns wortlos gegenüber.

Plötzlich fiel mir alles wieder ein. Alles, was vergangen war, stürzte auf mich zu und preßte mir das Herz zusammen, daß es wie rasend schlug.

Ich weiß nicht, wie lange wir so standen, bis Louise sich endlich bewegte und ihre Hand auf meinen Arm legte.

„Monsieur . . ." begann sie. Aber dann überstürzten sich ihre Worte, als ob sie damit noch etwas verhüten könnte, was doch längst vorbei war.

„Nie hab' ich dich betrogen . . . Ich hab' dich damals nicht betrogen . . . Es war nur eine Lüge . . . ich war so gemein . . . und nervös . . . ich hab' dich nicht betrogen, glaub mir doch! . . . Jetzt ist ohnehin alles egal . . . jetzt kannst du mir's schon glauben . . . Ich hab' dich nicht betrogen . . . und dann, später . . . da war es schon zu spät . . . Sprechen wir nicht mehr davon, gut?"

Was mit mir geschehen war, danach fragte sie nicht; sie hielt meinen Arm krampfhaft fest und ging eng an mich geschmiegt neben mir her, seltsam fremd und doch vertraut, als wäre sie plötzlich von einer weiten Reise heimgekehrt. Sonderbar, Louise war auf einmal wieder da: sie kam einfach und selbstverständlich aus der Vergangenheit wieder zurück und konnte ebensowenig bezweifelt werden wie die Dämmerung und die Kälte.

Ich hörte stumm an, was Louise sagte. Jetzt war ja wirklich alles einerlei, ich kam mir nur sehr dumm vor. Louise hatte viel um mich gelitten, damals. Ja, fast unbeschreiblich, und wir hätten uns auch niemals wiedersehen dürfen, nein, das hätte nicht sein dürfen . . .

„Hier wohnst du also?" fragte sie, als sie in mein Zimmer trat, und kaum hatte sie sich umgesehen, fügte sie schon hinzu: „Und allein? . . ."

Dann sagte sie lange nichts, saß nur da und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Schließlich stand sie auf. Ich suchte eben in meinen Schubladen nach ihrer Photographie, um sie ihr zurückzugeben. Da legte sie langsam ihre Hand auf meine Schulter und lehnte sich mit ihrem ganzen Körper an mich.

„Interessant!" sagte sie mit einem seltsamen, kurzen Auflachen, als das Bild zum Vorschein kam, und sah es an. „Behalte es . . . es ist nicht besonders gut . . . Oder wirf es weg, wenn es dir im Weg ist!"

Ich konnte es mir nicht erklären, warum mir Louise so fremd erschien: ihr Körper war mir fremd, ihr Lächeln, ihre Bewegungen. Und dann sagt sie:

„Wie meinst du?"

Das hat sie früher nie gesagt.

Wie ihr neuer Freund heißen mag?

Vom Fenster her läßt sich ein sonderbares Geräusch hören: als ob

aus einer entfernten Wasserleitung tropfenweise Wasser rinne. Ach ja, das sind die Goldfische. Vorige Woche kaufte ich mir Goldfische. Ich brauche irgendein Lebewesen um mich, möglichst eines, welches man nicht so ins Herz schließen kann, daß sein Verlust einem Schmerzen bereitet. Und so verfiel ich auf Goldfische. Sie stören mich oft durch dieses seltsame, tropfende Geräusch, das sie hervorbringen: nachts kommen sie immer an die Oberfläche des Wassers und schnappen nach Luft. Wahrscheinlich gibt es im Wasser nicht genug davon. Schlafen habe ich sie noch nie gesehen. Erst waren sechs Stück da, vier sind aber schon eingegangen. Ihre silberweißen Bäuche nach oben gekehrt, fand ich sie früh auf dem Wasser liegend. Die beiden letzten, die übrigblieben, werden auch noch hinwerden. Dann mag ich keine Tiere mehr haben.

Morgens stand Louise früh auf. Mit langsamen, ruhigen Bewegungen puderte sie ihr Gesicht, manchmal lächelte sie mir dabei zu; etwas verlegen und verschämt, wie ein junges Mädchen nach der ersten Liebesnacht.

Als sie angezogen war, drückte sie mir lange die Hand und sagte:

„Ich will nichts mehr von dir wissen."

„Warum?"

„Weil ich André nicht betrügen mag."

„Wer ist André?"

„Mein Mann."

„Du bist verheiratet? Seit wann?"

„Seit vier Monaten."

Dann ging sie.

Ich vergaß ganz, nach der Kuh zu fragen.

Wahrscheinlich ist die arme schon tot.

•

Nachmittags fand ich bei einem der Bücherhändler am Seine-Ufer die ‚Liebschaften des Sieur Lufugoubre'.

Plötzlich stiegen mir Tränen in die Augen. Ja, es war dasselbe Buch, welches ich schon einmal, als ich mit Céline hier war, kaufte, aber sie hatte es heimlich wieder zurückgelegt. Ich kann mich genau erinnern, daß die eine Ecke des Buches schon damals abgerissen war. Seither hatte es hier unverändert gelegen; aber Céline war inzwischen krank geworden, und ich bin verkommen. Nein, nein, ich werde das Buch auch jetzt nicht lesen, weil Céline es damals nicht wollte, aber kaufen werde ich es. Es ist ein guter Freund aus alter Zeit und muß zu meinen anderen Büchern kommen, damit ich's oft betrachten kann.

Sieur Lufugoubre, lieber Sieur Lufugoubre, ach, ich habe jetzt auch Liebschaften!

11. Kapitel

DIN sollte bald nach Hause fahren. Je näher der Tag der Abreise kam, desto häufiger und länger waren wir beisammen. Es kam vor, daß Din zwei Tage und zwei Nächte lang bei mir war. Das

Essen ließen wir uns bringen: Frühstück, Mittagessen, Nachtmahl... Später wunderte ich mich darüber, daß Din dazu imstande war, es widersprach völlig ihrer Natur. Sie wollte immer gesehen werden. Am liebsten hätte sie sich ununterbrochen amüsiert.

„Komm, es ist das letztemal! Wir wollen uns zu Tode lieben!" sagte sie.

In den letzten Tagen sprach sie davon, daß ich viel an sie denken müsse. Wenn ich einmal nach Mailand komme, soll ich sie unbedingt besuchen. Sie mochte Italien nicht, aber für Paris schwärmte sie und sprach öfters davon, daß sie zurückkommen werde. Sie fuhr sehr ungern fort, aber ihr Bräutigam wollte es durchaus haben, und auch von zu Hause kamen fortwährend Briefe, die sie zurückriefen.

„Mein Bräutigam ist entsetzlich eifersüchtig", sagte sie.

Ich mußte darüber lachen. Sofort zog sie zwei Briefe aus ihrer Tasche, um zu beweisen, daß sie nicht gelogen habe.

Die langen und verzweifelten Briefe des Bräutigams verursachten mir große Gewissensbisse. Din müsse sofort zu ihm zurückkommen und dann bei allen Heiligen schwören, daß sie treu geblieben sei. Alles verstand ich nicht; die italienische Sprache interessierte mich ja erst, seit ich Din kennengelernt hatte.

„Warum hast du mir das angetan?" fragte ich sie ernst, denn diese Worte waren zu meinem Herzen gedrungen, und ich fühlte plötzlich eine schmerzliche Gemeinschaft mit diesem fernen, fremden Mann.

„Was hab' ich dir angetan?"

„Hast du denn gar kein Gefühl für diesen Unglücklichen übrig?"

„Warum? Würdest du dir aus jemandem etwas machen, den du nicht liebst?"

„Ich hätte Mitleid mit ihm."

„Oh, was für Unsinn du redest! Begreif doch, daß er mir zuwider ist und daß ich nie seine Frau werde."

„Dann halte ihn nicht zum Narren, sondern sage es ihm aufrichtig."

„Ich hab's ihm schon gesagt, aber meine Eltern sind auf seiner Seite und ich kann nichts machen ... Er kann mich ja heiraten, wenn ich fünfunddreißig bin, aber bis dahin lebe ich so, wie es mir paßt. Der wird warten, verlaß dich drauf!"

Am Tag vor Dins Abreise war keiner von uns gerührt. Ich begleitete sie nach Hause, im Tor winkte sie noch einmal und verschwand. Der idealste Abschied, wenn einer verreisen muß und sich nichts dagegen tun läßt.

Am nächsten Morgen bekam ich einen Expreßbrief von ihr:

„Ich werde an dich denken, wenn ich in Mailand bin und auch du mußt an mich denken. Bleib heut abend zu Hause, ich komme noch auf einen Sprung hinauf."

Abends kam sie nicht. Wahrscheinlich hatte sie keine Zeit mehr gehabt.

Das hat nichts zu sagen. Ich habe sie nicht geliebt. Darum hab' ich mir ja auch alles verziehen.

Nach dem Nachtmahl ging ich ins Dôme. Zu meiner größten Überraschung sah ich Din dort sitzen, mit Bianca, ihrem Hund, auf dem Schoß.

„Ich kann noch zwei Wochen hier bleiben", rief sie mir voller Freude entgegen.

„Warum bist du dann nicht zu mir gekommen? Ich habe dich erwartet."

„Wir waren müde: ich und Bianca auch."

Sie bleibt also noch zwei Wochen da.

Din hat einen herrlichen Körper, aber sie erlaubte mir nie, sie zu zeichnen.

Na, wir haben noch zwei Wochen vor uns.

12. Kapitel

MANCHMAL kam mir erschrocken zum Bewußtsein, was eigentlich mit mir vorging. Besonders, wenn ich mich von Din verabschiedet hatte und allein das Zimmer betrat, in dem noch irgend ein seltsamer Duft an die vergangenen Stunden erinnerte.

In der letzten Woche war Din jede Nacht bei mir. Am Abend fuhr sie ihren Wagen heim und kam dann, drei Stufen auf einmal nehmend, zu mir heraufgelaufen. Endlich gelang es mir auch, sie dazu zu bringen, daß sie die widerliche Bianca bei ihrer Freundin ließ (ich bin doch gewiß ein großer Tierfreund — aber Bianca konnte ich nicht leiden).

Ich kaufte alle italienischen Zeitschriften, damit wir nachts lesen konnten, wenn wir müde wurden.

Wenn ich das Bild einer Frau zufällig etwas länger betrachtete, fragte Din gleich:

„Gefällt sie dir?"

„Sie ist schön."

Dann rückte sie von mir ab und sagte:

„O Gott, bist du mir zuwider!"

Eine Viertelstunde später war sie wieder gut. Ein, zwei banale Komplimente genügten, um sie zu versöhnen. Sie stellte sich splitternackt mitten ins Zimmer und fragte:

„Hast du je einen so vollkommenen Körper gesehen?"

Dins Gestalt war wirklich sehr schön, das leugne ich nicht, aber ihr Naturell war manchmal kaum zu ertragen.

Ich habe in meinem Leben unzählige Frauen gezeichnet und muß gestehen, daß Dins Körper einer der vollkommensten war. Man konnte ihn nicht satt bekommen.

Bei Din kam ich wenig zum Arbeiten, aber ich tröstete mich damit, daß es ohnehin nicht lange dauern werde. Sie fährt ja bald fort.

Wir schliefen immer erst gegen Morgen ein und gingen um vier Uhr nachmittags zum Lunch — als die einzigen Gäste im Restaurant. Wir hatten beide immer einen Wolfshunger.

Din war manchmal sehr lieb.

Sie küßte das Brot, den Käse, das Gebäck, bevor ich es in den Mund nahm, und trank aus meinem Glas.

„Uns hat Gott füreinander geschaffen", sagte sie oft. Da fiel mir

jedesmal Céline ein: ich sah ihre zarte, kleine Gestalt und wurde plötzlich ernst.

„Sag, Din — warst du je krank?"

„Nie. Warum?"

„Nur so."

Nach dem Mittagessen machten wir lange Autotouren. Weit hinaus, weit weg von Paris. Einmal kamen wir bis Deauville.

„Fahren wir mit hundertzwanzig, Din!"

„Ich kenne diesen Weg nicht."

„Du willst eine Italienerin sein?"

„Na warte", sagte sie und sauste los.

Auch das Hundertkilometer-Tempo löste ein angenehmes, gruseliges Gefühl aus: aber Din stoppte bald ab, denn Bianca fürchtete für ihr verwöhntes Parasitenleben und kläffte verzweifelt.

„Rühr mich nicht an, wenn ich am Steuer sitze, sonst sind wir verloren."

In dieser Woche zeichnete ich keinen Strich. Ich telephonierte alle Redaktionen an, daß ich schwer erkrankt sei, und bat, in Geduld abzuwarten, bis ich wieder gesund werde.

Damals liebte ich Din bereits. Ich liebte sie, weil sie mein Leben befreit hatte und meine zum Tod verurteilten Wünsche nun Weg und Ziel hatten. Din war eine frische Quelle für den Verschmachteten.

„Komm mit mir nach Italien und beginne dort ein neues Leben!" sagte sie in den letzten Tagen.

So etwas wäre mir nie eingefallen. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, wie es möglich wäre, Din und auch Céline zu behalten.

Din reiste auch nach zwei Wochen nicht ab, hingegen kamen der Bräutigam aus Turin und Dins Vater nach Paris.

Din schickt mir jeden Vormittag und jeden Nachmittag einen Eilbrief. Im ersten schreibt sie, wo sie zu Mittag, im zweiten, wo sie am Abend sein werden. Ich muß im selben Restaurant essen und abends in dasselbe Theater, Kino oder Dancing gehen.

Am meisten ist sie mit dem Bräutigam beisammen. Mit dem Vater gewöhnlich nur bei den Mahlzeiten, aber manchmal bleibt er auch weiter mit ihnen.

Einmal kam ich durch bloßen Zufall im Kino neben Din zu sitzen, das heißt, ich saß eigentlich neben dem Bräutigam, aber auf einen Wink Dins mußte er den Platz mit ihr tauschen. Während der ganzen Vorstellung zwickte sie mich.

In der Pause führte sie ihren Bräutigam in dasselbe Bistro, in dem ich meinen schwarzen Kaffee trank, und winkte mir hinter seinem Rücken zu.

Von diesen Tricks war ich durchaus nicht begeistert. Es war mir entsetzlich peinlich, einen entschieden sympathischen Mann so lächerlich zu machen.

DIE Turmuhr von Saint-Sulpice schlug Mitternacht, ich lag mit meinem Liebeskummer und ‚Anna Karenina' zu Bett.

Ich liebe Din und bin über ihren Bräutigam verzweifelt. Das sind die neuesten Ereignisse. Wie es dazu gekommen ist, weiß ich nicht.

Ich war auf eine trostlose Nacht gefaßt. Der Mond schwebte wie ein weißer Reklameballon über den Dächern. Durch das offene Fenster kam die Frühlingsluft herein und spielte mit den Gardinen, konnte mich aber nicht erheitern.

Sooft ein verspäteter Mieter heimkehrt, dröhnt das mächtige Tor des zweihundert Jahre alten Hauses wie ein Kanonenschuß. Manchmal muß man das Tor vier-fünfmal zuschlagen, bis das alte Schloß sich entschließt, einzuschnappen.

Die Schritte kommen bis in mein Stockwerk herauf. Madame Gay kommt heim. Aber nein. Die Schritte machen vor meiner Tür halt. Es klopft.

Im Pyjama, Anna Karenina in der Hand, eile ich zur Tür.

Din.

Kaum im Zimmer, wirft sie sich in einen Stuhl und ruft:

„Ich bringe mich um!"

„Warum denn?"

„Ihr seid alle Schufte."

„Wer noch, außer mir?"

„Du, mein Bräutigam und die ganze Welt!" — Damit reißt sie mir Anna Karenina aus der Hand und beginnt sie zu schütteln. Schon wieder sucht sie nach einem Liebesbrief. Das ist ihre fixe Idee. Dann sieht sie sich das Buch an.

„Natürlich liest du nur Bücher über Frauen, du Elender! Mach das Fenster zu!"

„Wozu?"

„Der Trottel steht unten an der Ecke und wartet."

„Wer?"

„Wer? Mein Bräutigam!"

„Er weiß, daß du hier bist?"

„Ich habe mich begleiten lassen. Du glaubst doch wohl nicht, daß ich nachts allein auf der Straße herumlaufe?"

Na, ich gehe mit Anna Karenina ins Bett zurück. Der andere wartet unten. Das ist so unwahrscheinlich! . . . Aber ich gehe nicht hinunter, um ihn zu kontrollieren. Er wird unbedingt warten, bis Din wieder hinunterkommt, soweit kenne ich ihn schon aus seinen Briefen. Wenn er müde wird, setzt er sich höchstens auf den Straßenrand nieder und erkältet sich. Als Arzt müßte er wissen, daß man sich in den Monaten mit ‚r' nicht auf die kalten Steine setzen darf. Es ist der 25. April.

„Untersteh dich nicht zu lesen, wenn ich da bin, sonst zertrümmere ich deine ganze Einrichtung."

„Erstens habe ich eingebaute Möbel, zweitens hast du versprochen, dich umzubringen!"

(Coué: Ich erschlage sie nicht, ich erschlage sie nicht, ich erschlage sie nicht.)

„Sag, bist du hergekommen, um mich zu ärgern?"
„Ich bin gekommen, um mich mit dir zu versöhnen."
„Ich kann mich gar nicht erinnern, daß wir Krach gehabt hätten."
Darauf beginnt sie sich auszukleiden und spaziert schließlich nackt im Zimmer auf und ab. Sie weiß sehr gut, die Bestie, daß ihr Körper tadellos und das einzige ist, wodurch sie auf mich wirken kann, weil ich ja auch ein unmöglicher Kerl bin — so im Grund genommen.

Ich kenne schon ihre Methode. Jetzt sucht sie sich ein Buch heraus, legt sich ins Bett, ganz an die Wand, damit ich nicht einmal zufällig an sie herankomme. Sie ist keine Frau, die liest. Wenn sie ein Buch zur Hand nimmt, will sie damit ausdrücken, daß ich ihr unendlich gleichgültig bin. Dann fängt sie an zu weinen.

14. Kapitel

ICH hab's zufällig gefunden. Es lag in der Tischlade, wo ich meine Zeichenrequisiten hineinzuwerfen pflege.

Es war ein kleines, zusammengefaltetes Blatt Papier: darauf ein paar Zeilen von Céline.

Seit Monaten schon muß dieser kleine Gruß in der Lade liegen. Sie wird ihn geschrieben haben, bevor sie abreiste, aber ich sah ihn nie. Jetzt auf einmal kam er zum Vorschein.

„Wenn du verbittert bist, denk an mich, die dich immer lieben wird."

Es war Célines Gewohnheit, solche kurze Briefchen unter meine Sachen zu verstecken.

Wenn ihr etwas sehr am Herzen lag, konnte sie nie darüber sprechen: sie schrieb dann solche Zettelchen und warf sie ins Papiermeer meiner Schriften, wie kleine SOS-Botschaften.

Zum Beispiel:

„Du hast nur eine Frau, sei nicht schlecht gegen sie!"

Das hatte sie nach einem Streit in meine Papiere eingeschmuggelt.

Ich begann nun fieberhaft in meinen Sachen zu suchen und fand noch einige Botschaften.

„Wenn du dich mutlos fühlst, bedenke, daß ich die Schwächere bin und daß du es doch besser hast als ich."

Sogar in meinen Taschen fanden sich solche Zettel.

Wann hatte sie die hineingesteckt?

Ich pflege meine Taschen niemals auszuleeren. Untertags wechsle ich den Anzug und räume dann rasch den Inhalt meiner Taschen um. Manchmal trage ich ganz belanglose Dinge jahrelang mit mir herum.

„Betrüg mich nicht zu oft, Ypsilon!" mahnte ein kleiner Zettel in einer Westentasche.

Auch in der Bibel fand sich eine Botschaft. (Wie ist es nur möglich, daß ich sie noch nie gefunden habe? Ich lese doch oft in der Bibel.)

„Wenn du auch nicht darüber sprichst, weiß ich doch, daß du mich liebst."

Ich setzte mich auf den Teppich, breitete alle meine Schriften aus,

alte Zeichnungen, Briefe, einen ganzen Haufen, und begann wie verrückt darin herumzustöbern.

Ich fand auch alte Andenken.

Auf eine halbe Zigarettenschachtel hatte sie rasch ein paar Zeilen hingeworfen. Wahrscheinlich war die Zeit knapp und sie fürchtete, daß ich sie erwische. Deshalb hatte etwas herhalten müssen, was gerade zur Hand war.

Es stand darauf:

„Ich streichle dir sanft die Wangen . . . und drücke tausend Küsse darauf . . . Dies ist mein letzter Abend in Paris mit dir. Mut, Liebster! Ich liebe dich und werde dich immer lieben. Auf baldiges Wiedersehen. Deine Céline."

Diesen Gruß fand ich noch in der unmöglichen Wohnung, im Bett, am Abend des Tages, an dem Céline in die Berge gereist war. Sie hatte ihn hineingesteckt; es war der sicherste Ort; hier mußte ich ihn finden.

Ich sehe Céline vor mir, mit dem abgemagerten Gesichtchen, schmal und dünn, wie sie unter Tränen lächelnd ihre Reisevorbereitungen traf.

„Auf baldiges Wiedersehen", schriebst du, Céline — und wie lange ist das nun her? Das „baldig" hast du sogar dreimal unterstrichen!

Die alten Erinnerungen kamen nacheinander ans Tageslicht.

Da ist ein kleines Blatt, auf dem die Worte stehen:

„Mein grüner Spatz,
Mein blauer Traum,
Mon Chevalier aux Omelettes."

Das hat folgende Geschichte:

Es war Winter und wir lagen beide krank in der unmöglichen Wohnung. Céline lief noch rasch einkaufen, dann legte sie sich auch zu Bett und wir rührten uns zwei Tage lang nicht von Hause fort. Nur Céline zog sich manchmal an und lief in den nächsten Laden oder sie rannte, in einen großen Schal gewickelt, in die Leihbibliothek, kam aber sofort wieder heim.

Es war eine sehr sympathische Krankheit. Wir tranken ungeheuer viel Tee mit Rum, waren angenehm betäubt und lasen den ganzen Tag.

Ich las einen wilden Liebesroman; es war eine echte Pariser Liebe. Die Heldin gab ihrem Geliebten alle möglichen Kosenamen, — sie nannte ihn ihr Häschen, ihr weißes Mäuschen, ihre kleine Ratte, ihren kleinen Krautkopf und so weiter, so daß ich vor Neid schon ganz gelb war.

„Céline!"

„Ja?"

„Warum gibst du mir keine Kosenamen?"

Sie nahm vom Tischchen, das wir neben den breiten Diwan hingezogen hatten, ein Blatt Papier und schrieb darauf:

„Mein grüner Spatz,
Mein blauer Traum,
Mon Chevalier aux Omelettes."

(Omeletten waren meine Leibspeise.)

„Da!" sagte sie. „Und nun sei so gut und störe mich nicht. Ich bin beim Fürsten Caculbabouille zum Diner!" Und schon las sie weiter.

Auch ein kleiner französischer Vers kam mir in die Hand, die erste Strophe des Rondel de l'Adieu:

Partir — c'est mourir un peu,
C'est mourir à ce qu'on aime,
On laisse un peu de soi-même
En toute heure, en tout lieu.

Es gab noch eine Menge Andenken an Céline, das große Paket Briefe gar nicht gerechnet. Da waren Schulhefte aus ihrer Kinderzeit . . . viele Gedichte, Novellen, die Céline geschrieben hatte und in denen immer jemand starb — ein Mensch, ein Hund oder ein kleiner Vogel. Manchmal auch nur eine Blume, aber überall thronte die Vergänglichkeit.

Und schrecklich viele Rezepte.

Bei ihrem Anblick fiel mir ein, wie grausam ich einmal gegen Céline gewesen bin.

Sie beklagte sich wie gewöhnlich und wollte durchaus in ein Spital, wo man ihr eine Medizin gegen ihre Nervosität geben würde, aber zuerst wollte sie sich untersuchen lassen.

„Ich kenne zufällig so ein Krankenhaus", sagte ich, „es liegt am Wege in eine Redaktion, ich sehe es oft."

Sie wird sofort hingehen. Ich sagte ihr die genaue Adresse.

„Begleitest du mich nicht?"

„Nein, meine Liebe. Du weißt, daß ich Ärzte nicht leiden mag."

Sie wußte es, fragte mich aber trotzdem jedesmal. Sie fürchtete sich auch vor den Ärzten, lief aber doch immerfort zu ihnen.

Nachmittags ging sie allein ins Spital, war aber eine halbe Stunde später schon wieder daheim.

„Das war schrecklich, mein Schatz. Eine hohe Steinmauer läuft rings um das Haus und ein entsetzlich großes Tor ist dort . . . und der Portier sagte, wenn ich hineingehe, läßt man mich nicht wieder heraus! Was sagst du dazu!"

„Ah?"

„Du wußtest das?"

„Ich wußte es, aber du ärgerst mich schon so mit deinen ewigen Krankheiten, daß ich dachte, eine kleine Lektion würde dir nicht schaden. Sei nicht böse!"

Sie sah mich lange erschrocken an, dann sagte sie mit einem ganz leisen Vorwurf in der Stimme:

„Nennst du das Liebe?"

Die Erinnerungen überkamen mich so mächtig, daß mein Herz ganz schwer wurde. Ich rannte zum Bahnhof und fuhr mit dem nächsten Zug nach Grenoble.

Ich wußte, daß es ein Leichtsinn war, eine sehr große Ausgabe . . . Ich weiß ja noch nicht, was der Sommer bringt . . . Was Sommer! Die nächsten paar Wochen . . . Und doch . . . Din war plötzlich aus meinem Herzen verschwunden. Ich will Céline wiedersehen! Céline, ich liebe doch nur dich!

Spät abends kam ich in Grenoble an. Ich stieg in einem Gasthof neben der Station ab und machte mich frühmorgens mit dem ersten Autocar auf den Weg.

Die Luft war klar und frisch. Der mächtige Autobus kroch schwer und keuchend die Bergstraße hinauf. Wenn ich ins Tal hinabblickte, schauderte ich. Sooft der Chauffeur die Kupplung umschaltete, blieben wir einen Augenblick lang stehen. Wenn wir eine Panne haben und die Bremsen versagen, rollen wir zum Rande der Steinbalustrade zurück und sausen von dort langsam in die Tiefe. So kann man es wenigstens im Kino sehen — in Wirklichkeit geht es gewiß rascher, und wir wären in einer Minute unten bei den Spielzeughäuschen und den Menschen, die von hier wie Ameisen aussehen. Vor acht Jahren sind siebenunddreißig Menschen so umgekommen. Gerade vorhin hat es ein nervöser Herr jemandem erzählt. Vorderhand möchte auch ich noch nicht sterben.

Céline ahnt nicht, daß ich komme. Acht Monate haben wir uns nicht gesehen. Wie ich sie wohl finden werde?

Wahrscheinlich ist sie schon aufgestanden. Vielleicht frühstückt sie gerade. Aber es ist eher anzunehmen, daß sie, in eine warme Decke gehüllt, auf ihrem Balkon liegt und liest: man sieht nur ihre Nasenspitze und die Hände, die das Buch halten. Um sie her die Berggipfel, bedeckt mit ewigem Schnee. Oder sie liegt vielleicht noch zu Bett und schreibt halb sitzend einen Brief an mich . . . In vielen Briefen erwähnt sie, daß sie mir frühmorgens schreibt:

„. . . es ist sieben Uhr und ich bin schon wach. Leider bringt man erst um acht Uhr das Frühstück. Ich habe meinen Pelz umgenommen und bin auf den Balkon hinausgegangen. Weißt du, wie schön die Morgendämmerung im Gebirge ist? Die Luft ist frisch, kalt. Du schläfst um diese Zeit noch. Ich möchte mit dir auf den höchsten Berg klettern. Von meinem Balkon sehe ich seinen graublau verschleierten Gipfel. Wir würden ihn mit großen Bergstöcken besteigen und mit roten Wangen, nach Schnee riechend, zurückkommen und mit gutem Appetit mittagessen. Nachher ginge ich mit dir nach Grenoble, eislaufen . . . Aber du schläfst in Paris, und ich muß den ganzen Tag hier liegen. Wann werde ich dich wiedersehen?! . . .“

Beim Col de Port machte der Autocar eine Rast von zehn Minuten. Ich war sehr lustig und glücklich . . . Ich werde hier übersommern . . . Céline, Süße, Céline! . . .

Der Autocar gab in dem einzigen Hotel hier auf der Bergspitze die Post ab. Auch hier gibt es einige Lungenkranke. Wir sind eintausenddreihundert Meter über dem Meeresspiegel . . . Ach, dieser erquikkende, kräftige Tannenduft . . . In tiefen Atemzügen reinige ich meine Lungen . . . Die mächtigen Tannen strecken sich himmelwärts. Die Stämme sind furchtbar dick und haben lange Moosbärte . . . Wie

traurig, daß man solche Orte nur aufsucht, wenn man kranke Lungen hat oder kranke Nerven, wie Céline.

Von hier führt mein Weg abwärts. Céline ist an der Tausendmetergrenze.

Eine Viertelstunde später halten wir schon im Hof des großen, eleganten Hotels. Livrierte Diener eilen den Gästen entgegen. Vom Dach des Autocars werden große Schweinslederkoffer abgeladen — ich habe wieder einmal kein Gepäck. Das ist mir schon in Grenoble eingefallen.

In der vornehmen Halle huscht das Personal auf weichen Teppichen lautlos hin und her. In eleganten Fauteuils blättern die Gäste ausländische Zeitschriften durch. Ein feiner alter Engländer legt seine nur halb gerauchte ägyptische Zigarette in die Aschenschale. Er ist frisch rasiert, trägt einen taubengrauen Anzug; aus seiner Rocktasche lugt ein Seidentuch hervor. Ein beruhigendes Bild gesicherten Wohlstandes.

Beim Portier erkundige ich mich nach Céline.

„Bei uns wohnt keine Dame dieses Namens."

„Das ist ganz unmöglich", erwiderte ich lächelnd. „Ich habe erst vor zwei Tagen einen Brief von ihr bekommen, der hier aufgegeben wurde. Sehen Sie nur nach."

Ein unbeschäftigter Livreediener kommt auch hin, jetzt suchen sie zu zweit im Fremdenbuch.

„Es wohnt keine Dame dieses Namens hier."

„Unmöglich! Ich sage Ihnen doch, daß ich hierher geschrieben habe und die Antworten von hier bekam. Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Wir korrespondieren seit Monaten."

„Vielleicht hat sie sich unter einem anderen Namen angemeldet."

„Aber nein!"

„Wann soll die Dame hier abgestiegen sein?"

Ich sage es.

Sie schlagen in einem anderen Buch nach, und ich erfahre zu meiner Überraschung, daß Céline wohl hier gewohnt hat, aber nur einen Monat lang. Dann sei sie abgereist.

„Wohin?"

„Das wissen wir nicht, es ist schon sieben Monate her."

Was kann das sein? Sie schrieb stets aus diesem Hotel . . . Auf dem Briefpapier des Hotels . . . Das ist einfach unfaßbar.

Ich danke und gehe ins Freie, um nachzudenken. Nein, reservieren Sie vorderhand noch kein Zimmer für mich, ich komme gleich zurück. Ja, ich will eben nach meinem Gepäck sehen.

Céline ist fort von hier, aber warum und wohin? Meine Briefe hat sie stets beantwortet, immer von diesem Hotel aus . . . Ihr Zimmer ist im dritten Stock, schrieb sie, gegenüber vom Stiegenaufgang . . . Ich hätte gleich hinaufgehen sollen . . . Nein, nein . . . Es ist ganz sicher, daß sie nicht mehr hier wohnt. Das zu leugnen, wäre ja sinnlos gewesen; übrigens habe ich ja selbst das Fremdenbuch gesehen . . . Ihr Name steht nirgends.

Ich gehe die Berglehne hinan . . . bin schon bei der Kirche und sehe den Friedhof. Ich weiß, es ist ausgeschlossen, daß Céline . . . und doch

gehe ich mit klopfendem Herzen zwischen den Gräbern herum und lese die Inschriften. Die Gräber sind von lauter siebzig-, achtzig-, ja neunzigjährigen alten Leuten.

Den Friedhof habe ich besichtigt. Was fange ich nun an? Ich hab's! Ich weiß schon, was ich tue. Ich frage im Postamt nach. Von dort hat man Célines Briefe abgeschickt, und dahin kamen auch meine. Sie hat doch so oft geschrieben; hier wird man Bescheid wissen.

Im Postamt konnte man sich an keinen einzigen Brief erinnern, der an meinen Namen abgegangen wäre. Auch an keinen an eine so benannte Dame. Und hier, fügten sie hinzu, kommen und gehen nicht so viele Briefe, man kann die Post leicht kontrollieren.

Ich dachte, ich sei wahnsinnig geworden. Was war das? Céline muß unbedingt hier sein. Hierher habe ich meine Briefe geschrieben, von hier aus hat sie sie beantwortet. Ich bin doch kein Narr! Céline ist hier, aber wo?

Ich werde ihr ein Telegramm schicken. Sagen wir: „Eben angekommen. Wo bist du?" Natürlich telegraphiere ich ins elegante Hotel; wenn sie auch nicht mehr dort wohnt, hat sie doch jeden dorthin adressierten Brief pünktlich beantwortet.

„Aber bitte", sagt das Postfräulein erstaunt, „Sie sind ja in zehn Minuten zu Fuß im Hotel! Viel schneller als das Telegramm."

„Ich kann nicht hingehen, denn die Dame wohnt nicht dort."

Sie sah mich an, wie einen Verrückten. Ich versuchte gar nicht, mit ihr zu disputieren, und ging fort. Am Ende glaubt sie, daß ich wahnsinnig geworden bin.

Vor der Kirche blieb ich wieder stehen, auf dem kleinen Platz, zu dem ein paar Steinstufen führen und wo ein Barometer steht. Es zeigte auf Schönwetter. Dann ging ich in die Kirche. Eine Dorfkirche hat ihren eigenen Geruch: sie riecht nach Gruft. Vor dem Altar kniete eine Frau. Im ersten Moment fiel sie mir gar nicht auf, dann kam sie mir sehr verdächtig vor . . . Ich ging vorsichtig um sie herum, so daß ich ihr von der Seite ins Gesicht sehen konnte.

Es war Céline.

Sie kniete mit gesenktem Kopf und betete andächtig. Sie hatte gar nicht bemerkt, daß jemand in die Kirche getreten war, obwohl meine Schritte ziemlich laut hallten.

Ich ging sofort wieder hinaus, um sie zu belauern, wohin sie geht. Wenn ich bemerke, daß mich jemand belügt, gehe ich der Sache unbedingt nach. Aber ich muß den Grund selbst herausfinden, denn wer mich einmal anlügt, kann es noch tausendmal tun, da ist es schade, eine Frage zu stellen. Am besten ist es, man schaltet die betreffende Person gleich aus. Warum hatte Céline, die nie zu lügen pflegte, das getan? Wohnte sie vielleicht doch noch im eleganten Hotel?

Céline blieb noch eine gute Viertelstunde in der Kirche, dann trat sie heraus und ging langsamen Schrittes die Berglehne abwärts.

Wir waren schon tief im Frühling, aber es war noch kalt. Im Grün der Täler zogen sich die Blumen wie farbige Streifen hin, manchmal sammelten sie sich zu unregelmäßigen Flecken an.

Céline ging langsam an der rauschenden Mühle vorbei, wo der Gebirgsbach seine ganze Kraft in einem kleinen Wasserfall verbrauchte

und sich dann genau so zu den Füßen der Fichten dahinschlängelte, wie er oben, ehe er herabkam, durch die Wiesen gelaufen war.

Céline ging am vornehmen Hotel vorbei — es ist also doch richtig, daß sie nicht dort wohnt —, nun beschleunigte sie ihre Schritte und trat in ein zweistöckiges, hübsches Haus ein, das an der Landstraße lag.

Ich wartete fünf Minuten und ging ihr dann nach.

Es war ein Hotel, aber kein elegantes, es gab nicht einmal einen Portier. Eine einfache Touristenherberge. Das Stubenmädchen kam eben mit einer Wasserkanne, den Besen unterm Arm, die Treppe herunter und gab mir die Auskunft, daß Céline tatsächlich hier wohne, im zweiten Stock, auf Nummer drei.

Es war ein nettes, sauberes kleines Hotel, mit schneeweißen Wänden und dunkelbrauner Holztäfelung. Man sah, das ganze Gebäude war höchstens zwei Jahre alt.

Ich klopfte an und öffnete sofort die Tür von Nummer drei im zweiten Stock. Céline saß vor einem Tischchen am Fenster und schrieb — sie sprang erschrocken auf, riß ihre großen Augen vor Staunen weit auf und warf sich mit einem Satz an meine Brust — nach den erstickten Tönen, die sie ausstieß, hätte man meinen können, daß sie schluchze, aber sie lachte.

Auf dem kleinen Tischchen lag ein Brief, den sie eben an mich geschrieben hatte, aber es war keiner der gewohnten Céline-Briefe. Nein, kein fröhlicher Brief mit Beschreibungen von Bergen, Wolken, Tieren und manchmal auch Menschen. Das war ein trauriger Brief . . . Er begann gleich mit dem wehen Ausruf:

„Warum bist du nicht hier? . . .“ Auch die gescheiteste Frau kann sich oft solcher kleiner dummer Sätze nicht enthalten; wenn sie unglücklich ist, bricht es aus ihr heraus: „Warum bist du nicht hier?“ Auch dann, wenn sie weiß, daß das „Warum?“ nicht beim anderen liegt; Gott hat es in die Hand genommen und irgendwo weit weggeworfen.

Céline erklärte mir gleich, warum sie hier wohne und wie es sich mit den Briefen verhalte. Sie fürchtete, daß ich im Sommer kein Geld haben werde, und beschloß deshalb, zu „retten“. Aus Vorsicht zog sie daher zuerst in ein kleines Haus neben der Mühle.

„Dort hatte ich einen sehr schönen Balkon mit Aussicht ins Tal und auf die Fichtenwälder. Wundervoll waren die sternklaren Nächte, aber ich hielt's dort nicht länger als fünf Monate aus. Erstens war es im Winter furchtbar kalt, und jetzt im Frühling störte mich die Mühle. Und nun wohne ich seit zwei Monaten hier . . .“

„Warum ziehst du soviel herum, wenn du liegen sollst?“

„Weil ich sparen wollte. Die Luft ist ja überall dieselbe. Sieh her, wieviel ich gespart habe!“

Sie nahm einen Schlüssel aus ihrem Täschchen, öffnete die Tischlade, nahm einen zweiten Schlüssel heraus, mit dem sie den Schrank aufschloß, wo sie dann aus ihrem Necessaire ein kleines Papiersäckchen holte und mir den Inhalt zeigte: vier Tausender. (Diese Vorsichtsmaßregeln galten den Räubern.)

„Wieso wußte man im Hotel nichts von meinen Briefen?“

„Weil ich meine neue Adresse bloß bei der Post angegeben habe. So hat man mir die Briefe direkt hierhergebracht. Ich wollte nicht, daß du davon weißt."

„Aber wie ist es möglich, daß man auch auf der Post deinen Namen nicht kannte?"

„Du warst wahrscheinlich im Dorfpostamt, aber ich gehörte ja zum Hotelpostamt." (Freilich, das habe ich vergessen; das elegante Hotel hat ein eigenes Postamt für seine Gäste.) „Dorthin kamen deine Briefe, und ich schrieb dir auf dem Briefpapier des Hotels, an den Tagen, wo ich meinen Tee dort nahm. Das ist die Erklärung. Und wo ist dein Gepäck, Ypsilon?"

„Ich hab' keins. Alles ist plötzlich so sinnlos geworden . . . ich habe deine kleinen Botschaften gefunden, da kam ich einfach Hals über Kopf zu dir."

Ein himmlisches Lächeln zog über ihr Gesicht.

15. Kapitel

ICH bin hierhergekommen, um mein Leben wieder an Céline zu binden, aber ich habe mich verspätet. Umsonst lief ich Din davon. Ich habe das Gefühl, als wäre ich hier noch gar nicht angekommen; jetzt sehe ich erst, wie fern mir Céline ist . . . Ich mußte herkommen, um von ihr so weit weg zu sein, wie noch nie . . .

Der Mond scheint zum offenen Fenster herein und die Grillen zirpen dazu um die Wette. Wenn ich mich dem Fenster zuwende, sehe ich draußen die dunklen Flecke der Berge, die sich gegen den Horizont abzeichnen. Starker Nadelduft strömt durch das Fenster herein. Mein Anzug hängt über der Stuhllehne vor dem Kamin, die Silhouette gleicht einem sitzenden Mann, der sich vornüberbeugt.

Jetzt rührt sich Céline und setzt sich im Bett hoch. Eine Zeitlang beobachtet sie mich und glaubt, daß ich schlafe. Sie steigt in ihrem endlos langen Nachthemd aus dem Bett, wie ein kleines Kind. Sie mag kein Pyjama — eine hinter ihrer Zeit zurückgebliebene Seele.

Vielleicht hat sie Durst und will Wasser trinken. Ich bleibe stumm. Sie holt sich aber kein Wasser, sondern eine Arzneiflasche vom Kaminsims und nimmt einen Kaffeelöffel voll davon ein. Sogar nachts nimmt sie Medikamente!

Jetzt tritt sie zum Fenster. Sie betrachtet einen Augenblick lang die im Mondschein schwimmende Landschaft, dann kniet sie nieder und betet. Ich beobachte sie ängstlich. Sie sieht jetzt aus, wie eine große, weiße, gebrochene Blüte und scheint den Mond anzubeten, wie einst die Heiden.

Mein Herz zieht sich schmerzlich zusammen. Warum liebe ich sie nicht?

„Céline!" rufe ich leise, da sie schon seit einer halben Stunde unbeweglich kniet.

„Ja!" sagt sie aufschreckend und erhebt sich sofort.

„Was machst du so lange am Fenster?"

„Ich habe gebetet, weil mir nicht gut war."

„Du richtest dich mit deinen ewigen Medizinen zugrunde, ich hätte Lust, sie zum Fenster hinauszuwerfen. Komm, leg dich zurück, sofort! Ich kann nicht schlafen und bin doch sehr müde."

„Ich fühle mich schon besser, hab' keine Angst!"

Ich lag bis zum Morgengrauen wach und dachte nach.

Célines ruhige, tiefe Atemzüge hatten mich schon lange überzeugt, daß sie schläft, die Arme.

Sie tut mir so leid, wenn ich's ihr auch nicht zeige. Natürlich glaubt sie, daß ich ganz gefühllos und egoistisch bin.

Ganz leise und vorsichtig, um sie nicht aufzuwecken, küsse ich ihre durchsichtig zarte, kleine Hand, die anscheinend leblos auf der Decke liegt. Verzeih mir, Céline, daß ich dich nicht mehr liebe, verzeih! . . . Ich werde immer bei dir bleiben. Meine Strafe trage ich in mir. Vollkommen glücklich kann ich ohnehin nicht sein. Macht nichts. Weißt du, wie schwer es für mich ist, eine ganz andere Welt in mir zu tragen, von der du nie etwas wissen darfst?

Wie die Grillen zirpen! . . .

Herrlich schön war der Morgen. Céline war schon auf, als ich erwachte.

Der Himmel ist strahlend blau und klar, nicht das kleinste Wölkchen zu sehen.

Heute wird es sehr heiß werden.

•

Wir haben in dem kleinen Touristenhotel ein größeres Zimmer bekommen und ich schlafe auf dem Diwan. Was wohl mit Din los ist? Ich fechte ununterbrochen erbitterte Nahkämpfe mit mir selbst aus, um nicht zu ihr zurückzuflüchten.

Untertags lesen wir beide viel. Wenn schönes Wetter ist, machen wir auch lange Spaziergänge durch die grünen Wiesen mit den schönen Blumen. Wenn Céline fieberfrei ist, gehen wir auf die Berglehne, von wo man die ganze Gegend übersehen kann. Die fernen, grauen Berge mit den schneebedeckten Häuptern hinter den langen, geraden, dunklen Tannen wirken wie eine Revuetheaterdekoration. Man erwartet fast, daß die Jazz ertönt und dreihundert stramme nackte Girls hervortanzen. (Wie mich die Großstadt doch vergiftet hat!)

Célines früheren Lieblingsspaziergang mag ich nicht, weil dort eine Quelle entspringt, die zwar mit einer Steinplatte bedeckt ist, aber das ewige, murmelnde Rauschen klingt so dumpf, daß es mich immer an die Ewigkeit gemahnt. Dieses unaufhörliche, eintönige Geräusch erweckte entsetzliche Gefühle in mir, die ich nicht imstande bin, zu definieren.

Wir hatten beide Bergstöcke mit eisernen Spitzen. Célines Stock war hellgelb; sie behauptete, daß ihr diese Farbe gut zu Gesicht stehe. Wir machten auch viele Photos. Céline knipste mich im Friedhof stehend und ich sie, wie sie auf der Wiese Blumen pflückt.

Céline hat einen großen weißen Wollhund. Wenn wir daheim sind und sie liest, hält sie ihn im Schoß.

Einmal nahm ich den Hund neugierig in die Hand, um ihn genauer anzusehen. Sofort fuhr sie mich an:

„Laß meinen Hund in Ruhe! Siehst du, schon ist ihm ein Auge ausgefallen!" und ihre Mundwinkel verzogen sich weinerlich.

Das ist eine Folge der Einsamkeit. Sie hat einen Wollhund und kann um ihn weinen. Zwischen uns ist nichts als ein-zwei sanfte Küsse.

Céline fragt mich täglich mindestens einmal, ob der kleine Momo beim Hausmeister gut aufgehoben ist, wo ich ihn für die Zeit meiner Abwesenheit untergebracht habe. (Sie darf nicht wissen, daß er gestorben ist.)

„Natürlich geht's ihm dort gut. Ich habe einen großen Hanfsamenvorrat gekauft und der Hausmeister weiß, daß er ein gutes Trinkgeld bekommt, er hütet ihn wie seinen Augapfel . . . (Von nun an werde ich ohnehin immer lügen müssen.)

Es gab schrecklich viele Wespen hier. Céline schrie sie oft an und sagte ‚Sie' zu ihnen — auch zu den Fliegen.

„Gehen Sie fort von hier! Allez-vous en!" rief sie.

Auf den Berggipfeln gerieten wir oft in tiefgehende Wolken — sie hatten einen sonderbaren Brandgeruch.

16. Kapitel

Es wird Abend.

Die Berge zeichnen sich dunkel gegen den Himmel ab, langsam leuchten die Sterne auf. Ein frischer Abendwind bringt den Duft der Nadelwälder mit.

Céline und ich sitzen an einem Ecktischchen auf der Terrasse des vornehmen Hotels, von wo man ins Tal hinuntersehen und das Rauschen des Bachs heraufhören kann.

Eine kleine elektrische Lampe brennt auf unserem Tisch. Ihr Schirm verdeckt Célines Gesicht, ich sehe nur ihre weißen Hände, die in ihrem Schoß liegen. Die Finger spielen mit den Falten ihres Kleides.

Rings um uns füllen sich langsam die Tische. Eßbestecke klirren, Kellner eilen, silberne Tassen balancierend, herum.

Auf der oberen Terrasse ertönt Musik, fein und diskret.

Der Himmel ist besät mit Sternen. Niemals noch habe ich einen so klaren Sternhimmel gesehen.

„Ist dir nicht kalt, Céline?"

„Ein wenig."

„Ich werde eine Decke für dich holen."

„Warte! Der Kellner . . ."

„Du wirst dich erkälten."

Ich war schon aufgestanden und ging hinaus. Céline staunt über meine Zuvorkommenheit. Sie weiß nicht, daß ich büßen muß und wenigstens höflich sein will, wenn ich sie schon nicht lieben kann. Daß mir das Herz um Din so wehtut, ist auch eine Art Sühne, wiewohl das eigentlich nicht ganz klar ist . . . Einmal wird es aber doch ein Ende nehmen. Wenn ich selbst Schluß mache, werde ich mehr

Kraft dazu haben . . . Es muß vorübergehen. Ihr Vater, ihr Bräutigam sind bei ihr. Jetzt wird sie mit ihnen nach Hause fahren . . .

Ich hatte nicht bemerkt, daß in der anderen Ecke der Terrasse eine Dame aufgestanden und mir nachgekommen war. Ich sah sie erst, als sie mich drin im Saal plötzlich beim Arm packte.

Ich konnte vor Schreck kein Wort finden.

Es war Din.

„Mich wirst du nicht so einfach abschütteln", sagte sie mit erstickter Stimme und blitzenden Augen, „sonst bringe ich dich um."

„Wie kommst du hierher?"

„Ich wußte, daß du deiner Frau nachgelaufen bist. Unten steht mein Auto. Sofort kommst du mit mir nach Paris zurück!"

„Nein."

„Dann schieße ich dich nieder!"

„Bitte. Schieße!"

Vor zehn Minuten noch wollte ich zu ihr zurück. Aber befehlen lasse ich mir nicht.

Sie klammerte sich an meinen Arm. Plötzlich wurde ihre Miene kindlich flehend, und die Augen standen voller Tränen.

Sie änderte ihre Taktik.

„Komm mit mir zurück!" bat sie.

In diesem Augenblick vergaß ich jede Überlegung; ich sah nur ihr tränenüberströmtes Gesicht und wußte, daß ich sie liebe.

„Morgen früh gehe ich mit dir. Sei mit deinem Wagen am Col de Port. Frage, wo das ist, wenn du's nicht weißt. Jetzt habe ich keine Zeit zu Erklärungen. Ich fahre mit dem Autocar von hier ab, um zehn Uhr treffen wir uns — Jetzt gehe ich auf meinen Platz zurück. Bist du allein da?"

„Ja!" Sie drückte ihre Lippen plötzlich und heftig auf meine Wange. Gewiß tat sie das mit Absicht.

Als ich zu unserem Tisch zurückkam, sagte Céline ruhig und leise, ohne jeden Vorwurf:

„Wische dein Gesicht ab, es ist voller Rouge!"

„Ah! . . . Freilich . . . vorhin hast du mich geküßt . . ."

„Leider nein."

Ich begann von den Schönheiten der Gegend zu sprechen. Céline hörte mir mit der größten Aufmerksamkeit zu. Später sagte ich auch, daß ich am nächsten Morgen nach Paris zurückfahren müsse. Sie saß auf dem Diwan und streichelte ihren Wollhund. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, weil sie mit gesenktem Kopf dasaß.

„Ich gebe dir zweitausend Franken zurück, du hast sicher kein Geld", sagte sie.

„Nein . . . das will ich nicht!"

„Ich hab's für dich gespart."

„Ja? Danke. Gib mir nur tausend! In letzter Zeit habe ich wenig gearbeitet . . . Mit dreitausend kannst du zwei Monate lang auskommen, und bis dahin schicke ich dir unbedingt wieder etwas."

Als wir so miteinander sprachen, wurde die Tür geöffnet und Din trat ein.

Einen Moment blieb sie auf der Schwelle stehen und sah uns der Reihe nach an: mich, Céline und das Zimmer. Dann sagte sie:

„Pardon!“

Und schloß die Tür hinter sich.

„Jemand hat sich in der Tür geirrt“, sagte ich zu Céline, aber sie gab keine Antwort.

Früh wollte sie mich durchaus bis zum Col de Port begleiten, und dann mit dem nächsten Gegenautocar zurückkommen. Was hätte ich sagen sollen? Wir hatten uns ja so lange Zeit nicht gesehen.

„Komm!“

Wir waren noch nicht bei dem einzigen Hotel vom Col de Port vorgefahren, als ich schon Dins Auto davor bemerkte. Din saß geduldig am Volant. Sie sah, daß ich mit Céline ausstieg, und machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Weißt du was, Céline? Ich warte hier, bis du zurückfährst. Ich hab's nicht so eilig, nach Paris zu kommen. Ein, zwei Stunden machen nichts aus. Wir bleiben hier, ich fahre erst nach dir weiter. In einer Stunde kommt der nächste Autocar, soeben habe ich mich danach erkundigt. Auf diese Art mußt du nicht allein hier sitzen“, stotterte ich.

Vom Hotel hat man eine wundervolle Aussicht auf die ganze Umgebung. Es ist ein herrliches Stück Erde, imposant und bezwingend, aber jetzt hatte ich nicht die mindeste Lust, es zu bewundern.

Ich dachte, ich würde inzwischen mit Din sprechen können.

Aber wir sahen gerade auf den Platz vor dem Hotel hinunter, wo Din mit ihrem Wagen wartete. Ich kann doch nicht zu ihr hinunter, Céline würde es bemerken.

Ich schreibe Din ein paar Zeilen, damit sie weiß, was los ist, und schicke den Kellner zu ihr.

Nervös warte ich auf das Vergehen der Zeit. Wir hier oben, Din unten. So stehe ich mit meinem unmöglichen Leben zwischen zwei Frauen . . . Hoffentlich hat Din so viel Verstand, nicht heraufzukommen. Céline würde sie, da sie gestern ins Zimmer gekommen ist, erkennen . . . Auch so ein toller Einfall! . . . Diese Din! . . . Na, ich werde ihr schon meine Meinung sagen . . .

Aber sie kam nicht herauf. — Als wir hinuntergingen, um die letzte halbe Stunde mit einem Spaziergang auszufüllen, war Din samt ihrem Auto verschwunden. Ist sie allein weggefahren?

Später sah ich dann am Rand der gewundenen Chaussee das Auto und auch Din. Sie stand an einen Fichtenstamm gelehnt und sah in die Ferne, ihr Taschentuch vor den Mund gepreßt.

Da fühlte ich, daß Din für mich kein bloßes Abenteuer ist. Nein, Din ist viel mehr und ich habe das früher auch schon gefühlt, gleich, als ich sie zum erstenmal sah — nun aber weiß ich es.

Céline werde ich dennoch nie verlassen. Auch das weiß ich.

Aber was soll dann aus mir werden?

Das weiß ich nicht.

Wenn Céline gesund wäre . . . nein, auch dann nicht. Ich brauche Céline auch. Wahnsinn!

Der Autocar kam, es war aber meiner, nicht der für Céline. Hol's

der Teufel, ich habe Pech. Und Din ist nicht da und sieht mich nicht. Ich habe ihr geschrieben, daß wir um zwölf abfahren werden.

„Leb wohl, Céline!"

„Leb wohl, Ypsilon!"

Sie blieb auf der Straße stehen und sah mir nach, schwenkte ihr kleines Spitzentaschentuch, dann hob sie es an die Augen.

Als wir in Dins Nähe kamen, warf ich meinen Hut aus dem Wagen.

„He, Chauffeur, halten Sie an! Mein Hut ist hinausgefallen!"

Die Reisenden im Autocar waren wenig erbaut darüber. Nur ein großer dicker Amerikaner lachte . . . Wirklich, er lachte so, daß ihm die Tränen herunterkollerten . . . Ich weiß nicht, was ihm so gut gefiel, daß mir der Hut davonrollte oder daß die anderen sich darüber ärgerten?

Ich stieg natürlich nicht mehr ein.

Din war in schweigsamer Laune; auch ich sagte kein Wort. Plötzlich war mir die Lust an jeder Unterhaltung vergangen.

Als ich zu Din ins Auto stieg, hatte ich bemerkt, daß weit oben am Col de Port Céline noch immer dastand — ihre Gestalt war so klein, wie ein Zigarettenstummel — und sie sah zu uns her.

17. Kapitel

ICH sitze in einem verlassenen Garten auf einem Streckstuhl und sehe den Wolken zu, wie sie vom Rande des Horizonts her immer näherkommen und jetzt, am frühen Nachmittag, die Gegend in Finsternis hüllen. Die zusammengeballten, großen dunklen Wolken haben den Jura schon ganz bedeckt, zornige Blitze zucken auf.

Bald war der Sturm auch hier. Er fiel über die Bäume her und schüttelte sie, bis sie ächzten und stöhnten. Jetzt gehe ich in mein Zimmer hinauf.

Vom Fenster der Pension sehe ich auf den Genfer See, wo der Sturm das Wasser zu hohen Wellen türmt. Die mystischen, grünen Wellen stürzen aufeinander los, verschlingen und erneuern sich immer wieder.

Céline hat sich immer vor Gewittern gefürchtet. Dort oben im Gebirge müssen sie noch furchtbarer sein. Die mächtigen Berge werfen den Schall des Donners hundertmal verstärkt zurück.

Schon brüllte der Sturmwind in nächster Nähe — im Nu war er da und peitschte den Regenschauer gegen die Bäume und Fenster der Villa.

Am ganzen Firmament laufen im Zickzack Blitze entlang. Nachher dröhnt und donnert der Himmel, daß das Haus zittert.

Alle Fensterläden klappern und die Scheiben klirren.

Noch immer kann ich nicht recht fassen, was mit mir geschehen ist. — Wenn ich nicht Glück gehabt hätte, könnte der Himmel jetzt donnern, wie er wollte, ich würde nichts mehr davon hören, denn ich wäre tot.

Din fuhr einen Umweg über Chambéry nach Paris, statt die gerade Strecke über Lyon zu nehmen.

„Wohin fährst du? Wir machen einen Umweg!"
„Red' mir nicht hinein, ich weiß, was ich tue. So bin ich auch gekommen."
„Wenn du so gekommen bist, bist du falsch gefahren."
„Das ist ganz unwichtig."
„Es ist wichtig; du siehst, wir kriegen ein Gewitter."
Sie sagte nichts und fuhr weiter. Ich fühlte, daß auch ein Privatgewitter im Anzug war.
„Hast du nicht gehört, daß du einen riesigen Umweg machst?"
Din hielt den Wagen an und stieg aus.
„Ich fahre mit dir überhaupt nicht weiter."
Sie setzte sich auf einen Meilenstein und weinte.
Ringsum lauter Felder, nirgends ein Mensch oder ein Haus, weit und breit nichts. Der Rand des Horizonts war schon ganz dunkel, und die Finsternis kam immer näher auf uns zu.
Ich drehte mich um und ging auf der Landstraße wieder zurück.
„Wohin gehst du?"
„Ich dulde deine Launen und Kapricen nicht länger. Ich habe sie mir gerade lange genug gefallen lassen. Ich ertrug es sogar, daß ich meine Frau mit dir betrogen habe . . . aber jetzt habe ich genug."
„Deine Frau?"
Sie maß mich verächtlich.
„Ich bin tausendmal schöner als sie. Eine Französin kann sich mit einer Italienerin überhaupt nicht vergleichen."
„Das interessiert mich nicht! Aber ich verbiete dir, ihren Namen ins Gespräch zu ziehen."
„Ich kann dir genau sagen, was sie ist!"
Und sie sagte es.
Darauf schlug ich sie.
Aber ich erschrak selbst darüber.
Sie wurde blutrot und murmelte so etwas wie: „Mein Gott, jetzt fängt der auch schon damit an." Mit einem Wort, nichts verriet die Ereignisse der nächsten Minuten.
Ich stand am Wegrand, erschrocken, daß ich so etwas zu tun fähig war. Ich hatte eine Frau geschlagen. Es war wegen eines gemeinen Wortes geschehen, sie hatte es verdient.
Din trat ans Auto heran und schien dort etwas zu suchen. Ich wäre weniger erstaunt gewesen, wenn sie gekommen wäre und mich geküßt hätte — als über das, was nun geschah.
Sie drehte sich plötzlich um; etwas blinkte in ihrer Hand und ich hörte zwei einander rasch folgende Knalle. Dann sprang sie ins Auto und jagte davon.
Erst nach einigen Minuten kam ich so weit zu mir, um zu begreifen, was geschehen war.
Din wollte mich erschießen.
Das war so unglaublich und kam so unerwartet, daß ich mich darüber erst zu wundern begann, als ihr Wagen schon außer Sicht war.
Ich fühlte absolut keinen Schmerz, untersuchte mich aber doch gründlich. Was kann man wissen . . . In den ersten Minuten fühlt man nichts. Aber ich hatte keine Wunde.

Später kam ein Auto an mir vorbei, das brachte mich hier in die nahe Pension, von deren Fenster ich nun das Gewitter betrachte.

Ich habe sie geschlagen, sie hat auf mich geschossen, und ich liebe sie noch immer. Das tut kein vernünftiger Mensch. Ich weiß aber nie, was ich tue, ich lebe nur so in die Welt hinein . . . habe kein bestimmtes Lebensziel vor mir . . . ich weiß nicht, wie das werden soll . . . Wenn mit Din jetzt alles zu Ende ist . . . was wird später sein? . . . Werde ich wieder mit Céline leben können?

Das Gewitter war schon vorüber. Nur der Wind blies: ein kalter Nordwind.

Jemand kommt die Landstraße her auf den See zu, eilig, mit großen Schritten: eine knochige, hagere Gestalt, die fröstelnd den Mantel fester um sich zieht . . . Wie wenn es mein Vater wäre . . . Genau so ging er auch . . . Dieselbe Gestalt . . . mein toter Vater . . . jetzt ist er schon bei der Villa und tritt in den Garten, kommt die Treppe herauf und bleibt in der Tür stehen.

„Das ist nicht in Ordnung . . . nicht in Ordnung, mein Sohn . . ."

Nein . . . er kommt nicht hierher. Er geht über die Felder weiter . . .

Ich ging auf die regennasse Landstraße hinaus. Langsam wurde der Himmel wieder klar. Ich sah in die Richtung, wo Din fortgestürmt war. Für diese zwei Schüsse müßte sie auch noch geohrfeigt werden. Einerlei, wenigstens ist die Sache zu Ende. Wie gut, daß sie zu Ende ist. Es fragt sich nur, ob es in einer halben Stunde noch immer gut sein wird . . .

Ich ging auf die Stelle zu, wo sich die Tragödie hätte ereignen können, als auf der Landstraße ein Auto auftauchte. Es kam in wildem Tempo daher, und ich erkannte Dins Wagens.

Auch sie bemerkte mich gleich und hielt plötzlich vor mir an.

Ihr Gesicht war bleich, das Haar zerzaust . . . mit verglasten Augen starrte sie mich an, wie ein Gespenst.

„Hilf mir!" hauchte sie. „. . . Ich habe mich angeschossen!"

Ihr Mantel war blutig. Von ihrem rechten Handgelenk floß Blut herab.

„Was hast du gemacht, Wahnsinnige?"

„Ich bin zurückgekommen . . . um an derselben Stelle . . . zu sterben . . . wie du . . ."

18. Kapitel

DIN wollte auf eine sonderbare Art Selbstmord begehen: Sie schoß sich in den Arm. Mich hingegen wollte sie vollständig erschießen.

Der bestürzte Vater und der vor Angst halb verrückte Bräutigam brachten Din in ein Sanatorium. Dort liegt sie mit ihrer Armwunde. Und ich habe eine offene Wunde im Herzen und laufe den ganzen Tag damit herum.

Joska Réti, den Photoreporter, traf ich im Dôme. Er sagt, daß ich ihm wie ein wandelnder Abwaschfetzen vorkomme. Auf alle Fälle

will er mich photographieren. Heut oder morgen erschießt mich die Italienerin ja doch, und dann kann er das Bild anbringen.

Ich darf Din nicht besuchen, muß ihr aber täglich schreiben. Din schreibt mir auch. Sie schreibt unter anderem, daß sie mir zuliebe auch dies erduldet. (Das beruhigte mich.) Jetzt, da ich allein bin, kann ich wenigstens wieder arbeiten.

Zum Glück fand ich ein neues Blatt. Die ersten Exemplare dieser Zeitung werden in Gold gedruckt. Es ist ein unbeschreiblich vornehmes Blatt. Jeder Mitarbeiter bekommt eine Anweisung auf Manuel Frères, um sich dort photographieren zu lassen. Diese Bilder werden eingerahmt und schmücken dann die Wände der Redaktionsräume, aber zuerst erscheinen sie in der Zeitung.

Gerade jetzt wollen sie mich für die große Öffentlichkeit aufnehmen lassen, wo ich nach Joska Rétis Worten aussehe wie ein Abwaschfetzen.

Ich schrieb auf der Terrasse des Dôme einen Brief an Din. Als ich aufblickte, stockte mir der Atem.

Auf der andern Straßenseite stand Céline.

Habe ich Visionen?

Ich packte meine Sachen zusammen und ging zu ihr hinaus — furchtbar erstaunt. Was war geschehen? Warum ist sie so unerwartet nach Paris gekommen? Hat sie etwas erfahren?

Nein. Sie weiß von nichts. Ihre Augen strahlen, ihre Miene ist ein einziges Lächeln.

Céline erzählt mir eine verblüffende Neuigkeit. Im vornehmen Hotel wohnte auch ein berühmter Wiener Professor. Sie ließ ihm keine Ruhe, bis er sie untersuchte. Sie fuhren nach Grenoble ins Krankenhaus. Der Wiener Professor war ausschließlich zu seiner Erholung da. Aber im Spital wurde sie tagelang sehr gründlich untersucht, auch Röntgenaufnahmen hat man von ihr gemacht.

„Und was meinst du, war das Ergebnis?"

Ihre Augen glänzen.

„Nun?"

„Ich hatte eine Magensenkung, das ist wahr, die ist aber ausgeheilt. Hingegen ist meine Lunge ganz gesund — sie war niemals krank."

„Ist das möglich!"

„Sie verlangten die Röntgenaufnahme, nach der unser bärtiger kleiner Doktor seine Diagnose stellte. Ich sagte, daß ich noch niemals geröntgt worden sei. Der kleine Doktor hat doch behauptet, man könne ein Lungenleiden durch Abklopfen viel besser feststellen. Ich erzählte auch, daß er sagte, jemand könne fünf Jahre lungenkrank sein und das Röntgenbild zeige doch nichts davon . . . Es gibt weiche und harte Röntgenstrahlen . . ."

„Ist das wahr?"

„Ja. Ich kann dir alles zeigen. Die Röntgenaufnahme, das Ergebnis der Untersuchung. Das erklärt auch, wieso du gesund geworden bist. Man hat uns beschwindelt."

Ich kann mich kaum fassen. Der kleine bärtige Doktor . . .

„Siehst du, meine linke Lunge hat er sogar schraffiert, der Hund."

„Der Wiener Professor meinte, daß wir ihn anzeigen müssen. Aber das will ich nicht. Ich bin so glücklich . . . Nur noch ein bißchen nervös. Daher kam auch das Fieber: von den Nerven. Stell dir vor, ich bin plötzlich gesund! Stell dir das nur vor, Ypsilon!"

Céline sieht sehr gut aus. Sie hat etwas zugenommen. Mit flinken Schritten und lächelnder Miene geht sie neben mir her. Sie trägt auch die schwarze Brille nicht mehr. Ihre Koffer hat sie beim Hausbesorger abgegeben. Sie ist sehr neugierig auf unsere neue Wohnung.

„Warte, ich kaufe mir Zigaretten!" sagt sie und geht in einen Tabakladen.

Nun ist Céline hier, strahlend glücklich; alles wäre fertig zum Happy end. Aber Célines Glück ist nicht mehr meines.

Es tut mir weh, wenn sie sich in mich einhängt, wenn sie meine Hand nimmt und an meinen Fingern dreht, wie früher einmal, wenn sie glücklich war.

„Au, das tut weh!"

„Verzeih! Ich werde dich gleich dafür küssen. Morgen müssen wir uns nach einer neuen Wohnung umsehen."

Und was geschieht, wenn Din aus dem Sanatorium kommt?

•

Dins italienische Freundin Rita habe ich früher nur sehr selten gesehen, jetzt treffen wir uns öfter im Dôme: sie bringt mir Botschaften von Din.

„Heute nachmittag durfte sie endlich aus dem Krankenhaus. Große Szenen haben sich bei uns abgespielt. Dins Vater und ihr Bräutigam wollten sie erst in Güte überreden, morgen mit ihnen nach Mailand zurückzufahren. Din wollte nicht. Dieses Mädel ist entsetzlich hysterisch. In ihrer blinden Wut hat sie sogar Bianca einen Fußtritt versetzt. Sie bleibt hier, und wenn sich alle auf den Kopf stellen. Man soll sie in Frieden lassen. Ihr Vater sperrte sie ins Zimmer ein und ließ sie allein zu Hause. Er ging mit dem Bräutigam fort — die beiden zerbrechen sich den Kopf, was sie mit Din anfangen sollen. Sie läßt Ihnen sagen, Sie sollen sofort zu ihr kommen. Verschaffen Sie sich einen Dietrich und machen Sie die Tür auf."

„Wie konnte man sie einsperren, sie wohnt doch mit Ihnen zusammen?"

„Jetzt nicht mehr."

„Gut, ich komme und befreie sie", sage ich zu Rita und verabschiede mich kurz.

Ich soll in einem fremden Hotel mit dem Dietrich eine Tür öffnen? Din ist vollkommen wahnsinnig! Die Sache ist ohnehin kompliziert genug. Als wir uns kennenlernten, war Din im Begriff, bald abzureisen, und sagte kein Wort von einem Bräutigam. Außerdem lebte ich allein und Céline war krank. Ich muß eine Lösung finden. Eine, die keinem weh tut. Aber so eine Lösung gibt's nicht. Eines ist sicher: Din will nicht unglücklich sein, da schießt sie lieber. Eine Kugel im Bauch ist nicht angenehm. Liebe Céline, das war so — du wirst es kaum glauben — eine Dame hielt mich auf der Straße an und sagte:

Haben Sie vielleicht diesen Revolver verloren, mein Herr? Wie sie ihn mir zeigte, ging er plötzlich los. Es war nicht dieselbe Dame, die im Berghotel einmal in unser Zimmer kam — sie sah ihr nur überraschend ähnlich. Deshalb bin ich ja stehengeblieben. Meinst du, daß ich sonst gleich stehen bleibe? Ich dachte im ersten Moment, allerdings, das gestehe ich ein . . . Nein, nein, es ist mir schon besser . . . Sag, hat diese Dame nicht auch andere Leute angesprochen? Mir war nämlich, als ob ich noch einen zweiten Schuß gehört hätte . . .

Herrgott, erkläre mir nur das eine, warum ich diese verrückte Person noch immer liebe? Sie wird mich dazu bringen, ebenfalls zu schießen; es wird mir nichts anderes übrigbleiben. Ich bin doch eine Anschlußnatur . . .

Nachmittags kam ein Brief. Von Din. Glücklicherweise war Céline nicht da, als der Hausmeister ihn mir brachte.

„Mein Alles,

diese Schurken haben mich eingesperrt, damit ich nicht zu dir kann. Komm unbedingt zu mir, bevor ich jemanden töte. Ich liebe Dich unaussprechlich. Glaub mir, daß auch Du nicht ohne mich leben kannst. Wir müssen eine Lösung finden, um auf immer zusammenzubleiben. Eile, ich erwarte Dich. Hast Du mit Rita gesprochen? Wir müssen für ein bis zwei Wochen aus Paris verschwinden. Noch heute nacht gehen wir irgendwohin durch, wo man uns nicht finden kann.

Was immer sie auch mit mir tun werden, ich liebe nur Dich, heute und immer. (Betrüge mich nicht, sonst muß ich Dich töten.)

Ewig

Deine Din, die Dir gehört.

PS. Mein Vater hat mir zehntausend Franken gegeben. Die sind noch bei mir, — auch meinen Schmuck verkaufe ich im Notfall. Wir müssen noch heute nacht fliehen. Ich habe schon alles eingepackt. Mein Auto steht startbereit, wir fahren nach Spanien. Eile, ich erwarte Dich voller Ungeduld. Wenn Du meinen Bräutigam triffst, gib ihm ein paar Ohrfeigen und denke daran, daß Din für immer Dir gehört."

So lautet der Brief.

Die Frau ist total wahnsinnig, aber sie liebt mich.

Jedenfalls muß ich sie sprechen.

Mit einem Taxi war ich in fünf Minuten vor ihrem Hotel. In der Türe stoße ich mit Rita zusammen.

„Ich wollte gerade zu Ihnen."

„Warum? Was ist mit Din?"

„Din ist nicht mehr hier."

„Wo ist sie?"

„Vor ein paar Minuten ist sie nach Mailand gefahren — ihrem Vater und ihrem Bräutigam nach."

„Das ist ganz unmöglich!"
„Warum?" fragte sie erstaunt.
„Eben habe ich einen Brief von ihr bekommen."
„Ich weiß. Sie sagte auch, ich soll Ihnen ihren Abschiedsgruß bringen. Sie liebt Sie!"
„Aber warum . . ."
„Warum sie Sie liebt? Das weiß ich nicht. Vielleicht weiß sie es selbst nicht."
„Nicht das meine ich . . . Warum ist sie fort?"
„Ihr Vater und ihr Bräutigam nahmen das Auto und Bianca nach Mailand mit. Deswegen fuhr sie ihnen nach."
„Sie wollte aber doch mit mir flüchten?"
„Das ist nun gegenstandslos."
„Heute nachmittag kam doch der Brief . . . Sie schrieb mir: ‚Heute nacht gehe ich mit Dir durch.' Und: ‚Ich bin für ewig Dein.' ‚Was immer sie auch mit mir tun, ich liebe nur Dich' . . und ähnliches."
„Ja, aber das Auto ist nicht ‚was immer'. Darüber wollen Sie doch hoffentlich nicht streiten!"
Sie sprach so ruhig und überzeugt, daß ich annehmen mußte: sie ist nicht normal.
Da stehe ich nun auf der Straße wie ein Halbidiot in rosiger Abendbeleuchtung. Jetzt sind alle Probleme gelöst, und ich bin wieder der Gefoppte. Wieder kann ich leiden. Es ist fast unglaublich. Man nahm ihr das Auto und Bianca fort, und da war es aus mit der ewigen Liebe.
Aber das wollte ich ja nicht . . . Ich kann mich nicht so rasch damit abfinden, daß der Wagen und Bianca ihr mehr wert sind als ich.
Céline scheint etwas zu ahnen; sie ist ganz besonders lieb und zärtlich. Ohne mich mit einer Frage zu quälen, hockt sie stumm neben mir auf dem Diwan und liest, während ich zur Zimmerdecke hinaufstarre. Einmal werde ich auch darüber wegkommen, aber jetzt kann ich nur warten: warten, bis die Zeit mich alles vergessen läßt.
In verzweifelter Eintönigkeit und Gleichmäßigkeit gehen die Tage dahin. An einem Regennachmittag schließt Céline mit einem tiefen Seufzer ihr Buch, dann macht sie auch das Fenster zu.
Das Fenster steht jetzt meist offen. Sie denkt, daß der kleine Momo fortgeflogen sei. Sein Käfig steht immer am Fenster, und Céline wartet darauf, daß er einmal zurückkommt.
Später fragt sie, wo wir zu Abend essen wollen. Ganz egal. Wo du willst. Abends sagt sie, daß sie einen kleinen Hund haben möchte. Die Wohnung sei so leer . . .
Nein. Wir brauchen keinen Hund.
Sie erwiderte nichts, wurde aber ganz traurig. Einen Hund sollen wir uns nehmen?! Und ihn womöglich noch Bianca nennen, was? Ist diese Frau verrückt? Ahnt sie nicht, daß hier auch ein Hund eine Rolle gespielt hat — außer dem Esel, der ich war?

19. Kapitel

CÉLINE stand am Fenster, als ich ins Zimmer trat. Plötzlich versteckte sie ihre Hände hinter dem Rücken und schien sehr verlegen.

„Zeig mir deine Hände!"

„Warum?"

Eine Welle von Wut steigt in mir hoch.

„Sofort gibst du her, was du in der Hand hast!"

Sie gab es mir wortlos, dann setzte sie sich auf den Diwan und griff nach der Bibel.

Es war ein zerrissenes Stückchen Papier. Ich lege es auf den Tisch.

Céline beobachtet mich verstohlen, sagt aber noch immer kein Wort. Wie ich die Stückchen zusammenlege, sehe ich, daß es ihre Schrift ist. Nur ein paar Worte:

„Ypsilon, ich hätte nie gedacht, daß du mich betrügen kannst."

Ich tue, als wäre es mir nicht gelungen, die Schnitzel richtig zusammenzulegen.

„Du hast das so zerrissen, daß ich es nicht lesen kann. Übrigens bin ich nicht eifersüchtig, und es interessiert mich nicht mehr, was darauf stand."

Sie erwidert kein Wort.

Warum spricht sie nichts? Glaubt sie, daß ich daran schuld bin, wenn alles so gekommen ist? Und wer leidet mehr?

War ich mit Din glücklich? Niemals. Nur Pein und Qual hat sie mir gebracht: vom Anfang bis zum Schluß. Das mußt du endlich wissen! Willst du mich jetzt auch noch quälen? Ja?

Plötzlich wende ich mich zu ihr und sage:

„Den leeren Käfig brauchst du nicht mehr ans Fenster zu stellen."

„Warum nicht?"

„Weil dein Kanarienvogel tot ist. Leide du auch! Und ich gehe jetzt spazieren."

20. Kapitel

WIR sind in eine neue Wohnung gezogen. Zwei Zimmer mit Balkon, ganz modern. Céline führt keine Wirtschaft. Wir essen auswärts.

Ich habe mich mit dem Leben wieder versöhnt, jetzt quält mich nur noch eines: ich liebe Céline von ganzem Herzen, aber nicht so, wie ein junger Ehemann seine Frau lieben soll.

Das ist etwas ganz Sonderbares.

Seit Monaten leben wir wieder zusammen, aber selbst der Gedanke ist mir unerträglich, daß zwischen uns von so etwas die Rede sein könnte . . .

Céline macht keine Bemerkungen mehr, sie scheint sich auch nicht zu wundern.

Ich habe den Eindruck, daß sie wartet. Manchmal fühle ich: Na, jetzt wird sie etwas sagen. Dann schütze ich mich schnell davor und

sage: „Ich bin sehr müde.“ Aber am besten ist es, wenn ich sage, daß ich Kopfweh habe oder daß mir nicht ganz gut ist. Céline würdigt jede Krankheit. Sie beginnt mich sofort zu pflegen und sorgt sich sehr um mich. Aber das kann doch nicht ein Leben lang so fortgehen! Ganz ausgeschlossen, daß ich diesen Zustand, sagen wir, noch dreißig Jahre lang aushalte. Manchmal glaube ich jetzt schon: unmöglich, so geht es nicht weiter, ich muß verrückt werden . . . Dann geht es doch weiter . . .

Es wäre ehrlich und anständig, der ahnungslosen Céline alles offen zu sagen. Sie hat keine Ahnung davon, was sich mit mir ereignet hat. Aber wenn ich mir vorstelle, daß Céline mich dann verlassen und vielleicht einem anderen angehören würde — schon bei dem Gedanken preßt sich mein Herz zusammen. Ich gönne Céline keinem andern, dazu habe ich sie viel zu lieb. Ich liebe sie, aber als Frau mag ich sie nicht. Unvorstellbar, wie das in Zukunft werden soll. Ich habe schon versucht, mich zu ihr zu zwingen — oh, ich habe wirklich alles versucht. Ich dachte, wenn ich einmal lange Zeit warte, werde ich doch einmal . . . auch nach ihr verlangen . . . Aber es war nur eine Quälerei und sonst nichts . . . Nichts . . .

Ein einziges Mal konnte ich die Verbindung zwischen uns wiederherstellen, und nachher — ja, es war genau so! — hatte ich das Gefühl, als hätte ich mich an ihr vergangen. Aber warum? . . . Warum? . . . Ich habe doch niemanden als Céline.

Wenn ich in der Métro fahre und ein junges Mädchen neben mir sitzt, sehe ich sie immer genau an: den Schwung ihrer Lippen, die Linie des Nackens, und muß sofort aussteigen, weil ich es vor Qual nicht aushalte. Solche junge Mädchen gibt es viel . . . aber Céline ist niemals unter ihnen.

So weit ist es mit mir gekommen.

Céline ahnt nichts. Nie stellt sie eine Frage. Und wir leben nebeneinander her wie Bruder und Schwester.

Aber je weiter meine Wünsche sich von ihr entfernen, desto mehr wächst meine Zuneigung — ein sonderbares Gefühl zwischen Liebe und Freundschaft — und meine Eifersucht.

•

Eines Abends sagte ich zu ihr in einem Anfall von Aufrichtigkeit: „Céline, unsere Liebe ist wie ein kleines Kind, das gestorben ist, aber wir wollen das nicht zur Kenntnis nehmen, um es nicht begraben zu müssen. Wir drücken es krampfhaft an unser Herz, und es fängt in unseren Armen an, sich aufzulösen.“

Sie blickte mich so entsetzt an, daß ich gleich hinzusetzte:

„Ich sage das nur, weil ja die großen Liebesausbrüche gestorben sind. Sei ruhig; wenn einmal das Fleisch verwest ist, wird das Skelett geruchlos, und daß die Knochen zu Staub zerfallen, können wir ohnehin nicht überleben.“

Sie sagte kein Wort, aber wie sie mich ansah, fühlte ich, daß sie mich verstanden hatte . . . Ja, jetzt weiß sie es . . .

Es war eine unüberlegte, brutale Bemerkung, aber noch immer

viel zu wenig für das, was die Zukunft verbirgt. Ich will den Gedanken nicht zu Ende denken, ich weise ihn von mir, und wir leben vom einen Tag zum andern. Céline schweigt darüber, und ich auch. Wenn wir schlafengehen, legt sie ihren Arm um mich, wie früher. — ‚Anders kann ich nicht einschlafen', sagt sie, und ich drücke sie liebevoll an mich, wie ein kleines Kind. Ich liebe sie jetzt noch mehr, weil sie so still und ohne Protest neben mir lebt. Aber umsonst vergehen die Wochen und Monate. Ihre Küsse, die Nähe ihres warmen Körpers lassen mich völlig kalt. Was für eine seltsame Liebe ist das doch — denn ich liebe sie, ich liebe sie von ganzem Herzen, daran ist nicht zu zweifeln. Wenn ich nur schon sehr alt wäre, denke ich oft, wenn mir beim raschen Blick fremder junger Mädchen wie rasend das Herz schlägt.

Das einzige, was mich beruhigt und tröstet, ist ein Gang auf den Friedhof in den späten Nachmittagsstunden der stillen Wochentage, wenn man höchstens gebrochenen alten Frauen begegnet, die mit trippelnden Schrittchen und gichtgekrümmten Händen einhergehen — und die Toten schlafen dort so friedlich einer neben dem andern: Junge, Alte, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder. Oft sehe ich mir die Jahreszahlen an, das Alter der Toten: fünfundfünfzig . . . siebzig . . . achtzehn . . . siebenundzwanzig . . . zweiunddreißig . . . sechzig . . .

Wie gut haben's die.

21. Kapitel

„WEISST du, welcher Tag heute ist?" sagt Céline und bemüht sich, ganz leichthin zu sprechen, aber ich fühle sofort, daß es eine langvorbereitete Frage ist. Was immer heute sein mag, für mich kann es nichts Gutes bedeuten. Das fühle ich auch.

„Was ist heute?" frage ich ängstlich.

„Mein . . ."

„Halt! Dein Namenstag! Oder dein Geburtstag! Das kann auch nur mir passieren — und gerade gestern habe ich ihn mir irgendwo aufgeschrieben."

„Mein Namenstag oder mein Geburtstag?"

„Das ist Nebensache. Du feierst etwas, und ich fühle mit dir. Übrigens, warum kommst du mit so etwas? Unser ganzes Geld ist bei dir. Kaufe dir etwas und freu' dich damit."

„Ich bin heute einundzwanzig Jahre."

„Gott erhalte dich! Wie die Zeit vergeht, mein Kind. Unglaublich! Kauf dir etwas Gescheites."

„Ist das alles?"

„Nein. Ich wollte noch sagen, daß du aussiehst, als wärst du höchstens achtzehn."

„Sonst nichts?"

„Ich bin noch nicht fertig, kleine Gans, jetzt kommt der Geburtstagskuß."

Nach dem Kuß geht sie fort, aber ihre Schritte klingen nicht befriedigt, — stelle ich fest — o ja . . . Das heißt, überhaupt nicht . . .

Céline gefällt mir nicht. Etwas steckt noch in ihr, und das tut nicht gut. Man muß die Weinreste aus den Flaschen gießen, sonst werden sie zu Essig. (Und Flaschenspülen ist anstrengend.)

Später fiel es mir ein. Freilich. Wir hatten vor vier Jahren ausgemacht, zu heiraten, wenn sie einundzwanzig ist. Da würde sie großjährig sein, und ihr Vater könnte keinen Anspruch erheben. Na, das kann er ohnehin nicht mehr.

Nachmittags, als sie auf dem Balkon saß, kam ich mit einer Zigarette zu ihr hinaus.

„Ich möchte dir etwas sagen."

Sie legte ihr Buch sofort in den Schoß.

„Nun?"

„Vor vier Jahren versprach ich, dich zu heiraten, wenn du einundzwanzig bist."

„Du hast es also nicht vergessen?"

„Nein, ich war vormittags bloß nicht — — mit einem Wort, wir wollen jetzt davon sprechen. Ich habe dir dieses Versprechen eigentlich gegeben, damit du die Gewißheit hast, daß ich dich nie verlassen werde. Das würde ich auch nie tun . . . Deshalb betrachte ich dich auch längst als meine Frau." (Ein tiefer Zug aus der Zigarette.) „Ich habe dich zwar betrogen, als du krank warst . . ." (Bei diesem Satz sah ich sie nicht an.)

„Glaubst du, daß ich es nicht wußte?"

„Es wäre ja bequemer, sich auf den Standpunkt der Kirche zu stellen: wir waren nicht verheiratet, folglich habe ich die Ehe nicht gebrochen. Und doch hab' ich's getan, denn ich wußte vom ersten Moment an, als ich dich sah, daß du meine Frau bist."

„Und daß du mich betrügen wirst, hast du auch gewußt?"

„Ungefähr . . . Aber ich war durchaus nicht begeistert davon, das kannst du mir glauben! . . . Und dann kam so vieles dazwischen . . . Der bärtige kleine Doktor, der behauptet hat, daß du krank bist . . . das war ein Unglück . . ."

„Auch von dir hat er es behauptet."

„Ja, aber ich kam darauf, daß jemand, der sich Spezialist nennt, ein Scharlatan sein muß. Ich habe dir das schon damals gesagt, aber du wolltest es nicht glauben. Und doch bin ich dadurch gesund geworden. Wenn einer auf sein Schild oder sein Briefpapier schreibt: in dem oder jenem Fach bin ich Spezialist, so ist er ein eingebildeter, aufgeblasener Kerl. Ich werde dir das gleich beweisen . . ."

„Sprich lieber davon, was du mir vor vier Jahren versprochen hast . . ."

„Na gut! Jetzt, wo wir die Ehe ausprobiert haben, sind mir Zweifel an der ganzen Institution aufgestiegen. Nicht an dir. An dir nicht, aber die Ehe fordert zu viel. ‚Wer ein Weib nimmt, tut gut daran; wer keines nimmt, tut besser', sagt die Heilige Schrift. Ich glaube, es ist eine geringere Sünde, jemandem ohne Schwur mehr oder weniger treuzubleiben, als einen Eid abzulegen, den man vielleicht bricht."

„Du weißt, was aus uns wird, auf diese Art?"

„Ich habe nichts gegen eine Trauung am Standesamt . . . wenn du meinst, daß ich dich beschwindelt habe."

„Nein . . . das glaube ich nicht . . .“

Mehr sagt sie nicht, sie sieht mich nur mit sanftem Staunen an.

Ist es nicht doch richtiger, eine Pflicht zu übernehmen, auch wenn wir wissen, daß unsere Kraft nicht ausreicht, sie zu erfüllen, als einfach beiseitezutreten und nicht einmal den Versuch zu wagen?

Vielleicht ist eine halbwegs erfüllte Pflicht, die man mit Begeisterung auf sich genommen hat, doch mehr wert . . .

„Wenn ich dich nur verstehen könnte! . . .“

„Liebst du mich?“

„Nicht immer“, sagt sie und spielt mit dem Buch. „Du warst oft sehr schlecht gegen mich, und . . . und hast mich lange allein gelassen . . .“

„Der bärtige kleine Doktor ist an allem schuld. Das weiß auch er genau. Ich bin ihm seit langem zweitausend Franken schuldig, und er hat mich noch nie gemahnt.“

„Was soll aus uns werden? Wie traurig ist der heutige Tag. Draußen regnet's . . .“

„Alles wäre ganz anders, alles, wenn unser Kind damals nicht gestorben wäre . . .“

„Meinst du?“

„Ich weiß es.“

„Also versuchen wir es . . .“

„Mit dem Kind?“

„Ja.“

„Liebst du mich?“

„Ich weiß nicht, Céline. Jetzt weiß ich es nicht.“

„Jetzt weiß ich's auch nicht.“

„Aber eines ist sicher, Céline: wenn man mich fragte, ob ich ohne dich leben könnte, wüßte ich auch nichts zu antworten. Hast du den Mut zu dieser Ehe?“

„Ich habe gar keine andere Wahl.“

„Arme Céline. Jetzt, wo du ein bißchen verzweifelt bist, schaust du so süß aus. Wenn du zornig bist, liebe ich dich nicht; nur wenn du lächelst. Dann bist du sehr herzig. Deshalb brauchst du aber nicht gleich zu grinsen, meine Liebe. Wir gehen in einfacher Straßenkleidung zur Trauung, und in unserer Brautnacht werden wir Kreuzworträtsel lösen.“

Am nächsten Tag erwähnte sie, daß sie Lust habe, eine ihrer Freundinnen in der Provinz zu besuchen. Ob ich damit einverstanden sei? Gewiß.

Ich hasse alle Formalitäten. Diese Heiraterei macht mich jetzt schon nervös. Vielleicht muß ich tagelang herumlaufen, bis alle Papiere beisammen sind.

Wenn's nur schon überstanden wäre.

22. Kapitel

CÉLINE ist fort.

Wenn ich während der Arbeit eine Stunde Rast halte, denke ich über das sonderbare Leben nach, das ich führe. Es hat weder einen

Inhalt noch Freuden. Ich habe keine Frau, die ich wirklich lieben könnte, mit Leib und Seele. Ja, daß Céline von mir fortgerissen wurde, war das Unglück. Wäre sie immer bei mir geblieben, hätte ich sie vielleicht auch betrogen, aber nie wäre sie mir so fremd geworden. Ich kann nicht mehr zu ihr zurückfinden. Wir haben keine Schuld . . . Zuerst hatten wir durch die Armut zu leiden — Célines Vater hat uns den ersten Schlag versetzt. Sein Arm ist heute zu Staub zerfallen und er hat es gewiß auch nicht so böse gemeint . . . Die Armut an und für sich war noch kein Unglück . . . Da zeigte sich ja erst die wahre Céline. Viel schlimmer war es, daß wir immer so allein gewesen sind . . . Dann schien Gott auch das noch zuviel. Er trennte uns . . . und die völlige Einsamkeit trieb mich dann in eine üble Situation. Din gab mir den Gnadenstoß, obwohl ich jetzt kaum mehr an sie denke und genau weiß, daß ich sie nie geliebt habe. Aber eins hat sie erreicht: sie hat mir Céline weggenommen.

Es wäre schön, in den großen, schneebedeckten Bergen zu leben. Über fliesenbedeckte, kalte Korridore zu gehen, die flüchtigen Wolken am Himmel zu betrachten, die Hände in den Schoß zu legen und den Regentropfen zu lauschen. Bunte Blumen auf großen, freien Wiesen zu sehen, in der Dämmerung den Flug der Vögel zu beobachten und für fremde Verstorbene zu beten.

Aber ich bin noch jung, und die Jugend vergiftet den Frieden der Seele.

•

Ich habe Céline geschrieben, erst zurückzukommen, wenn alles geordnet ist. Solange ich noch nicht alle Papiere habe, mag sie sich in Ruhe erholen. Ich gestehe, daß es nur ein paar kühle Zeilen waren, ich schrieb nicht wie ein stürmischer Liebhaber, der sein Glück kaum erwarten kann. Später gingen nur mehr Karten als Antworten auf ihre Briefe ab — und so verstrichen die Tage.

Céline war seit zwei Wochen fort, da kam ein seltsamer, verworrener Brief von ihr, so unverständlich, daß er mich mit einem Schlag aus der Lethargie jener Tage aufrüttelte.

„. . . ich habe viel darüber nachgedacht, was Du mir zuletzt in Paris sagtest: daß unsere Liebe ein totes Kind sei und wir nicht den Mut haben, es zu begraben. Ich werde diese Kraft jetzt aufbringen und das tote kleine Kind begraben. Leb wohl!"

Ich schickte ein Telegramm ab — das blieb unbeantwortet.

Am dritten Tag rief ich das dortige Postamt an und wartete eine halbe Stunde lang nervös am Telephon, eine Zigarette nach der anderen zerbeißend, bis man Céline verständigte. Was macht sie wieder? Jetzt trotzt sie, wo unser Leben endlich in geordnete Bahnen kommen soll und sie nicht mehr krank ist? . . . So habe ich das doch nicht gemeint, du Närrin . . . Nicht so . . .

„Hallo!"

„Hallo . . . Kommt sie endlich?"

„Die Dame wohnt nicht mehr im Hotel. Sie ist abgereist."

„Wann?"

„Vor einer Woche."

„Danke." (Wieder der Trick von neulich.)

Ich lief nach Hause, um ihren letzten Brief zu suchen, aus dem Poststempel werde ich sehen, wo sie ihn aufgegeben hat. Aber der Brief ist nicht da. Ich habe ihn verloren oder weggeworfen. In hemmungsloser Wut warf ich alles in der Wohnung durcheinander.

Nachts: Abreise. Mein Zorn ist so heftig, daß ich im voraus beschließe: dieses eine Mal bekommt Céline Prügel. Sie wird durchgehauen, wo immer ich sie erwische, und wenn es auf der Straße ist. Dummes, blödes Frauenzimmer! Hat sie mich in vier Jahren nicht so weit kennengelernt, um zu wissen, daß ich niemals ernst rede? Das heißt, wenn ich damals auch so dachte, so war es doch nur ein Augenblick . . . Und schließlich kommt es nicht auf die Augenblicke an.

°

Dienstag: Heute bin ich nach Paris zurückgekommen. Eine Woche war ich fort. Von Céline keine Spur.

°

Freitag: Ich kann nicht weiter. Meine ganze Zeit verbringe ich daheim. Vielleicht kommt ein Brief von ihr, oder sie kommt selbst zurück . . .

°

Montag: Heute habe ich begonnen, Zeichnungen zu machen, in deren Text ich versteckte Botschaften an Céline anbringen kann. Meine Zeichnungen verfolgt sie sicher aufmerksam. Wenn es nur nicht so lange dauerte, bis sie erscheinen.

°

Samstag: Heute nachmittag hat man sie gesehen. Hier vor unserem Haus. Sie stand auf der gegenüberliegenden Seite der Straße und beobachtete lange unser Haustor. Ich kam erst abends heim, weil ich auf den Redaktionen zu tun hatte.

Sie spazierte eine halbe Stunde vor dem Haus auf und ab, ging dann in den Luxembourg-Garten und kam nach ungefähr einer Stunde wieder. Der Bäcker an der Ecke hat sie gesehen und der Hausmeister auch. Er wunderte sich noch, daß sie wieder hier sei, und behauptet, sie war auch in der Wohnung. Sie ließ mir aber keine Botschaft zurück. Gesprochen hat sie mit niemandem. Als ich kam, suchte ich mit einem Taxi das ganze Viertel ab. Der Luxembourg-Garten war schon geschlossen.

°

Zwei Wochen später: Ich werde Céline nicht mehr suchen. In der Redaktion des ‚Matin' erfuhr ich, daß Céline geerbt hat. Seinerzeit hatten die Verwandten das Testament ihres Vaters angefochten, und nun hat sie diesen Prozeß gewonnen.

Nun suche ich sie nicht mehr.

Céline will ein neues Leben beginnen und in diesem Leben spiele ich keine Rolle mehr.

Vielleicht hat sie jemanden gefunden oder wird jemanden finden ...

Das bleibt sich jetzt gleich.

Ganz gleich.

23. Kapitel

Es war ein regnerischer Oktobernachmittag, die Lampen brannten schon. Ich stand mit Semmel-Hans auf der Terrasse eines Bistro, wir warteten auf das Aufhören des Regens.

Semmel-Hans schlug vor, bei Chartier zu nachtmahlen und nachher ins Raspail-Kino zu gehen, wo ein Film mit dem Titel ‚Flammende Liebe' gegeben wurde; wenn ich mich recht entsinne, mit Joan Crawford, die so wundervolle Augen und einen so verliebten Mund hat.

Im selben Augenblick bemerkte ich auf der anderen Seite der Straße eine zarte kleine Gestalt. Eine plötzliche Schwäche wandelte mich an, meine Beine zitterten, ich konnte kaum atmen. Céline kam über den Damm und blieb vor dem Schaufenster einer Buchhandlung stehen.

„Was hast du?" rief Semmel-Hans, als ich ihn wegstieß und zum Buchladen rannte.

„Céline!" schrie ich und griff nach ihrem Arm.

Ein fremdes Gesicht starrte mich erschrocken an.

Da stand Semmel-Hans auch schon hinter mir.

Ich schämte mich entsetzlich.

Wir gingen langsam die Straße hinunter. Der Regen hatte schon aufgehört, aber der Asphalt war noch naß und warf das Licht der Lampen zurück.

„Hol's der Teufel", rief Semmel-Hans. „Jetzt bin ich in eine Pfütze getreten!"

Später, da ich nichts erwiderte, sagte er:

„Ganz so ist es mir mit Monika ergangen. Ihr konntet mich damals nicht begreifen. Aber ich habe es überwunden und auch du wirst es überwinden."

Er zog seinen Hut über die Augen.

„Du kannst mir meinetwegen bis morgen früh von Céline erzählen, Alter, du hast mich ja auch immer geduldig angehört. Sprich dich nur aus."

„Ich habe nichts zu sagen."

„Das ist noch besser. Glaub mir, es geht vorüber! Komm essen, und schau dir nicht die Passanten an, es hat gar keinen Sinn. Das kann ich dir sagen, ich hab's ja mitgemacht! Wenn du Lust hast, können wir auch in ein Revuetheater auf dem Montmartre gehen."

Er sah mich teilnahmsvoll an. Er war so sympathisch mit seinem aufgeklappten Rockkragen, dem abgetragenen Überzieher, dem regennassen Hut — wie er dastand und meine Antwort erwartete.

„Glaubst du, daß man vier Jahre nur so einfach vergessen kann?"
„Na und ob, mein Lieber! Sogar zwölfe! Tjaja! ... Na, kommst du? Schau dir das fesche Frauenzimmer dort an und den unmöglichen Kerl, mit dem sie geht ... Ja, lieber Freund, so ist das Leben!"

24. Kapitel

WIE sollte ich vergessen können?
Ganz Paris ist eine einzige Erinnerung an sie. Ich kann nirgends hingehen, ohne an sie erinnert zu werden. Wo ich auch hinkomme, immer und überall sehe ich ihre schlanke Gestalt, ihr überlegenes Lächeln. Auch ihre Bewegungen stehen lebendig vor mir: wie sie las, rauchte, tanzte. Es ist wahr, ich bin jetzt gar nicht dazu aufgelegt, Vergnügungslokale zu besuchen, und ich sollte es tun, um zu vergessen. Aber auch in die Kirche kann ich nicht gehen. Die alte kleine Kapelle zerreißt mir schier das Herz — ich sehe Céline mit gesenktem Kopf neben mir knien. Und auch alle anderen Kirchen in der Nähe sind voller Erinnerungen. Ich bin aus den Kirchen ausgeschlossen.
Möglich, daß ich nicht fromm war, möglich, daß ich schlecht war, aber ich habe Céline immer zur Kirche begleitet, wenn sie mich darum bat. Die Kirchen habe ich immer geliebt.
Zu Hause kann ich es nicht aushalten.
Ihr Andenken will nicht verblassen.
Wenn sie früher zu Bett ging als ich, sagte sie vor dem Einschlafen jedesmal:
„Komm aber nicht zu spät, Ypsilon!"
Wenn ich sie zu welcher Nachtstunde immer weckte, griff sie sofort nach ihren Pantöffelchen und sagte mit ihrem schläfrigen kleinen Gesicht, die Augen halb geschlossen:
„Willst du Kaffee oder Tee?"
Dich will ich! Komm zurück! Wo immer du bist, komm zurück! Ich wußte ja nicht, was du mir warst!
Ich habe kein Heim mehr, Céline, ich arbeite im Kaffeehaus. Gegen morgen, wenn es leer wird, setze ich mich in eine entlegene Ecke und arbeite dort. Niemand stört mich. Manchmal setzt sich ein geschminktes Mädchen mit traurigem Gesicht und blitzendem Talmischmuck zu mir und sieht neugierig zu. Sie weiß, es hat keinen Sinn, bei mir ihr Glück zu versuchen, und tut es auch gar nicht mehr. Sie gähnt mich nach einer Weile an und sagt gelangweilt:
„C'est rigolo, ça!"
Nach Hause gehe ich nur, wenn ich todmüde bin, und schlafe in meinen Kleidern ein. Morgens gehe ich dann ins Bad — weißt du, in unser altes Bad im dreizehnten Bezirk, wo ich so oft mit dir war. Dort setze ich mich dann in die Vorhalle und rede mir ein, daß ich auf dich warte, ganz wie einst. Dann bleibe ich wieder die ganze Nacht wach. Ich würde mich gern betrinken, aber mein Magen verträgt keinen Alkohol, er brennt mich, als ob ich Feuer schluckte.
Über dem Diwan hängt eine kleine Bleistiftzeichnung von Céline.

Als ich allein lebte und Céline krank im Gebirge war, steckte ich mein Geld hinter den Rahmen dieses Bildes und stellte mir vor, daß Céline darauf achtgebe. Wenn ich etwas davon wegnehmen mußte, sagte ich zum Bild:

„Schau, Celine, ich bin unverbesserlich! Das Geld ist weg, ich weiß nicht mehr, wofür! Gib mir noch hundert Franken!"

Das war noch in der unmöglichen Wohnung, dort war es doch am schönsten, dort hätte ich bleiben sollen. Nicht einmal ins Dôme kann ich mehr gehen, weil mir dort immer einfällt, wie sie aus den Bergen so unerwartet heimkam:

Ich saß gerade auf der Terrasse und schrieb an Din, — als ich aufsah, stand Céline auf der anderen Seite und winkte mir zu. Aber sie kam nicht herüber, sie mochte das Dôme nicht.

„Dort sitzen lauter gräßliche Leute. Ich verstehe dich nicht. Aber ich dachte mir, daß du da sitzen wirst."

Ich steckte den angefangenen Brief ein, zahlte und ging zu ihr . . .

Céline untersuchte niemals meine Taschen, aber wenn ich einen Brief bekam, öffnete sie ihn. Oder wenn ich ihn zuerst las, verlangte sie ihn nachher. Aber daß in meiner Tasche Briefe sein könnten, daran dachte sie nicht.

Céline war eine reine, ehrliche Seele.

Ich strich auch viel im dreizehnten Bezirk herum. Einmal stahl ich mich in den Hof der unmöglichen Wohnung, wie ein Dieb, wagte mich aber nicht weiter. Nur von weitem, vom zweiten Hof aus, starrte ich auf den Schauplatz unseres einstigen Lebens.

Der Hof war unverändert. Vor der Wohnung des Radfahrer-Ehepaars lehnte das Fahrrad an der Mauer. Wahrscheinlich sind sie jetzt beim Mittagessen, deshalb hat er keine Zeit, das Rad zu reparieren. Wie groß der einzige Baum unseres schattigen Gartens geworden ist! Es war eigentlich nie unser Garten, nur die Aussicht vom einzigen Fenster der unmöglichen Wohnung ging dahin. Céline wird wiederkommen, sie muß wiederkommen, sie kann nicht das alles vergessen haben.

Ich sah auch die schöne, gesunde Frau in der Wäscherei wieder. Auch ihre Tochter strotzt vor Gesundheit. Vor dem Bäckerladen an der Ecke fällt mir ein Schrei Célines ein. Sogar jetzt, in meinem Kummer, muß ich lachen, wenn ich daran denke.

Eines Abends, während Céline in der Leihbibliothek war, schnitt ich mir eine Menge Haare ab und machte mir daraus einen Schnurrbart und einen Bart. Dann ging ich vors Tor, wartete, bis ich sie kommen sah, und ging ihr entgegen. Hier vor dem Bäckerladen packte ich sie am Arm und sagte mit tiefer Stimme:

„Pardon, Mademoiselle!"

Mit einem entsetzten Schrei riß Céline sich los und rannte nach Hause, — unterwegs verlor sie die Bücher. Ich hob sie auf und lief ihr nach.

Wenn ich mich in eine Gegend zurückverirre, wo ich einmal gelebt habe, kommt mir plötzlich die Vergangenheit entgegengelaufen, hängt sich bei mir ein und bringt mir das Stück Leben, das ich hier durchlebte, zurück. Dann fließen die Erinnerungen an die dort ver-

brachten guten und bösen Tage zusammen und werden schön. Die Vergangenheit erwacht mit solcher Kraft, daß ich in die Maison meublée, wo ich einmal gewohnt habe, beinahe zurückkehren, meinen Zimmerschlüssel vom Haken nehmen und mein Leben dort fortsetzen möchte, wo ich damit aufgehört habe.

Durch das Bürofenster der Maison meublée sehe ich nach meinem Schlüsselfach, wie ich es immer tat, bevor ich ins Tor trat, um zu sehen, ob ich Briefe habe. Von hier draußen kann ich mein ehemaliges Fach sehen. Wenn etwas Weißes darin blinkt, bleibe ich herzklopfend stehen. Hineingehen und den Brief verlangen kann ich nicht, und doch ist dieser Brief sehr wichtig: er erklärt mir vielleicht mein Leben.

Vor dem Verlag, wo Céline einst arbeitete, zieht sich mein Herz zusammen. Vielleicht haben die Leute, die jetzt neben mir hergehen, mich damals mit ihr gesehen.

An der Ecke bleibe ich stehen und denke, daß ich auch jetzt auf Céline warte. Gleich wird sie erscheinen, eine kindliche, zarte Figur, eilig, schon von weitem winkend und lächelnd.

Es ist eben Mittag. Die Angestellten kommen aus den Büros.

Ich sehe kein einziges bekanntes Gesicht. Wo sind alle hingekommen, die ich gekannt habe? Ich hatte so viele Bekannte unter ihnen, und nun kommt mir keiner entgegen. Aber diesen alten Herrn, der da kommt, den haben wir gekannt, Céline und ich. Auch jetzt trägt er einen Regenschirm, wie immer. Ich möchte ihm gern die Hand drükken und ihn fragen, wie es ihm seither ergangen ist? Gang gewiß würde er erwidern:

„Nicht gut, mein Herr, nicht gut. Letzten Winter war ich sehr krank . . . Auch Renée . . . Aber die kennen Sie ja gar nicht . . . Bon jour, Monsieur! . . . Bon jour! . . .“ Und er geht, um dieses dumme Leben fortzusetzen.

Ich streife weiter durch die Straßen, immer in der Hoffnung, ihr doch einmal irgendwo zu begegnen.

Ich will sie ja nicht in mein Leben zurückzwingen, ich will nur wissen, ob w'klich alles aus ist . . . Das soll sie mir sagen und mir dabei ruhig in die Augen sehen, dann können wir scheiden. Ich möchte nur wissen, ob sie ruhig an mir vorbeigehen könnte, am Arm eines andern . . .

Niemand weiß, wer Céline ist, nur ich . . . Wann war sie schlecht gegen mich, wann war ich neben ihr unglücklich? . . . Ich finde nichts . . . Nichts . . .

Heute abend um halb sieben Uhr riß die letzte Saite meiner alten Mandoline.

25. Kapitel

„SEMMEL-HANS, morgen abend verreise ich. Komm zu mir, ich übergebe dir alle meine Sachen. Wähle dir aus, was du magst, alles andere laß ich hier.“

„Verrückt!“ sagte er und ging mit schnellen Schritten neben mir her. „Du läßt alles hier?“

„Alles. Ich nehme nur Hut und Überzieher."
Semmel-Hans lud meine Bücher auf ein Taxi. Ich behielt nur die schwarzgebundene Bibel.
„Ich hab' noch gar nicht gefragt, wohin du fährst und warum."
„Das weiß ich selbst nicht. Ich fahre für immer fort von hier."
„Bist du vollkommen übergeschnappt? Du hast eine Zwei-Zimmer-Wohnung . . ."
„. . . mit Balkon, Semmel-Hans."
„. . . wunderschöne, moderne Möbel . . ."
„Auch die Möbel gebe ich dir. Verkaufe sie! Alles gebe ich dir."
Er konnte kaum sprechen.
„Wirklich?"
„Ja."
„Und . . .", sagte er mit leiser Stimme, „und deine Stellung? Was hast du hier monatlich verdient?"
„Sechs-, siebentausend . . . wenn ich faul war, nur vier."
„Du guter Gott, warum kann ich nicht zeichnen? . . . Du willst wirklich das alles aufgeben?"
„Sag, du kurzsichtige Seele, wenn ich gestorben wär', würdest du mir auch ins Grab nachbrüllen, daß ich die schönen, modernen Möbel mitnehmen soll?"
„Das ist etwas anderes!"
„Es ist ganz dasselbe, denn für Paris bin ich gestorben."
„Ach so! Jetzt dämmert mir ein Licht auf . . ."
„Schau, ich habe nie viel Geschichten gemacht, bei mir heißt es immer: entweder — oder. Als ich hierherkam, war es auch nicht anders. Und jetzt ist mir hier sogar die Luft zuwider. Magst du das Grammophon?"
„Selbstverständlich. Und wem gibst du das Radio?"
„Dir. Morgen reise ich. Aber sei nicht zu sehr erstaunt, wenn du mich in einer Woche auf der Terrasse des Dôme sitzen siehst."
„Aber dann muß ich dir ja alles wieder zurückgeben?"
„Natürlich."
Sein Gesicht zuckte nervös.
„Keine Angst, Semmel-Hans. Du brauchst mir nichts wiederzugeben. Beruhige dich, du wirst mich auch nie mehr im Dôme sehen. Nur heute, zum letztenmal."
Nachmittag kündigte ich meinen wichtigsten Zeitungen an, daß ich Paris verlasse, und bat, für einen Stellvertreter sorgen zu dürfen. Ich sagte nämlich, daß ich in einem Jahr zurückkommen werde, obwohl ich schon wußte, daß es nie dazu kommen wird. Wenigstens voraussichtlich nicht.
Wem soll ich meinen verwaisten Posten übergeben? Ich hatte so viel darum gelitten und gekämpft — ich mochte ihn nicht dem Erstbesten einfach als Beute dalassen. Der französische Kollege mit der großen Nase soll ihn bekommen, der mir dreihundert Franken leihen wollte, als wir Bummel-Toni begraben haben.
In der Redaktion eines anderen Blattes — wo ich hinging, eine Novelle zurückzugeben — (ich hätte sie illustrieren sollen), traf ich ein junges Mädchen.

Sie hatte einen traurigen Blick, hielt ihre Zeichenmappe fest an sich gedrückt und sah unverwandt nach der Türe des Redakteurs.

Ich sprach sie an und fragte sie, ob sie auch zeichne.

„Ja", sagte sie schüchtern. Dann beklagte sie sich, wie schwer es sei, vorwärtszukommen. Besonders, wenn man so allein steht . . .

„Wohnen Sie nicht bei Ihren Eltern?"

„Ich bin eine geschiedene Frau", sagte sie und errötete tief.

Sie hatte auch ein Kind von drei Jahren.

„Warum haben Sie sich scheiden lassen?"

„Mein Mann hat mich verlassen", sagt sie und ihr Mund verzieht sich schmerzlich. „Es hat sich keine Tragödie abgespielt, aber für mich war's schlimm genug."

„Verdienen Sie viel?"

„O . . . wirklich . . ."

„Aber doch?!"

„Ich bin sehr unbeholfen . . . und habe nicht viel Zeitungen . . . aber auf tausend Franken bringe ich es schon."

„Zeigen Sie mir doch Ihre Zeichnungen!"

Sie ist begabt. Nur geht sie zu sehr ins Detail.

„Sie müssen einfacher arbeiten — nur ein paar Striche, und vor allem viel und schnell."

Ich gebe ihr eine Adresse an, wo sie Arbeit bekommen wird, und schreibe auch gleich den Empfehlungsbrief.

Ich bemerkte, daß sie verstohlen in meinen Brief hineinsah und sehr überrascht war.

„Gehen Sie mit diesem Brief sofort hin. Ich bin heute abend auf der Terrasse des Dôme zu finden, falls Sie noch irgendwelche Auskünfte wünschen."

Am Abend kam sie, furchtbar aufgeregt. Ja, sie hat gleich Arbeit bekommen und zeigte sie mir auch, mit zitternden Händen. Dann fragte sie nach Verschiedenem. Wenn ich sprach, wandte sie keinen Blick von mir. — Wie lange man sie wohl beschäftigen würde? — „So lange Sie wollen. Dort pflegt man die Mitarbeiter nicht zu entlassen, es gibt sogar einen achtzigjährigen Zeichner. Ich selbst bin — das heißt, ich war — seit Jahren bei dem Blatt. Jetzt fahre ich aber weg, denn hier ist es mir zu langweilig." (Die Arme, sie ist ihrem Gatten langweilig geworden, obwohl sie gar nicht langweilig aussieht.)

„Und warum soll gerade ich Ihre Nachfolgerin werden?"

„Ich fahre morgen weg und kehre niemals mehr nach Paris zurück . . . alles andere ist unwichtig, Madame."

„Und was soll ich Ihnen dafür geben?"

„Nichts. Arbeiten Sie fleißig, vielleicht können Sie sich einmal ein kleines Häuschen kaufen!"

„Das werde ich auch! Von Viertausend monatlich kann ich Zweitausend sparen. In drei Jahren ist das Haus da. Sie werden sehen, wie hübsch es sein wird."

Ihre Augen glänzen, ihr Gesicht glüht wie im Fieber.

„Ich hoffe, Sie kommen, wenn ich Sie einlade?"

„Nein. Ich komme niemals mehr in diese Gegend! Auch Sie sehe ich jetzt zum letztenmal."

„Wie schade."

Dann sagten wir uns Adieu. Ich ging nach Hause und die junge Frau lief hinter einem Autobus her, um ihn noch zu erwischen. Jetzt eilt sie heim, die künftige Villenbesitzerin, trunken vor Glück jagt sie einem Autobus nach . . . Sie wird noch unter irgendein Fuhrwerk geraten . . .

Am andern Morgen bekam ich einen riesigen Blumenkorb voll weißer Rosen. Es waren vielleicht hundert Rosen drin. Auf einer Karte stand: „Von der glücklichsten Frau der Welt."

Wie lieb und schön. Außerdem habe ich noch niemals Blumen bekommen. Es ist ein sehr angenehmes Gefühl. Wie schön, daß Paris sich jetzt, am letzten Morgen, so von mir verabschiedet . . . und gerade durch die glücklichste Frau der Welt . . . Leider kann man so was nicht mitnehmen. Ich muß den Blumenkorb dalassen. Aber ich werde ihn bis zum letzten Augenblick ansehen.

•

Als der Hausmeister meinen Koffer zum Taxi trug, sagte er:

„Ich hab' vergessen, auszurichten, vorgestern hat Sie gegen Abend eine Dame gesucht."

„Mich?"

„Ja. Es ist mir erst jetzt wieder eingefallen."

„Wie hat sie ausgesehen?"

„Mittelgroß, schlank. Das Gesicht hat meine Frau nicht gut sehen können, weil das Gas im Stiegenhaus noch nicht gebrannt hat. Aber die Stimme ist ihr so bekannt vorgekommen, sagt meine Frau."

„Was wollte die Dame?"

„Sie hat nur gefragt, wie es Monsieur geht. Ob Sie nicht krank sind. Meine Frau hat gesagt, Sie sind gesund und es fehlt Ihnen gar nichts."

„Natürlich, natürlich . . . Wenigstens nichts Besonderes . . ."

Einen Augenblick schien das Ganze so seltsam. Aber nein . . . nein . . . das konnte nicht Céline gewesen sein. Es war Louise oder vielleicht die „glücklichste Frau" oder jemand anderes. Nach so langer Zeit ist es ganz unwahrscheinlich, daß Céline zurückgekommen wäre. Nein, das ist nicht wahrscheinlich.

Jetzt müßte ich im Taxi aufstehen, die Koffer auf die Straße hauen, meinen Hut wegwerfen und mit ausgebreiteten Armen lachen. Blödsinn das Ganze, alles, wie es ist und war! Man soll sich um niemanden und nichts kümmern! Auch du warst nur meine Geliebte und sonst nichts! Verstanden? Sonst nichts! Ihr wart drei: Louise, Din und Céline . . . Wenn ich von neuem beginnen könnte, würde ich es wieder genau so machen! . . . Hahaha! . . . Genau so! . . . Ich bedaure nichts! . . . Das ganze Leben ist nichts wert . . . Ich klammere mich nicht daran, ich hab auch nicht darum gebeten . . . Es gibt nichts auf der Welt als Worte . . . nur Worte . . . Das Leben besteht aus Worten und alles kommt immer anders . . . Ich möchte meine ganze Kraft in einem einzigen Wort explodieren lassen und in diesen Hexenkessel von einer Stadt hineinschreien, daß man es in jedem Winkel

hört! Wenn's sein muß, soll dieses Wort über die Stadt hinausjagen, ins Freie, wenn's sein muß, über die Berge, damit es Eine hört: „Céline . . . Céline! . . ."

Ich gehe fort von hier, weißt du?! Größer als meine Liebe und mein Schmerz ist mein Stolz. Ich gehe, und wenn es mein letzter Gang sein sollte.

Ich verschwinde und kehre nie wieder hierher zurück . . . Denn ich kann nichts vergessen. I c h mache jetzt Schluß mit dir und nicht du mit mir . . . Verstanden? . . . Ich habe dich satt und lasse dich stehen . . . Und ich habe dich nie geliebt! Was ist das schon, eine Geliebte?

Ich glaube, mir wird schlecht!

26. Kapitel

MARSEILLE, 1929. Seit einem halben Jahr lebe ich hier, im Elend, wie ein Tier.

Tagsüber strolche ich draußen im schmutzigen Hafen herum und betrachte die auf lange Fahrt ausziehenden Ozeandampfer und das Meer . . .

Abends schreibe ich in dunstigen Matrosenspelunken mit dem verschütteten Wein auf den Tisch: Demain . . . Morgen . . . Da werde ich mich irgendwohin auf den Weg machen.

Neben mir zieht ein rotbärtiger Kerl eine Zeitung aus der Tasche. Es ist das Blatt, für das ich so lange gearbeitet habe, seinerzeit. Wie er umblättert, bleibt mein Blick an einer Zeichnung haften . . . Eine Zeichnung unter den vielen . . . Nicht möglich! Doch . . . Ich lese auch meinen Namen darunter . . . eine meiner alten Zeichnungen . . . ich habe sie kaum erkannt. Eine Illustration, die aus der Zeit stammt — ja, ich weiß es genau — als ich noch mit Céline in der unmöglichen Wohnung lebte. Seit einem halben Jahr bin ich nicht mehr in Paris und noch immer erscheinen meine Zeichnungen, als wäre ich nie fortgegangen. Wem diese Zeitung in die Hand gerät, der muß denken, daß ich noch dort bin. Wenn sie jemandem in die Hand gerät, der mich kennt, der muß glauben . . . muß glauben . . .

Ich weiß nicht mehr, was zu jener Zeit mit uns gerade los war, ich weiß nur noch, daß ich mit Céline damals in der Rue de la Butte-aux-Cailles, im Haus mit den zwei Höfen, in der unmöglichen Wohnung hauste.

Als wäre ich meinem längst verstorbenen Ich begegnet . . .

Ich muß nur die Augen schließen und bin wieder in Paris, um drei Jahre jünger . . . Gehe aus der Redaktion nach Hause . . . Nach Hause, in die unmögliche Wohnung, durch die beiden Höfe, ins U-förmige Haus.

Ich sehe das offene Fenster unserer Wohnung, den schattigen Garten mit dem einzigen Bäumchen als Mittelpunkt. Das einst grün gewesene Vogelbauer steht auf dem Fenstersims, der kleine Momo wetzt gerade seinen Schnabel.

Céline neigt sich über den Käfig und pfeift, um den kleinen Momo singen zu lehren.

Wie kommt das nur . . . Manchmal überleben belanglose kleine Erinnerungen tausendmal Wichtigeres in unserem Gedächtnis?

So deutlich sehe ich dieses Bild vor mir, daß der Schmerz mir die Kehle zusammenpreßt.

Ja, Céline neigt sich über den Käfig und pfeift . . . und ich trete ins Zimmer.

„Céline . . . Céline . . . weißt du, daß dies die schönste Wohnung der Welt ist? Die Wände sind aus purem Gold, der Garten ist der schönste, schattigste Garten, mit dem herrlichsten Baum in der Mitte. Und da bist du, da ist der kleine Momo, und da bin ich, Céline . . . da sind drei Herzen, die sich lieben . . . Gib mir deine Hand, damit ich sie für immer festhalte . . . für immer, Céline, für immer!"

„Du Dummes, du! Wer denkt denn daran, dich jemals zu verlassen? Komm, begleite mich ins Spital, mir tut das Herz so sonderbar weh."

Ich komme, Céline, ich begleite dich in alle Spitäler, jeden Tag. Ich werde nicht ungeduldig draußen auf- und abgehen, ich komme mit dir, um die unangenehme Wartezeit mit dir zu teilen . . . Ich gehe mit hinein, auch zu den Ärzten . . . Und nun sag' ganz genau, liebe Céline, du großer Momo, sag's, wie dir das Herz weh tut . . . Denn vorhin, als ich kam, tat auch meins so weh. Auf das Herz muß man achtgeben . . . sehr achtgeben . . . Und, Céline, wir wollen nicht reich werden . . . Wenn wir Geld haben, dann gehen wir zu dem bärtigen kleinen Doktor . . . und dort geraten wir in einen furchtbaren Sturm, und dieser Sturm trennt mich dann von dir und reißt mich von dir los, wie ein welkes Blatt vom Baum.

Céline . . .

Wenn ich deinen Namen ausspreche, ist mir, als sähe ich langstielige weiße Blumen auf einer großen grünen Wiese.

Der Rotbart steht auf, wendet sich plötzlich zu mir und sagt:

„He, Kamerad! Wenn du ein Mädel willst, rechne ich es dir billig! Sie heißt Céline."

Er grinst mich mit seinem zahnlosen Mund blöde an.

Dann macht er kehrt und torkelt mit schweren Schritten hinaus.

Draußen auf dem Meer heult die Sirene eines nahenden Dampfers: Heiser, langgezogen, klagend . . .

Wo mag S i e jetzt wohl sein?! . . .

E n d e !

M. STEEN / DIE SCHWARZE SONNE

912 Seiten, Ganzleinen DM 19.80

DIE SCHWARZE SONNE erzählt von Bristol und dem Sklavenhandel des 18. Jahrhunderts. Es ist die Geschichte der berühmten Reederfamilie Flood und ihrer Nachkommen. Im Mittelpunkt stehen der abenteuerliche Draufgänger Matthew und die beiden Frauen, die er liebt: Pallas Burmester, die umworbene Schönheit Bristols, und Sheba, die berückende Schwarze von der Goldküste.

PAUL I. WELLMANN / JUBAL TROOP

624 Seiten, Ganzleinen DM 16.80

Viele sind auf einem elenden Klepper ausgeritten ohne einen Cent in der Tasche, um die Welt zu erobern. Der Wind der Savannen hat ihre Spur verweht, sie sind namenlos untergegangen. Aber ein Jubal Troop, der ist nicht untergegangen, weil er ein Kerl war und sich, ob arm oder reich, sein anständiges Herz bewahrt hat. Eine Welt abenteuerlicher Gestalten zieht an ihm vorüber, über allem aber steht sein Lebenswille und die Liebe zu einer Frau, für die er kämpft und jeden Schicksalsschlag überwindet.

GISKES / SPIONE ÜBERSPIELEN SPIONE

356 Seiten, Ganzleinen DM 12.50

Zwei Jahre hindurch haben Männer der deutschen Abwehr den gesamten englischen Geheimdienst hinters Licht geführt. Ein authentischer Erlebnisbericht von erregendster Spannung.

J. P. TOTH VERLAG · HAMBURG

TASCHENBÜCHER

Ungekürzte Romane
bekannter Autoren aus aller Welt
Preis DM 1.80

Bisher erschienen

1	Hans Fallada	Kleiner Mann — was nun?
2	Graham Greene	Am Abgrund des Lebens
3	Rudyard Kipling	Das Dschungelbuch
4	Kurt Tucholsky	Schloß Gripsholm
5	Ernest Hemingway	Fiesta
6	Honoré de Balzac	Oberst Chabert
7	Knut Hamsun	Mysterien
8	Rudolf Brunngraber	Radium
9	Neil Paterson	Auf Wettfahrt nach China
10	A. J. Cronin	Kaleidoskop in ‚K'
11	Graham Greene	Orientexpreß
12	Joergen Frantz Jacobsen	Barbara und die Männer
13	Ernst von Salomon	Boche in Frankreich
14	Gustave Flaubert	November
15	Albert Camus	Die Pest
16	Georg Bernanos	Die Sonne Satans
17	Wilhelm Speyer	Der Kampf der Tertia
18	Jacques Roumain	Herr über den Tau
19	Jack London	Wolfsblut
20	Gábor von Vaszary	Monpti
21	William Faulkner	Wendemarke
22	H. G. Wells	Die Zeitmaschine
23	Joan Lowell	Ich spucke gegen den Wind
24	Alfred Hayes	Das Mädchen a. d. Via Flaminia
25	Betty Mac Donald	Das Ei und ich
26	Graham Greene	Das Attentat
27	John Galsworthy	Ein Mädchen wartet
28	Hans Thomas	Percy auf Abwegen
29	Honoré de Balzac	Die Frau von 30 Jahren
30	James M. Cain	Der Defraudant
31	Thyde Monnier	Die Kurze Straße
32	Evelyn Waugh	Eine Handvoll Staub
33	Hans Chr. Branner	Der Reiter
34	John Steinbeck	Die Schelme von Tortilla Flat
35	Heinrich Mann	Der Blaue Engel
36	Winston S. Churchill	Weltabenteuer im Dienst

* 37/38	Theodore Dreiser	Eine amerikanische Tragödie
* 39/40	A. J. Cronin	Die Zitadelle
41	Pearl S. Buck	Ostwind — Westwind
42	R. G. Waldeck	Venus am Abendhimmel
43	Edgar Maass	Der Traum Philipps II.
44	Max Dauthendey	Die acht Gesichter am Biwasee
45	John Galsworthy	Das Schicksal der Irene Forsyte
46	Joachim Ringelnatz	rororingelnatz
47	Martin Beheim-Schwarzbach	Die diebischen Freuden des Herrn v. Bißwange-Haschezeck
48	Graham Greene	Schlachtfeld des Lebens
49	Anatole France	Die Bratküche zur Königin Pedauque
50	Kurt Tucholsky	rorotucholsky
51	David Garnett	Meine Frau die Füchsin
52	Hammond Innes	Der weiße Süden
53	Gábor von Vaszary	Sie
54	Dieter Meichsner	Weißt Du warum?

Demnächst erscheinen

Hans Fallada	Wer einmal aus dem Blechnapf frißt
Heinrich Hauser	Die letzten Segelschiffe
Frederic Prokosch	Sturm und Echo
Gregor von Rezzori	Maghrebinische Geschichten
Jean-Paul Sartre	Das Spiel ist aus
Carl Haensel	Der Kampf ums Matterhorn
Sigismund v. Radecki	ABC des Lachens
Bruno Frank	Cervantes
Claude Anet	Ariane
Frank Thiess	Stürmischer Frühling
Allen Roy Evans	Der Zug der Rentiere
Pearl S. Buck	Die Mutter
Gerhart Hauptmann	Wanda
Graham Greene	Die Kraft und die Herrlichkeit
Giacomo Casanova	Die Nonnen von Murano
Graham Greene	Ein Sohn Englands
Graham Greene	Das Herz aller Dinge
Jean Duché	Sie und Er
Finn Soeborg	Und sowas lebt

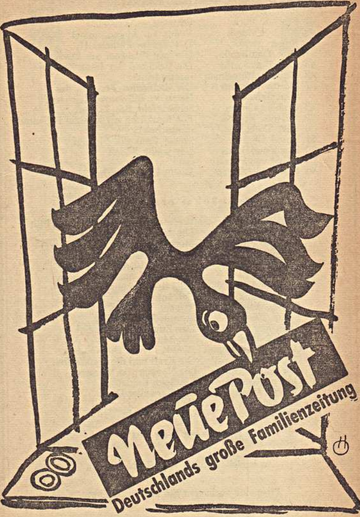
* Doppelband Preis DM 3,60

Zu beziehen durch Ihre Buchhandlung

Prospekte verlangen Sie bitte direkt vom

ROWOHLT VERLAG HAMBURG 1

Jeder kennt sie, jeder liebt sie,



jeder nimmt sie mit nach Haus!

MAT
RESTAURANT